Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

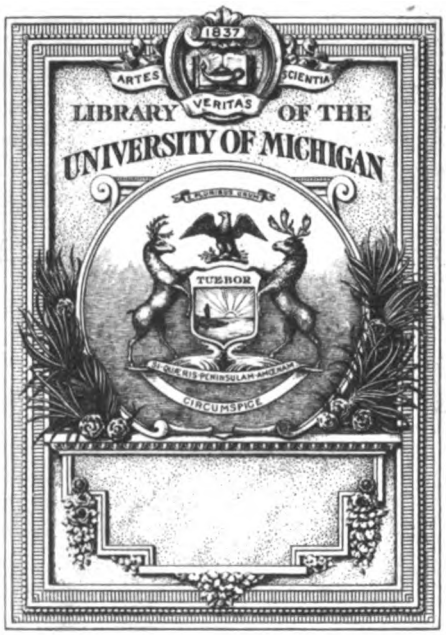
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 3 9015 00240 805 5
University of Michigan – BUHR

Digitized by Google



Digitized by Google
OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG

GN
703

Digitized by Google

Digitized by Google

MANNUS

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und für die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

13. Band (1921)

Leipzig
Verlag von Curt Kabitzsch
1922.

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Digitized by Google

Anthropologie
Harv.
4-14-25
11414

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Abhandlungen	1, 143, 239
Mitteilungen	67, 227
Bücherbesprechungen	126, 230, 336
Aus Museen und Vereinen	120
Nachrichten	135, 237, 345
Nachrufe (Ludwig Pfeiffer, Felix Peiser, Oskar Montelius, Eugen Bracht)	138, 238

Åberg, Nils: Das Haus zu Tösta. Mit 5 Textabb. 104
Bayer, J.: Das vermeintliche Solutréen in Skandinavien. Mit 5 Textabb. . . . 1
Bayer, Josef: Der Beckenton von Rabutz — I. Interglazial 67
Bayer, J.: Der Mammutjägerhalt der Aurignaczeit bei Lang-Mannersdorf a. d. Perschling (Nied.-Öst.). Mit Taf. IV und V. 76
Bayer, Josef: Die Bestätigung meiner Eiszeitchronologie durch Spanien 227
Beltz, Robert: Literatur zur mecklenburgischen Vorgeschichte 1900—1920 206
Bezzenberger, Adalbert: Eine Fälschung. Mit 3 Textabb. 176
Frödin, Otto und Fürst, Carl M.: Hat man im Norden in der Steinzeit skalpiert? Mit 7 Abb. auf Tafel II und III 52
Heck, H. jun.: Ein paläolithischer Knochenschaber im ortsgeschichtlichen Museum zu Diez a. L. Mit 4 Textabb. 166
Hertlein, Friedrich: Die Kalenderdaten der Juppitergigantensäulen 88
Heß von Wichdorff, H.: Krantas und Jurabecken in Ostpreußen. Mit 1 Textabb. 41
Kemke, Heinrich: Felix Peiser 138
Koenen, Konstantin: Römisches in Paderborn. Mit 1 Abb. u. 1 Karte 185
Kossinna, Gustaf: Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen und Kugelflaschen. I. Trichterbecher. Mit 39 Textabb. und Tafel I 13
Kossinna, Gustaf: Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen und Kugelflaschen. II. Kragenfläschchen. Mit 18 Textabb. und Tafel VII 143
Kossinna, Gustaf: Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen und Kugelflaschen. III. Kugelflaschen. Mit 1 Karte (Tafel VIII) 239
Kossinna, Gustaf: Oskar Montelius. Mit 3 Textabb. 309
Kossinna, Gustaf: Nachrufe (Ludwig Pfeiffer, Oskar Montelius, Eugen Bracht) 138, 238

Digitized by Google

Seite

Kostrzewski, Jos.: Gefäße mit Rädchenverzierung aus Polen. Mit 10 Textabb. und Tafel VI 82
Lehmann, Ernst: Zwei Funde aus der Bronzezeit Thüringens. Mit 3 Textabb. 172
Lehmann, Hans und Richard: Die ältere Steinzeit in Mitteldeutschland. Mit 48 Abb. 269
Magdalinski: Die Windelbahn von Stolp in Pommern. Mit 6 Textabb. 197
Schumacher, Paul: Ein Burgwall bei Polzin, Kr. Belgard, Pommern. Mit 1 Textabb. 115
Walter, E.: Neuere Literatur zur Vorgeschichte Pommerns 215

Bücherbesprechungen.

Seite

Äberg, Nils: Ostpreußen in der Völkerwanderungszeit (M. Jahn) 340
Amende, E.: 5 Einzelabhandlungen in Mitt. d. Gesch. u. Altertumsforsch. Gesellsch. des Osterlandes 128
Amende, E:. Vorgeschichte des Altenburger Landes (Georg Wilke) 128
Götze, Alfred: Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Ostprignitz . . 236
Götze, Alfred: Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Westprignitz 236
Götze, Alfred: Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler der Kreise Lebus und Stadt Frankfurt a. O. (M. Jahn) 234
Heß von Wichdorff, H.: Geologie der Kurischen Nehrung (Rudolf Hundt) . . . 126
Hoernes, Moritz: Das Gräberfeld von Hallstatt, seine Zusammensetzung und Entwicklung. Leipzig 1921 (Friedrich Wagner) 337
Jahn, Martin: Der Reitersporn (Oscar Almgren und Birger Nerman) 338
Klaatsch, Hermann: Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur. Berlin (J. Bayer) 336
Knorr, Robert: Töpfer und Fabriken verzierter Terra-Sigillata des ersten Jahrhunderts. Stuttgart 1919 (Friedrich Wagner) 338
La Baume, Wolfgang: Vorgeschichte von Westpreußen (M. Jahn) 127
Lindner, Theodor: Weltgeschichte in zehn Bänden (Theodor Abeling) 131
Mahr, Adolf: Die prähistorischen Sammlungen des Museums zu Hallstatt. Leipzig 1921 (Friedrich Wagner) 337
Moser, Hans Joachim: Geschichte der deutschen Musik (Oskar Fleischer) 343
Rydh, Hanna: Dosformiga spännen från vikingatiden (Nils Niklasson) 130
Veröffentlichungen des Oberhessischen Museums und der Gailschen Sammlungen zu Gießen, Abteilung für Vorgeschichte (Walter Bremer) 230
Virchow, Hans: Die menschlichen Skelettreste aus dem Kämpfeschen Bruch im Travertin von Ehringsdorf bei Weimar (Ernst Wahle) 233

Digitized by Google

Adalbert Bezzenberger,

ihrem stellvertretenden Vorsitzenden,

zum siebzigsten Geburtstag

die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Das vermeintliche Solutréen in Skandinavien.

Von J. Bayer.

Mit 5 Textabbildungen.

Inhalt.

a) Die von O. Montelius für Solutréen gehaltenen mandelförmigen Steinwerkzeuge Skandinaviens gehören der Kultur von Askalon und dem frühen Campignien an.

b) Alle an das Solutréenalter dieser Funde geknüpften Folgerungen, die Chronologie der älteren Steinzeit betreffend, sind damit gegenstandslos.

In einer umfangreichen Arbeit mit zahlreichen guten Abbildungen versucht Oskar Montelius[1]) den Nachweis zu führen, daß gewisse altertümliche Feuersteinwerkzeuge von mandelförmiger Gestalt, die auf Rügen, in Dänemark, im südlichen und westlichen Schweden und im südwestlichen Norwegen gefunden wurden, der Kulturstufe des Solutréen, wie sie in West- und Mittel-Europa erscheint, angehören.

Diese mandelförmigen Stücke sind grob zugeschlagen, aber es sind, wie Montelius' Untersuchung ergeben hat, nicht etwa unfertige Stücke, sondern, wie ihre übereinstimmend gleiche Form und eine an manchen Stücken deutlich sichtbare Randretuschierung erkennen läßt, fertige Gerättypen.

Welches Alter kommt nun den Stücken zu, d. h. welcher Kulturstufe gehören sie an? Das läßt sich stratigraphisch nicht erweisen, da ja nähere Fundangaben fast ganz fehlen.

Montelius geht daher den anderen möglichen Weg, den der Typologie, vergleicht unsere nordischen Stücke mit den Solutréspitzen aus West- und Mitteleuropa und kommt dabei zu dem Schlusse, daß hier typologische Übereinstimmung vorliegt und beide Formen gleichaltrig sind.

[1]) De mandelformiga flintverktygens ålder, Antikvarist Tidskrift för Sverige, Stockholm 1919, Bd. 20, Nr. 6, S. 1—60; dazu ein Referat von Nils Niklasson, Zur Chronologie der älteren Steinzeit. Korr.-Bl. d. deutsch. Ges. f. Anthrop. usw. 1920, LI, Nr. 5/10, S. 19—22.

Digitized by Google

Dasselbe Alter wird von Montelius einer Stielspitze aus einer spätglazialen Schicht Dänemarks beigelegt, weil sie nach seiner Ansicht mit den bekannten Stielspitzen des Solutréen in der Form übereinstimmt [1]).

Diese Geräte wurden stets einzeln gefunden, leider sind die Fundumstände nur bei einem Stück genauer bekannt.

Von diesem [2]) weiß man, daß es „im Torfe unter dem Järawall" gefunden wurde, welch letzterer ein vom Litorinameere aufgeworfener Strandwall an der südlichen und westlichen Küste von Schonen ist. Da die Fundstelle von einem Kökkenmödding überlagert ist [3]), kommt dem Stück (und damit auch den gleichartigen anderen aus Skandinavien) ein höheres Alter zu, als welches nunmehr Montelius, der diese Typen schon lange für die ältesten Skandinaviens gehalten hat, die Solutrézeit annimmt.

Die Folgerungen aus dieser Annahme für die Chronologie der Steinzeit.

Da Montelius auf dem Boden der Boule-Obermaierschen Diluvialchronologie steht, in der das Jungpaläolithikum bekanntlich nacheiszeitlich ist, stößt er geologisch mit der Annahme, daß schon der Mensch in so früher Zeit in Skandinavien Fuß gefaßt habe, auf keine allzu großen Schwierigkeiten.

Ja Montelius sieht gerade in dem beschränkten Vorkommen der mandelförmigen Geräte den Beweis, daß Schweden und Norwegen damals nur im Süden an den Küsten eisfrei gewesen sei, was mit der Stellung des Solutréen im genannten System recht gut vereinbar wäre.

Da die Zeit, welche seit Beginn des Abschmelzens des Eises von der Südküste Schonens an verstrichen ist, durch die Beobachtungen de Geers mit 15000 Jahren einigermaßen sicher festgestellt wurde, ergäbe sich hier die Möglichkeit, die absolute Dauer der Postglazialzeit und (im Sinne der Boule'schen Chronologie) damit der jungpaläolithischen Kulturstufen zu ermitteln, was für die Menschheitsgeschichte von nicht geringer Bedeutung wäre.

Montelius unternimmt den Versuch und kommt dabei zu folgendem Ergebnis [4]):

---

[1]) Bei Montelius, a. a. O., S. 49, Abb. 42, bei Nilsson, S. 20; nach Abb. 42 zu schließen, scheint hier übrigens keine so sorgfältige Einkerbung wie bei den aus Frankreich stammenden Solutréspitzen, Abb. 43 und 44, vorhanden zu sein, sondern der „Stiel" scheint lediglich durch teilweises Absplitzen der Längsränder erreicht worden zu sein, worauf dann mit einigen Retuschen die noch vorhandenen Unregelmäßigkeiten beseitigt wurden.

[2]) Montelius, a. a. O., Abb. 21.

[3]) Nilsson, a. a. O., S. 20.

[4]) A. a. O., S. 54.

Digitized by Google

West- u. Mittel-Europa	Skandinavien
Vorletzte Eiszeit	Die große Vereisung
Letzte Zwischeneiszeit — Chelléen	Zwischeneiszeit
Acheuléen	
Letzte Eiszeit — Moustérien	Die letzte Vereisung
Aurignacien	
Solutréen	Renzeit mit mandelförmigen Flintwerkzeugen 15000—12000 J. vor unserer Zeit
Magdalénien	Beinharpunen 12000—9000
Azylien	Maglemosezeit 9000—7000
Campignien	Kökkenmöddingerzeit 7000—6000
Jüngere Steinzeit	Jüngere Steinzeit 6000—4000

Wer die Situation vom geologischen Standpunkte betrachtet, wird diese Zahlen, besonders die für das Solutréen, auffallend niedrig finden.

Zu einer ähnlich niederen absoluten Datierung kommt Niklasson, der das Aurignacien mit 18000—13000 vor Chr. annimmt [1]).

Diese Ziffern lassen sich natürlich überhaupt nur dann aufrechterhalten, wenn man der Berechnung das System Boule-Obermaier zugrunde legt, das den jungpaläolithischen Kulturstufen eine so späte Stellung einräumt.

Welch gewichtige Gründe gegen die Richtigkeit des letzteren sprechen, habe ich wiederholt betont. Nichtsdestoweniger wäre der Kampf um die Quartärchronologie im Sinne Boule-Obermaiers entschieden, wenn sich Aurignacien oder Solutréen in nacheiszeitlicher Lagerung nachweisen ließen. Damit sind wir bei dem Kernpunkte unseres vorliegenden Themas angelangt: Liegt hier in diesen Flint-Geräten aus dem nordeuropäischen Vereisungsgebiete tatsächlich Solutréen vor oder nicht; wenn ja, so ist die Richtigkeit der genannten Aufstellung, das postglaziale Alter des Jungpaläolithikums bewiesen.

Darin und nicht in der archäologischen Bestimmung, so bemerkenswert sie auch an und für sich ist, liegt die große, weit über den rein archäologischen Gesichtskreis hinausgehende Bedeutung der Altersbestimmung unserer Geräte.

Es sei daher erlaubt, auf diese Frage näher einzugehen und das „skandinavische Solutréen" Montelius' unter die kritische Lupe zu nehmen.

Die fraglichen Steinwerkzeuge Skandinaviens.

Montelius vergleicht, wie schon erwähnt, die nordischen mandelförmigen Flintgeräte (vgl. Abb. 1, Montelius, Abb. 24) mit Solutréstücken aus Frankreich, England, Süddeutschland und Rußland (Abb. 1—40) mit dem

[1]) A. a. O., S. 22.

Digitized by Google

Ergebnis, daß sie typologisch übereinstimmen, weshalb er auch die nordischen Stücke dem Solutréen zuweist. Wer sich die schönen Abbildungen in seiner Arbeit ansieht, wird nicht bestreiten, daß die Formen einander sehr ähnlich sind, wie z. B. die Gegenüberstellung der Stücke Montelius, Abb. 1 und 2 aus Süd-Schonen und Montelius, Abb. 40 aus Frankreich ergibt. Aber bei näherem Zusehen gewahrt man doch auch recht wesentliche Unterschiede in Form und Bearbeitung.

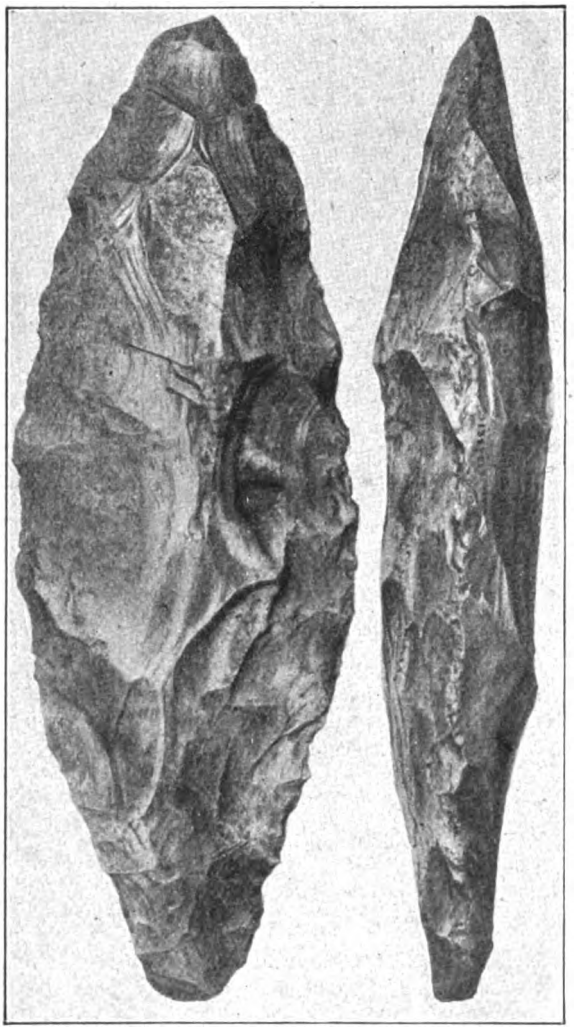


Abb. 1. Mandelförmiges Steinwerkzeug aus Bohuslän. Etwa 1/3. (Nach Montelius.)

Bei den französischen „pointes-à-feuille-de-laurier" ist in der Regel die größte Breite nur auf eine ganz kurze Strecke hin vorhanden und sie verjüngen sich beiden Endes zu sorgfältig ausgearbeiteten Spitzen (s. Montelius, Abb. 40). Die Retuschierung ist eine sehr feine, denn es handelt sich bei den klassischen Stücken um Abschuppen kleiner, ganz dünner Blättchen.

Die nordischen Geräte dagegen zeigen meist langovale Formen, so daß sich oft die größte Breite auf mehrere Zentimeter erstreckt und dementsprechend die Enden nicht zugespitzt, sondern mehr abgerundet erscheinen; die Retuschierung ist viel gröber, denn sie arbeitet mit Abheben größerer und dickerer Schuppen (vgl. z. B. Montelius, Abb. 4 aus Süd-Schonen), weshalb auch selten so symmetrische Formen herauskommen (s. Montelius, Abb. 2), wie sie die klassischen Solutréspitzen auszeichnen.

Digitized by Google

Natürlich gibt es im Solutréen gröbere, in der Stufe, welche ich den nordischen Stücken zuschreibe, feinere Exemplare, die sich dann sehr ähnlich sehen. Aber im allgemeinen gilt das oben Gesagte, und ich kann also schon vom rein typologischen Standpunkte Montelius nicht beipflichten, und zwar um so weniger, als es ja eine Kulturstufe gibt, welche Typen aufweist, die mit den nordischen in jeder Beziehung übereinstimmen.

Vergleichstypen der Askalonkultur und des frühen Campignien.

Die von mir als Askalonkultur bezeichnete Kulturstufe nämlich, welcher der allergrößte Teil des bisherigen „außereuropäischen Altpaläolithikums" angehört[1]), enthält in ihrem Formenkreise auch mandelförmige Geräte, die sich durch nichts von unseren skandinavischen Stücken unterscheiden.

Zum Beweise dessen bringe ich nachfolgend einige Vergleichsproben u. zw. in der Reihenfolge von Süden nach Norden, um gleichzeitig zu zeigen, welchen Weg diese Kultur in der Nacheiszeit gegangen ist.

Von noch südlicheren Parallelen, z. B. aus dem Kapland, sehe ich hier ab und beginne beim

a) Somaliland.

Abb. 2 ist ein beiderseits flachretusche aufweisendes mandelförmiges Gerät aus gebändertem, eisenschüssigem Quarzit von nicht ganz symmetrischer Form, da die Längsränder verschieden starke Krümmung aufweisen. Es läßt sich u. a. mit Montelius, Abb. 7 vergleichen.

Abb. 2. Steinwerkzeug aus dem Somaliland, Aufsammlung des Grafen Eduard Wickenburg 1898; Naturhist. Staatsmus. in Wien, Inv.-Nr. 61270 d. ethnogr. Sammlg. n. Gr. (phot. Lotte Adametz).

Das Stück wurde zusammen mit Faustkeilen und anderen Geräten gefunden, die nach meinen Feststellungen in Syrien der Askalonkultur angehören.

Eine Parallele zu den langen, lorbeerblattspitzenähnlichen Exemplaren Skandinaviens bietet Abb. 3 aus

b) Ägypten.

Es wurde von G. Schweinfurth in der Gegend von Theben zusammen mit Typen der Askalonkultur gefunden und zeigt in Gestalt und besonders

[1]) Der Kulturverlauf im Steinzeitalter, Zeitschr. f. Ethn. 1919, S. 163—178.

Digitized by Google

in der Retuschierungstechnik große Ähnlichkeit mit den nordischen Stücken (z. B. Abb. 1) [1]).

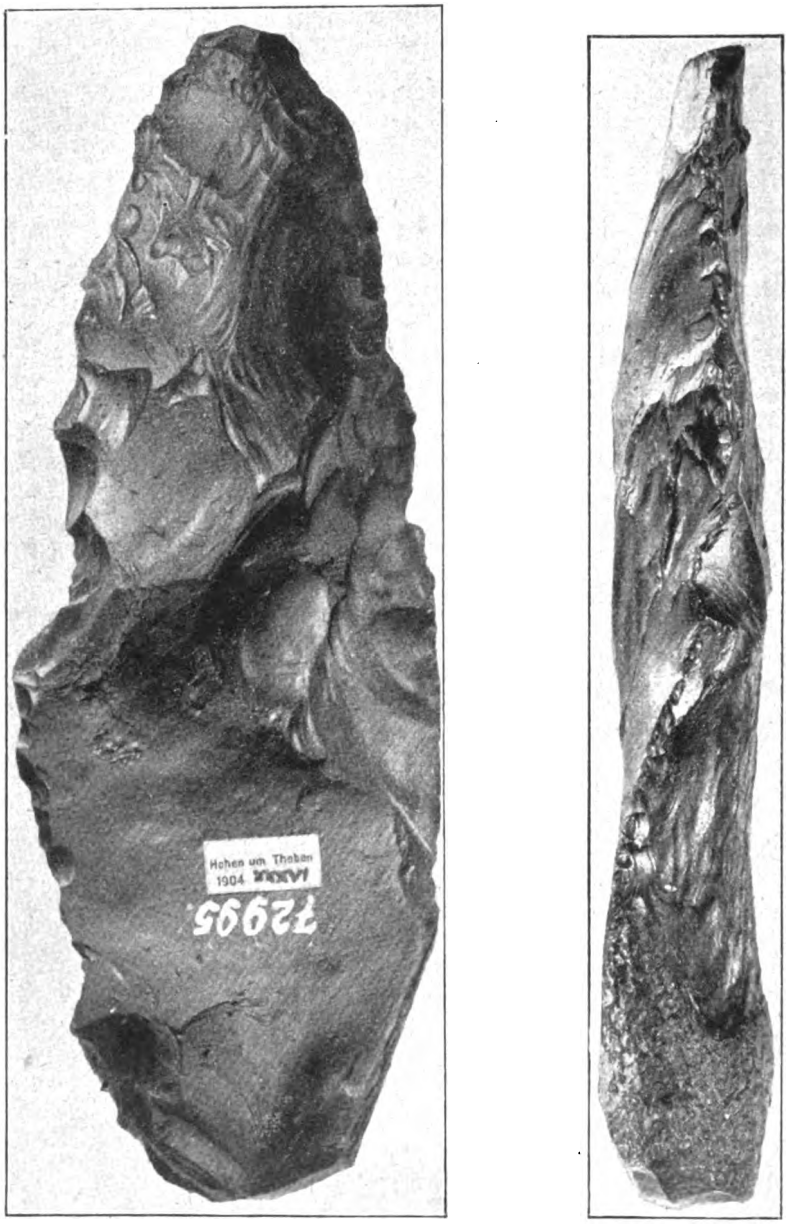


Abb. 3. Steinwerkzeug aus der Gegend von Theben (Ägypten), gesammelt von G. Schweinfurth. Naturhist. Staatsmus. in Wien, Inv.-Nr. 72995 der ethnogr. Sammlg. n. Gr. (phot. Lotte Adametz).

[1]) Abb. 24 bei Montelius.

Digitized by Google

Betritt man auf demselben Wege wie einst die frühneolithische Kultur den Boden Europas, so findet man auf der Apenninhalbinsel weitere Parallelen, z. B. am Gargano in Apulien und in der

c) Gegend von Verona.

Hier finden sich solche mandel- oder lorbeerblattförmige Geräte unter den Funden, die Pigorini[1]) von Rivole und Breonio bei Verona veröffentlicht hat und die dem Campignien nahestehen[2]).

Besonders wichtig erscheint mir der Umstand, daß in ihrer Gesellschaft auch Stielspitzen von der Art vorkommen, wie Montelius ein Stück aus Dänemark abbildet, das er mit den bekannten Stielspitzen des Solutréen vergleicht[3]). Daß solche Stielspitzen mit den mandelförmigen Geräten gleichaltrig sind, beweist z. B. der Inhalt eines Grabes von Breonio (Abb. 5)[4]), der aber außerdem noch deshalb von großer Wichtigkeit ist, weil er zusammen mit den beiden Haupttypen des „Solutréen Skandinaviens" Stücke enthält, die schon ihrer Form nach unzweifelhaft dem Campignien angehören (das Beil usw.) so daß sich mit diesem Fund das Campignienalter auch für die nordischen Stücke erweisen läßt. Bei der auffallenden Übereinstimmung in Form und Technik erübrigen sich weitere Hinweise.

Abb. 4. Steinwerkzeug aus Breonio; n. G. (Nach Pigorini.)

Bezüglich der Stielspitze möchte ich noch bemerken, daß ich ein Stück auch bei Gaza in Südpalästina fand, wo es mit Typen der Askalonkultur vergesellschaftet war.

Es kann ja nicht zweifelhaft sein, daß die Funde von Breonio in sehr naher Beziehung zu dieser Kultur stehen, zu derem Bereiche als das am weitesten gegen Norden auslappende Gebiet die Apenninhalbinsel allem Anscheine

---

[1]) Continuazione della civiltà paleolitica nell'età neolitica. Bull. di paletnol. Italiana XXVIII, 1902, S. 158—183.

[2]) A. a. O., z. B. Abb. 7: die Altersstellung dieser italienischen Funde hat bereits Pigorini richtig erkannt, indem er die Übereinstimmung von Kjökkenmöddinger-Geräten aus Dänemark mit Stücken von Breonio und Campigny hervorhebt (ebenda S. 174f.).

[3]) A. a. O., S. 49, Abb. 42.

[4]) A. a. O., Taf. V.

Digitized by Google

nach gehört hat, wo eine jungpaläolithische Entwicklung wie in West- und Mitteleuropa nicht stattgefunden zu haben scheint.

Aus diesen wenigen Beispielen ist bereits ersichtlich, daß die nordischen

Abb. 5. Abri sous roche von Scalucce (Breonio). Inhalt eines Grabes: Feuersteinbeil vom Campigny-Typus, mandelförmiges Steingerät, 4 Flintspitzen, darunter 2 Pfeilspitzen mit Schaftzunge, Hirschgeweihspitze, zylindrische Perlen aus weißem Kalkstein. $^2/_3$. (Nach Pigorini.)

Geräte in den Typenkreis der Askalonkultur und des sich davon ableitenden frühen Campignien gehören und mit dem Solutréen nichts zu tun haben. Diese Feststellung ist natürlich von größter Wichtigkeit für die Quartärgeologie, wie ich kurz darlegen möchte.

Digitized by Google

Folgerung: Die Besiedlung Skandinaviens — erst nach dem Magdalénien.

Mit dem Ausscheiden des Solutréen vom skandinavischen Boden geht eine große Entlastung für den Geologen einher, denn ein Solutréen auf dem vereisten Gebiete Skandinaviens würde das Jungpaläolithikum zeitlich so weit hinaufrücken, daß sich damit die sonstig beobachteten geologischen Lagerungsverhältnisse dieser Kulturstufe nicht in Einklang bringen ließen. Ich erinnere daran, daß z. B. die Lorbeerblattspitze des Solutréen noch **im** Löß liegt, und zwar im oberen jüngeren Löß, wie in Předmost, wo auch die Soluträ-Stielspitze vorkommt.

Nun ist der Löß zweifellos ein glaziales Gebilde und zwar ist der für uns hier in Betracht kommende obere jüngere Löß, wie ich nachgewiesen habe, unmittelbar vor dem Maximum der letzten Eiszeit abgelagert worden, denn in seinen obersten Partien finden sich (z. B. in Předmost) bereits Vertreter des hocharktischen Klimas, wie die Lemminge, und anderwärts hat sich auf seiner Oberfläche eine ausgesprochen eiszeitliche Fauna gefunden, so daß an seiner Entstehung während der letzten Eiszeit nicht zu zweifeln ist.

Wie wäre es aber damals, zur Zeit der beginnenden Tundra, als der Mensch bei Předmost lagerte, möglich gewesen, daß er noch in Dänemark, in Süd-Schweden und Süd-Norwegen gelebt hätte, wo das Inlandeis hunderte Meter mächtig bereits den norddeutschen Boden bedeckte!

Nun sind wir ja durch den auf archäologisch-typologischem Wege erbrachten Nachweis, daß hier eine Kulturphase des frühen Neolithikums vorliegt, von diesem Dilemma befreit [1]) und damit auch nicht bemüssigt, so niedere absolute Zahlen für die jungpaläolithischen Kulturstufen anzunehmen als das seitens Montelius und in Anlehnung an ihn seitens Nilssons geschehen ist. Die von letzterem hervorgehobenen Übereinstimmungen treffen auch nicht zu, denn das Ren findet sich vom Moustérien an bis zum Azilien, in Nordeuropa natürlich noch länger als in Mittel- und Westeuropa. Es ist dem zurückweichenden Eise gefolgt. Mit seinen Spuren läßt sich also nichts Näheres beweisen. Gerade die Harpunen des nordischen Gebietes aber beweisen mit ihren jüngeren Formen, daß nicht einmal mehr das Magdalénien auf skandinavischem Boden vorliegt. Erst zur Zeit des Azilien scheint der Mensch den Boden Schwedens betreten zu haben, und zwar sowohl der Jungpaläolithiker als auch der aus Afrika gekommene Träger des Campignien, letzterer vielleicht zuerst, wenn es sich herausstellen sollte, daß die mandelförmigen Geräte wirklich die ältesten Skandinaviens sind.

---

[1]) Das Nichtvorkommen des Aurignacien und Solutréen auf skandinavischem Boden besagt eben das Gleiche wie das Fehlen in der Schweiz: diese Kulturstufen liegen **vor** der letzten Vereisung.

Digitized by Google

Es kann hier nicht näher darauf eingegangen werden und ich will mich auch bezüglich der Folgen unserer Verjüngung der bezeichneten Geräte für die Frage des absoluten Alters der jungpaläolithischen Kulturen mit der Feststellung begnügen, daß man der Wahrheit einigermaßen nahekommen dürfte, wenn man die von Niklasson für das Zurückliegen des Aurignacien angenommenen Zahlen etwa schwach verdoppelt. Für die Dauer dieser Kulturstufe dürften 10000 Jahre wohl kaum reichen, da sie sich über das ganze letzte (allerdings nicht sehr lange) Interglazial bis weit in die letzte Eiszeit hinein erstreckt. Es sind also wohl durchwegs Minimalzahlen, welche ich in die folgende Tabelle einsetze; sie zeigt meine Auffassung über die Parallelisierung der skandinavischen und der west-mitteleuropäischen Kulturstufen untereinander und mit den geologischen Zeitabschnitten:

Geolog. Zeitabschnitte u. Ablagerungen		Absolute Dauer (v. Chr.) hypoth.	West- u. Mittel-Europa	Skandinavien	
Geolog. Gegenwart		6000—2000	Jüngere Steinzeit	Jüngere Steinzeit	
	Litorina P. (nord. Klimaoptimum)	10000—6000	Campignien	Kökkenmöddinger	
Spät- und Post-glazial	Daunst., Ancylus P. (mittelschwed. Mor.-Züge)	12000—10000		Maglemose Beinharpunen	z. T. gleichzeitig
	Schnitzst., Yoldia P. (südschwed.-finnische Moränen		Azilien	Mandelf. Steingeräte	
	Bühl-St. (balt Endmoränen)	16000—12000	Magdalénien		
Würm-Eiszeit (Fläming-Moränen)		20000—16000	Solutréen		
Letzte Zwischeneiszeit		30000—20000	Aurignacien		
Riß-Eiszeit			Moustérien		
			Acheuléen		
Vorletzte Zwischeneiszeit			Chelléen		

Diese Auffassung unterscheidet sich aus den angeführten Gründen wesentlich von der Montelius', aber auch von der H. Obermaiers [1]), da ich, wie schon 1914 [2]), das alpine Bühlstadium der baltischen Endmoräne gleichsetze, während Obermaier diese der vierten Eiszeit, dem Bühlstadium aber die schwedisch-finnischen Moränen zuweist. Demgemäß verschieben sich bei Obermaier gegenüber meiner Aufstellung die Phasen so, daß sich bei ihm die mit dem nordischen Klimaoptimum zusammenfallende Kökken-

[1]) Der Mensch der Vorzeit. S. 476.

[2]) Die Chronologie der diluvialen Kulturen und Ablagerungen in den Alpen und in Norddeutschland. Zeitschr. f. Ethn. 1914, S. 474/475.

Digitized by Google

möddinger-Stufe mit dem alpinen Daunstadium deckt, während diese klimatisch günstigste Zeit bei mir bereits außerhalb der Nachwehen der letzten Eiszeit liegt. Es wäre doch auch sonderbar, wenn in Skandinavien das beste Klima zu der Zeit geherrscht haben sollte, als infolge Klimaverschlechterung der Eisrückzug in den Alpen (zum letzten Male) zeitweilig zum Stillstande gelangte. Die nähere Begründung meiner vorstehenden Parallelisierung werde ich an anderem Orte geben.

Nur über die erstaunliche Tatsache, daß in zwei nach unserem heutigen Wissen wohl zeitlich recht weit entfernten Kulturstufen, im Solutréen und Campignien, so ähnliche Formen erscheinen, daß sie selbst der nordische Meister der Typologie für gleichalt gehalten hat, möchte ich noch ein Wort sagen.

Die Ähnlichkeit der Formen von Chelles und Acheul mit dem Solutréen und Campignien legt die Annahme nahe, daß zwischen diesen Kulturstufen enge entwicklungsgeschichtliche Beziehungen bestehen.

Beziehungen zwischen den beiden erstgenannten Kulturen hat bekanntlich schon Pigorini angenommen und zwar gerade auf Grund der obengenannten Funde von Breonio usw. Desgleichen hat Hoernes[1]) in den feineren Arbeiten des Acheuléen Vorboten der Lorbeerblattspitzen des Solutréen erkennen wollen. Ist nun auch das letztere nicht der Fall [2]), so bestehen doch zweifellos zwischen diesen gleichgearteten, aber zu sehr verschiedenen Zeiten auftretenden Techniken Zusammenhänge, welche man nur mit Zuhilfenahme jenes Bindegliedes zwischen Altpaläolithikum und Neolithikum verstehen kann, welches ich auf syrischem Boden 1917 gefunden und dadurch als solches erwiesen habe, daß ich die zahllosen gleichen Funde in ganz Afrika und Asien des ihnen bisher beigelegten altpaläolithischen Charakters entkleidete und diese Kulturstufe zwischen Altpaläolithikum und Campignien einschaltete [3]).

Auf Grund dieses Nachweises muß man sich die Zusammenhänge so vorstellen, daß die altpaläolithische Flächenretusche in der Askalonkultur auf afrikanischem Boden (und in Italien?) weiterlebte und daß gegen Ende des Aurignacien — also zu Beginn der Würm-Eiszeit — diese Technik starken Einfluß auf die bis dahin im Zeichen der Steilretusche stehende jungpaläolithische Klingen-Technik gewann, so daß nunmehr — unter Zugrundelegung der herrschenden Klingenform — die Lorbeerblattspitze des Solutréen entstand. Die Unterbrechung der Flachretuschtechnik zwischen Acheuléen und Solutréen wäre sonach nur in Mittel- und Westeuropa erfolgt, während im Süden ihre Herrschaft ununterbrochen angedauert hätte.

[1]) Der diluviale Mensch in Europa. S. 87.

[2]) Zwischen Acheuléen und Solutréen schiebt sich bekanntlich im größten Teile Europas das Aurignacien ein, dem die charakteristische Technik der Flächenretusche im älteren und mittleren Stadium gänzlich fehlt; sie stellt sich erst nach Abkommen der steilen „Aurignac-Retusche" im Jung-Aurignacien ein, wo dann die Flach-Retusche zuerst nur am Rande der Klingen erscheint, um erst im Altsolutréen allmählich auf die ganze Fläche überzugreifen.

[3]) Der Kulturverlauf usw. siehe oben.

Digitized by Google

Auf diese Weise ließe sich auch die große Übereinstimmung zwischen Solutréen und Campignien erklären.

Das Vorkommen derselben Kultur in gleicher Ausprägung bei Verona und in Skandinavien läßt vermuten, daß diese Kultur außer über Frankreich auch über Nord-Italien, die Etsch aufwärts (Rivole und Breonio) nach Mitteleuropa und Skandinavien vorgedrungen ist. Dagegen scheint Spanien am Ausgange der Jungpaläolithzeit kein Durchzugsland für die afrikanischen Einwanderer gewesen zu sein, offenbar weil dort die Azilienleute, wie immer klarer wird, eine Art Kulturzentrum besaßen, das dem Ansturm als festes Bollwerk noch zu einer Zeit getrotzt zu haben scheint, als schon die Verbindung des jungpaläolithischen Spaniens mit dem Kontinent durch die Campignienleute in Mittelfrankreich abgeschnitten war. So sieht es nach dem derzeitigen Stande der Funde und der Forschung aus; neue Funde werden dieses Bild des neolithischen Einmarsches bald deutlicher machen, aber an der Einwanderung der neolithischen Kultur aus Nordafrika als solcher ist wohl nicht mehr zu zweifeln.

Wien, im November 1920.

Digitized by Google

Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen u. Kugelflaschen.

Von Guſtaf Koſſinna.

I. Trichterbecher [1]).

Mit 39 Textabbildungen und 1 Karte (Tafel I).

Verzeichnis.

Abkürzungen.

Aarb. = Aarböger for nordiſk Oldkyndighed og Hiſtorie. Kopenhagen.

Åberg, Nord. Kult. = Nils Åberg, Das nordiſche Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit. I. Text; II. Tafeln. Upſala und Leipzig 1918.

Åberg, Stz. Niederl. = Nils Åberg, Die Steinzeit in den Niederlanden. Upſala 1916.

Brunner, Stz. Ker. = Karl Brunner, Steinzeitliche Keramik der Mark Brandenburg. Berlin 1898.

Du Chatellier = P. du Chatellier, La poterie aux époques préhistoriques et gauloises en Armorique. Rennes 1897.

Fornv. = Fornvännen. Meddelanden från K. Vitterhets, Hiſtorie och Antikvitets Akademien. Stockholm.

Götze, Gefäßformen = Alfred Götze, Die Gefäßformen und Ornamente der neolithiſchen ſchnurverzierten Keramik im Gebiet der Saale. Jena 1891.

Götze, Höfer, Zſchieſche = A. Götze, P. Höfer, P. Zſchieſche, die vor- und frühgeſchichtlichen Altertümer Thüringens. Würzburg 1909.

Hanſen, A. M. = Folke Hanſen, Bidrag till kännedomen om äldre megalithkeramiken i Skåne och Danmark. Lund 1918.

Holwerda, Nederl. vr. Besch. = J. H. Holwerda Jr., Nederlands vroegſte beſchaving. Leiden 1907.

Jahrsſchr. f. ſ.-th. L. = Jahresſchrift für die Vorgeſch. der ſächſiſch-thüring. Länder. Halle a. S.

Kaſiski, Beſchreibung = Kaſiski, Beſchreibung der vaterländiſchen Altertümer im Neu-Stettiner und Schlochauer Kreiſe. Danzig 1881.

Koſſinna, D. dtſch. Vorgeſch. = Guſtaf Koſſinna, Die deutſche Vorgeſchichte eine hervorragend nationale Wiſſenſchaft. 1. Aufl. Würzburg 1912; 2. Aufl. Würzburg 1914; 3. Aufl. Leipzig 1921.

Lemcke-Feſtſchrift = Beiträge zur Geſchichte und Altertumskunde Pommerns. Feſtſchrift zum 25jährigen Jubiläum des Herrn Gymn.-Dir. Prof. Dr. H. Lemcke; herausgeg. von der Geſellſchaft für pommerſche Geſchichte und Altertumskunde. Stettin 1898.

Lübecker Feſtſchrift = Feſtſchrift zur XXVIII. Verſammlung der Deutſchen anthropologiſchen Geſellſchaft. Lübeck, Auguſt 1897.

Madſen, Afb(ild)n. St. = A. P. Madſen, Afbildninger af Danske Oldſager og Mindesmaerker. Stenalderen. Kopenhagen.

Madſen, Gravhöje = A. P. Madſen, Gravhöje of Gravfund fra Stenalderen i Danmark. Kopenhagen. Bd. I, 1896.

Mannus = Mannus, Zeitſchrift für Vorgeſchichte. Würzburg, ſpäter Leipzig.

Mecklb. Jhb. = Jahrbuch des Vereins für mecklb. Geſchichte und Altertumskunde. Schwerin.

Mededeel. = Oudheidkundige Mededeelingen van het Rijksmuſeum von Oudheiden te Leiden. 's Gravenhage.

Müller, S., Kunſt = Sophus Müller, Stenalderens Kunſt i Danmark. Kopenhagen 1918.

Müller-Reimers = J. H. Müller, Vor- und frühgeſchichtliche Altertümer der Provinz Hannover, herausg. von J. Reimers. Hannover 1893.

Nachr. dt. Alt. = Nachrichten über deutſche Altertumsfunde. Berlin.

Nord. Fortidsm. = Nordiſke Fortidsminder udgivne af det Kgl. nordiſke Oldſkriftſelſkab. Kopenhagen.

Pleyte = W. Pleyte, Nederlands Oudheden van de vroegſte tijden tot op Karel den Groote. Leiden 1877—1901.

[1]) Abſchnitt II (Kragenfläſchchen) und III (Kugelflaſchen) erſcheinen als Fortſetzung im nächſten Heft.

Digitized by Google

Pos. arch. Mitt. = Posener archäolog. Mitteilungen. Bd. I. Posen 1890.
Posen. Album = K. Köhler u. B. Erzepki, Album der prähistorischen Denkmäler des Großherzogtums Posen. Posen I. 1893; B. Erzepki und J. Kostrzewski, Album.... III. 1914.
Pomm. Monatsbll. = Monatsblätter herausg. von der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde. Stettin.
Präh. Zs. = Prähistorische Zeitschrift. Leipzig.
Pravěk = Pravěk, L'âge préhistorique, Revue d'anthropologie préhistorique des pays Tchèques. Olmütz.
Schles. Vorz. = Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Breslau.
Schumann, Stzgr. = Hugo Schumann, Die Steinzeitgräber der Uckermark. Prenzlau 1904.
Stendal. Beitr. = Beiträge zur Geschichte, Landes- und Volkskunde der Altmark. Stendal.
Voß u. Stimming = A. Voß und H. Stimming, Vorgeschichtliche Altertümer aus der Mark Brandenburg. Berlin 1887.
Wien. Präh. Zs. = Wiener prähistorische Zeitschrift. Wien.
Zs. f. Ethn. = Zeitschrift für Ethnologie. Berlin.

1. Trichterbecher: Tafel I.

Trichterbecher (Nordgruppe).

A. Urform:

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Herred oder Kreis	Amt, Län oder Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Jütland, Dänemark.			
1	1	Byomgaard	Marie Magdalene	Sönderhald	Randers	Kopenhagen A 27230	S. Müller, Kunst, Abb. 47
2	1	Virring	Virring	Sönderhald	Randers	Kopenhagen A 26880	S. Müller, Kunst, Abb. 44
				Seeland.			
3	1	Sölager	Torup	Strö	Frederiksborg	Kopenhagen	S. Müller, Aarb. 1915, S. 105 ff., Abb. 5 S. Müller, Kunst, Abb. 41
4	1	Sorsinge (Trammoor)	Udby	Art	Holbäk	Kopenhagen A 8507	S. Müller, Kunst, Abb. 46
				Bornholm.			
5	1	Koefoedsgaard	Klemensker	Nord-H.	Bornholm	Rönne	S. Müller, Kunst, Abb. 43
6	1	Vallensgaard	Aaker	Süd-H.	Bornholm	—	S. Müller, Aarb. 1913, S. 316, Abb. 82 S. Müller, Kunst, Abb. 45

B. Dolmenform: ◢

				Jütland, Dänemark.			
1	1	Hörmested	Hörmested	Horn	Hjörring	Vendsysselmuseum	S. Müller, Kunst, Abb. 100.

Digitized by Google

2	1	Jersley	Jersley	Flesfum	Aalborg	Kopenhagen 15 298	Madsen, Afbildn. St., Taf. 44, Abb. 12
3	2	Birkelund	Eläsborg	Nord-H.	Randers		Hansen, Ä. M., S. 3, 14 u. 64 Nordman, Nord. Fortidsm. II, S. 92 u. 93, Abb. 65 u. 66 S. Müller, Kunst, Abb. 57 u. 63
4	1	Tovstrup	Hover	Hind	Ringkjöbing	Kopenhagen A 5 489	Hansen, Ä. M., S. 5, 14u. 64 S. Müller, Kunst, Abb. 66
5	1	Aarslev	—	Hasle	Aarhuus	Aarhuus 4 080	Friis Johannsen, Aarb. 1917, S. 142 u. 143. Hansen, Ä. M., S. 15
6	2	Insel Hesselö	Korvig	Ad	Holbäk	Kopenhagen A 28 551	S. Müller, Kunst, Abb. 64 u. 68
7	1	Hegnum (Moor)	?	D. Hörne	Ribe	Kopenhagen A 5 934	F. Hansen, Ä. M., S. 64, Taf. III, Abb. 3
				Seeland.			
8	1	Kongstrup (Moor)	—	Od	Holbäk	Kopenhagen A 5 255	S. Müller, Kunst, Abb. 65
9	1	Jägerspriis	—	Od	Holbäk	Kopenhagen 22 700	S. Müller, Kunst, Abb. 97
				Schweden (Schonen).			
10	1	Räbelöffee	Fjälkestad	Villand	Kristianstad	Stockholm 12 367	Montelius, Minnen fr. v. forntid, I, Abb. 758
				Deutschland.			
11	1	Jels	—	Hadersleben	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 12 901	Abb. folgt
12	3	Stursbüll	Oxenwatt	Hadersleben	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Hadersleben 2 627b	S. Müller, Aarb. 1913, S. 263, Abb. 24
						Hadersleben 3 991	Mitt. v. Lund, Hadersleben
						Hadersleben 4 004	Mitt. v. F. Knorr, Kiel

Digitized by Google

Trichterbecher (Nordgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Herred oder Kreis	Amt, Län oder Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
13	1	?	?	Hrzgt. Schleswig	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel S. S. 2064	Abb. folgt
14	1	Owschlag	Kropp	Eckernförde	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 10168	Abb. folgt
15	1	?	?	Dithmarschen	Holstein Prov. Schl.-Holst.	Kiel	Abb. folgt
16	1	Zarrenthin b. Jarmen	—	Demmin	Stettin Prov. Pommern	Stettin 2098	Schumann, Stzgr., S. 64 Kossinna, Mannus II, S. 64 Abb. folgt
				C. Ganggrabform: ●			
				Dänemark.			
1	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 9412	Hansen, Ä. M., S. 69, Taf. V, Abb. 4
2	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 26301	Hansen, Ä. M., S. 69, Taf. V, Abb. 2
				Jütland.			
3	1	?	?	?	?	Aarhuus 2981	Hansen, Ä. M., S. 68, Taf. V, Abb. 1
4	1	Hagebrogaard	Haderup	Hinding	—	Kopenhagen A 26300 ff.	Nordman, Nord. Fortidsm. II, S. 103, Abb. 86
				Seeland.			
5	1	Gundestrup	Grevinge	Od	—	Kopenhagen A 23366 ff.	Nordman, Nord. Fortidsm. II, S. 69, Abb. 26
6	1	Om	Syp	Ramsö	Kopenhagen	Kopenhagen 2521	Hansen, Ä. M., S. 65

Digitized by Google

				Fünen.			
7	1	Øksenbjerg	Svendborg	Sund	Svendborg	Kopenhagen 26 762	Hansen, A. M., S. 65.
				Schweden.			
8	1	Vestratorp (Erkedös)	Vestra Vemmenhög	—	Malmö-Schonen	Lund 19 669	Hansen, A. M., S. 47—53 u. 65 ff.
9	1	Östratorp (Kungsdös)	Östra Vemmenhög	—	Malmö-Schonen	Lund 19 670	Hansen, A. M., S. 28—47 u. 65 ff., Taf. III, Abb. 4, Taf. IV, Abb. 1, Taf. X, Abb. 11—15
				Deutschland.			
10	1	Kampen	Keitum	Tondern	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 13 852[5]	
11	5	Wenningstedt Denghoog	Keitum	Tondern	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel	Wibel, D. Gangbau des Denghoogs 1869, Taf. II, Abb. 1, 4, 6, 10 u. 13. Mestorf, Vorgesch. Altert. von Schl.-Holst., Abb. 139 u. 147 Kossinna, Mannus II, S. 64, Abb. 13.
12	2	Oberjersdal	—	Hadersleben	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	a) Kiel K. S. 5 099 b) Hadersleben 3 057	Mestorf, Vorgesch. Altert. von Schl.-Holst., Abb. 144
13	1	Myrpold	Loit	Apenrade	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Aarhus	S. Müller, Aarb. 1913, S. 313, Abb. 80
14	1	Oxbüll (Möllehoi)	—	Sonderburg	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 11 307[x]	Mitt. von H. Knorr, Kiel
15	1	?	Rinkenis	Apenrade	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 2 065	Mitt. von H. Knorr, Kiel

Digitized by Google

Trichterbecher (Nordgruppe) (Fortsetzung.)

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
16	1	Sonnenschau	Brodersby	Schleswig	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 8 238	Mitt. von H. Knorr, Kiel
17	1	Schuby (Dronninghoi)	—	Schleswig	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 6 626d	
	1	Schuby (Dronninghoi)	—	Schleswig	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Berlin M. f. V. I m. 42	
18	2	Lottorf	Haddeby	Schleswig	Schleswig Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 10 867 Kiel K. S. 11 995a	Mitt. von H. Knorr, Kiel
19	1	Hemmelmark	—	Eckernförde	Schleswig Prov. Schl.-Holst.		Mitt. anthr. Ver. Schl.-Holst. X, S. 23, Abb. 12
20	1	Schalkholz	Tellingstedt	Nord-Dithmarsch.	Holstein Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 13 494b	Abb. folgt
21	1	Bunsoh	Albersdorf	Süd-Dithmarsch.	Holstein Prov. Schl.-Holst.	Kiel	Mitt. anthr. Ver. Schl.-Holst. XIX, S. 23, Abb. 7
22	1	Meldorf	Meldorf	Süd-Dithmarsch.	Holstein Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 8 867	Mitt. von H. Knorr, Kiel
23	1	Dätgen	Nortorf	Bordesholm	Holstein Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 633	
24	1	Selent	Oldenburg	Plön	Holstein Prov. Schl.-Holst.	Kiel K. S. 12 053Bh	
25	1	Heckkathen	Steinhof	Stormarn	Holstein Prov. Schl.-Holst.	Hamburg M. f. V. 1895, 128	
26	1	Wismar	Wismar	D. A. Wismar	Mecklenburg Prov. Schwerin	Schwerin	Beltz, Vorgesch. von Mecklenb. S. 16, Abb. 9
27	1	Goldberg	Goldberg	D. A. Lübz	Mecklenburg Prov. Schwerin	Schwerin	Beltz, Vorgesch. Altert., S. 84 Mecklenb. Jahrb., 64, S. 155 Beltz, Vorgesch. Altert. S. 84 u. 126

Digitized by Google

28	4	Moltzow	—	R. A. Stavenhagen	Mecklenburg Prov. Schwerin	Schwerin	Beltz, Vorgesch. d. Mecklenb. S. 26, Abb. 46 u. 47 Beltz, Vorgesch. Altert., S. 113, Taf. XVI, Abb. 150 Mecklenb. Jahrb. 6, S. 134 Kossinna, Mannus II, S. 64, Abb. 11
29	1	?	—	Rügen	Stralsund Prov. Pommern	Berlin M. f. V. Ic 3 068	
30	3	Gingst	—	Rügen	Stralsund Prov. Pommern	Stralsund	Baier, Zschr. f. Ethn., Verh. 1896, S. 351, Abb. 1, 6 u. 7 Kossinna, Mannus II, S. 64, Abb. 16 Seger, Schlesiens Vorzeit, N. F. VII, 1916, S. 52, Abb. 205
31	2	Neuenfeld	—	Prenzlau	Potsdam Prov. Brand.	Prenzlau	Schumann, Stzgr., S. 42 u. 43, Taf. 42, Abb. 1 u. 2 Kossinna, Mannus II, S. 64, Abb. 14
32	1	Satzkorn	—	Osthavelland	Potsdam Prov. Brand.	Berlin M. f. V.	Brunner, Stz.-Ker., S. 3, Abb. 6 Kossinna, Mannus II, S. 64, Abb. 17
33	1	Tangermünde	—	Stendal	Magdeburg Prov. Sachsen		Kossinna, Mannus III, S. 287, Abb. Hartwich, Zschr. f. Ethn., Verh. 1884, S. 339 f., Abb. 4

Digitized by Google

Trichterbecher (Westgruppe). ●

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
			Oldenburg.				
1—5		—	—	—	—	Oldenburg, 1 711, 1 712, 1 713, 1 715, 1 729	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
6—10	—	—	—	—	—	Braunschw. Hzl. M. 1 314, 1 315, 1 316, 1 317, 1 318	Kossinna, D. dtsch. Vorgesch. 2. Aufl., Abb. 15 u. 16
11	2	Donnerschwee	Oldenburg	—	—	Oldenburg 1 717, 1 728	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
12	1	Sandhatten	Oldenburg	—	—	Oldenburg 2 725	
13	1	Grüppenbühren	Delmenhorst	—	—	Oldenburg 1 719	
14	1	Hude	Delmenhorst	—	—	Oldenburg 1 706	
15	1	Visbek	Vechta	—	—	Oldenburg 1 710	
16	1	Damme	Vechta	—	—	Oldenburg 2 017	
17	1	Vechta	Vechta	—	—	Detmold	Kossinna, D. dtsch. Vorgesch. 2. Aufl., Abb. 14
18	5	Grönheim (Drentsteine)	Cloppenburg	—	—	Oldenburg 3 130, 3 132, 3 133, 3 136, 3 137	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
19		Stedingmühlen	Cloppenburg	—	—	Oldenburg 2 798	Kossinna
20		Peheim	Cloppenburg	—	—	Osnabrück	
21	2	Lindern (Hageler Steine)	Cloppenburg	—	—	Oldenburg 2 344 u. 2 345.	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
22		Lastrup	Cloppenburg	—	—	Oldenburg 2 856, 2 863	

Digitized by Google

Preußen.

23	3	Osnabrück	Osnabrück	Osnabrück	Hannover	Osnabrück 274, 293	Kossinna
						Berlin M. f. V. II 150	Kossinna
24	1	Fürstenau	Bersenbrück	Osnabrück	Hannover	Berlin M. f. V. I 496	Kossinna
25	1	Giersfeld Gem. Ankum	Bersenbrück	Osnabrück	Hannover	Hannover	Lindenschmit, Alt. u. h. V. I, III, 4, 6
26	1	Haselünne	Meppen	Osnabrück	Hannover	Hannover	Tewes, Unsere Vorzeit, Abb. 5
27	1	Hzgt. Aremberg	Meppen	Osnabrück	Hannover	Nürnberg Germ. M.	Mestorf, Katalog, S. 69, Nr. 5181
28	2	Berßen	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Sml. Klemenswerth b. Sögel, I C 4	Kossinna
		Kl. Berßen	Hümmling	Osnabrück	Hannover		Bödiker, Archiv f. Gesch. u. Alt. Westph. II, Hamm 1827, S. 189, Abb. 5
							Lindenschmit, Alt. u. h. V. I, III, 4, 3
29	1	Sögel/Börger	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Berlin M. f. V. I 495	Kossinna
30	1	Börger	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Hannover 3 389	Müller-Reimers, Taf. IV, 30
							Hannöversche Wandtafel, Abb. 21
31–34	1	Emsgebiet	—	—	—	Smlg. Klemenswerth b. Sögel I C 9, 10, 16, 25	Kossinna

Niederlande.

35	2	Angelslo	—	Drenthe	—	Leiden III 499	Åberg, Stz. Niederl., S. 38, Nr. 6, 7, Abb. 11
							Pleyte, Taf. XI, 2
36	4	Emmen	—	Drenthe	—	Assen 4, 5, 10, 7	Åberg, Stz. Niederl. S. 39, Nr. 11—14
							Pleyte, Taf XV, 8 u. 9

Digitized by Google

Trichterbecher (Westgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
37	1	Borger	—	Drenthe	—	Assen 97	Åberg, Stz. Niederl., S. 40, Nr. 38
38	2	Deele b. Wedde	—	Groningen	—	Groningen	Åberg, Stz. Niederl., S. 40, Nr. 45
39	28	Drouwen	—	Drenthe	—		Åberg, Stz. Niederl., S. 38, Nr. 9 Holwerda, Meded., Bd. VII; Präh. Zs. 1913, S. 440ff., Abb. 7; Intern. Archiv f. Ethnogr. 23, Suppl. S. 191 Taf. XV, 28—33.
40	1	Zuidlaren	—	Drenthe	—	Assen 16	Åberg, Stz. Niederl., S. 39, Nr. 28
41	1	Midlaren	—	Drenthe	—		Åberg, Stz. Niederl., S. 39, Nr. 29 Pleyte, Taf. LV, 5—6
42	1	Peize	—	Drenthe	—	Assen 3	Åberg, Stz. Niederl., S. 40, Nr. 34 Holwerda, Nederl. vr. besch. Taf. I, 4?
43	1	Loon b. Assen	—	Drenthe	—		Åberg, Stz. Niederl., S. 40, Nr. 37 Pleyte, Taf. XV, Nr. 1
44	4	Beilen	—	Drenthe	—	Assen 9, 11, 34, 28	Pleyte, Taf. LXXIV, 1—4 Åberg, Stz. Niederl., S. 39, Nr. 30—33
45	1	Dalthe	—	Drenthe	—	Leiden III 502	Åberg, Stz. Niederl., S. 38, Nr. 8. Holwerda, Nederl. vr. besch. Taf. I, 3

Digitized by Google

Trichterbecher (Ostgruppe). ▲

Preußen.

1	1 Scherben	Altfelde	Marienburg	Marienwerder	Westpreußen	Danzig	Kossinna, Mannus IX, S. 142
2	1	Warmhof	Mewe	Marienwerder	Westpreußen	einst Smlg. Sibelkorn in Warmhof, durch Hausbrand untergegangen	Kossinna, Mannus II, S. 64, Abb. 12, S. 83 Wahle, Ostdeutschland, S. 176
3	Scherben	Neumühl	Tuchel	Marienwerder	Westpreußen	Danzig	Kossinna, Mannus IX, S. 142
4	2	Lorenzberg b. Kaldus	Kulm	Marienwerder	Westpreußen	Danzig	Kossinna, Mannus II, S. 65, Abb. 18, S. 83
5	fällt fort						
6	Scherben	Golotty	Kulm	Marienwerder	Westpreußen	Thorn Poln. Mus. ?	Kossinna, Mannus II, S. 83
7	Scherben	Wibsch	Thorn	Marienwerder	Westpreußen	Thorn Pol. Mus. (?)	Kossinna, Mannus II, S. 84
8	Scherben	Kulmsee	Thorn	Marienwerder	Westpreußen	Thorn Poln. Mus. (?)	Kossinna, Mannus II, S. 84
9	1	Jesuiterbruch	Hohensalza	Posen	Posen	Posen, K. Fr. M.	Kossinna, Mannus II, S. 84
10	2	Kol. Tannhofen (Tarkowo)	Hohensalza	Posen	Posen	Bromberg	Kossinna, Mannus II, S. 84
11	1 mit 4 Schnuröse	Gut Borkowo	Hohensalza	Posen	Posen	Posen	Kalliefe, Präh. Zschr. X, S. 170, Abb. 1
12	Scherben	Hohensalza	Hohensalza	Posen	Posen	Posen	Kalliefe, Präh. Zschr. VI, S. 101 u. 102, Abb. 4
13	Scherben	Montwy	Strelno	Posen	Posen	Bromberg	Kossinna, Mannus II, S. 84
14	Scherben	Przybislaw	Hohensalza	Posen	Posen	Posen	Kalliefe, Präh. Zschr. X, S. 170 f.
[15]	Scherben Form unsicher	Wuttrienen	Allenstein	Allenstein	Ostpreußen	Königsberg	Kossinna, Mannus II, S. 84
16	1	b. Warmhof	Mewe	Marienwerder	Westpreußen	in Warmhof, Smlg. Sibelkorn	Wahle, Ostdeutschland, S. 177

Digitized by Google

Trichterbecher (Ostgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
17	Scherben	Sinzlow	Greifenhagen	Köslin	Pommern	Stettin	Kossinna, Mannus II, S. 83
18	1 Scherben	Krebbel	Schwerin	Posen	Posen	Berlin M. f. V. I 1 1 387	Kossinna, Mannus II, S. 84
19	Scherben	Granowko	Kosten	Posen	Posen	Posen, K. Fr. M.	Kossinna, Mannus II, S. 84
20	1	Milzig	Grünberg	Breslau	Schlesien	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 55, Abb. 211
21	2	Noßwitz	Glogau	Liegnitz	Schlesien	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 36 u. 38, Abb. 162 Kossinna, Mannus II, S. 62, 65, 85
22	Scherben	Kosel	Breslau	Breslau	Schlesien	Breslau	Mitt. v. M. Jahn, Breslau
23	2	Gräbschen	Breslau	Breslau	Schlesien	Breslau	Kossinna, Mannus II, S. 65, 85
24	Scherben	Tschansch	Breslau	Breslau	Schlesien	Breslau 20 : 95	Mitt. v. M. Jahn, Breslau
25	2	Hartlieb	Breslau	Breslau	Schlesien	Breslau	Kossinna, Mannus II, S. 65, 85 Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 45, Abb. 185, 186
26	1	Bettlern	Breslau	Breslau	Schlesien	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 46, Abb. 190
27	2 u. Scherben	Jordansmühl	Nimptsch	Breslau	Schlesien	Breslau	Kossinna, Mannus II, S. 63 (Abb. 6 u. 7), 64, 65, 67, 85 Seger, Archiv f. Anthr., N. F. V, Taf. XII u. Abb. 25 Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 27, Abb. 86

Digitized by Google

28	—	Dankwitz	Nimptsch	Breslau	Schlesien	Breslau	Mitt. v. M. Jahn, Breslau
29	1	Trebnig	Nimptsch	Breslau	Schlesien	Breslau 6 551	Seger, Schles. Vorz. VI, S. 65 f. (1894), N. F. VII, S. 43, Abb. 184 u. S. 48 Kossinna, Mannus II, S. 65 u. 85
30	Scherben	Ottitz	Ratibor	Oppeln	Schlesien	Breslau	Mitt. v. M. Jahn, Breslau
			Polen.				
31	Trichterb.-Keramik	Jerzmanowic b. Oicow	Cianowice	Olkusz	Kielce	—	Kossinna, Mannus II, S. 85
32	Trichterb.-Keramik	Tomaszow b. Proszowic	Wawrzynizyce	Miechow	Kielce	Krakau Univ. 8 546 8 650	Kossinna, Mannus II, S. 85
33	1	Mieroszow	Wawrzynczyce	Miechow	Kielce	—	Kossinna, Mannus II, S. 86
34	Trichterb.-Keramik	Radziemice	Lentkowice	Miechow	Kielce	—	Kossinna, Mannus II, S. 86
35	1	Lelowice	Paleczince	Miechow	Kielce	Krakau, Akad.	Kossinna, Mannus II, S. 63, Abb. 9, S. 65, 67, 85
36	1	Ruda Rozaniecka	Cieszanow	Mittelgalizien	—	Privatbes.	Kossinna, Mannus II, S. 65, 86
37	Scherben	Nalenczow	Wamwolnica	Pulawy	Lublin	—	Kossinna, Mannus II, S. 13, Abb. 8, S. 86; Materialy antr. arch. Krakau XII, Taf. XIV
38	Scherben	Zawady	Jedlinst	Radom	Radom	Krakau, Akad.	Kossinna, Mannus II, S. 86

Digitized by Google

Trichterbecher (Südgruppe). +

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Preußen.			
1	2	Halberstadt	Halberstadt	Magdeburg	Sachsen	Halberstadt	Kossinna, Mannus II, S. 72, Abb. 41. Mötefindt, Mannus III, S. 284 Åberg, Nord. Kult., S. 146
2	1	Schadeleben	Aschersleben	Magdeburg	Sachsen	Wernigerode	Mötefindt, Mannus III, S. 284 Åberg, Nord. Kult., S. 146
				Anhalt.			
3	1	Grimschleben	Bernburg	—	—	Wernigerode	Mötefindt, Mannus III, S. 284 Åberg, Nord. Kult., S. 146
				Preußen.			
4	1	Wolfen	Bitterfeld	Merseburg	Sachsen	Zerbst (früher Groß Kühnau)	Mötefindt, Mannus III, S. 283 Åberg, Nord. Kult., S. 146
5	1 Scherben	Landsberg	Delitzsch	Merseburg	Sachsen	Halle H K 10 039	Åberg, Nord. Kult., S. 146
6	1 Scherben	Hohen	Saalkreis	Merseburg	Sachsen	Halle H K 5 413	Åberg, Nord. Kult., S. 146
7	1	Peißen	Saalkreis	Merseburg	Sachsen	Halle H K 13: 2 906	Mitt. von W. Schulz, Halle
8	1	Halle	Halle	Merseburg	Sachsen	Wernigerode	Mötefindt, Mannus III, S. 285 Åberg, Nord. Kult., S. 146
9	1 Scherben	Beesen	Saalkreis	Merseburg	Sachsen	Halle H K 5 467	Åberg, Nord. Kult., S. 146

Digitized by Google

10	1	Frankleben	Merseburg	Merseburg	Sachsen	Leipzig, M. f. V.	Kossinna (bei Åberg, S. 146 irrtümlich unter Rössen aufgeführt)
11	1	Attnitzberg b. Zöschen	Merseburg	Merseburg	Sachsen	Halle, Smlg. Berger	Åberg, Nord. Kult., S. 146
12	2	Braunsdorf	Querfurt	Merseburg	Sachsen	Halle 13: 2 786	
	9	Braunsdorf	Querfurt	Merseburg	Sachsen	Merseburg	Åberg, Nord. Kult., S. 146
				Böhmen.			
13	1	Hloubětin b. Prag	—	—	—	Prag	Kossinna, Mannus III, S. 287 Åberg, Nord. Kult., S. 146
14	2	Kobylisy b. Prag (Karolinenthal)	—	—	—	Smlg. Jira in Dejwitz b. Prag	Kossinna, Mannus III, S. 288
				Mähren.			
15	1	Olmütz	—	—	—	Olmütz Vaterl. Mus.	Červinka, Moravské Starožitnosti II, S. 191, Abb. 107, S. 193
16	2	Niemschitz (Němčitz)	Kojetein	—	—	Brünn (Smlg. Telička)	Červinka, a. a. O., II, S. 182, Abb. 100 Åberg, Nord. Kult., S. 146
17	1	Krepitz b. Hrottowitz	—	—	—	Smlg. Palliardi in Mährisch Budwitz	Červinka, a. a. O., S. 192
18	1	Jewischowitz	Znaim	—	—	Smlg. Palliardi in Mährisch Budwitz	Palliardi, Wien. Präh. Zs., Bd. I, S. 269, Abb. 20
				Brandenburg.			
19	1	Melzow (Grabk.)	Angermünde	Potsdam	Brandenburg	Prenzlau	v. d. Hagen, Mannus VII, S. 41, Taf. IV, 16b

Digitized by Google

Als ich zu Beginn des Jahres 1920 an die Herstellung des Lichtbild-Grundstockes zu meinem für die Berliner Hauptversammlung unserer Gesellschaft geplanten „Festvortrag" heranging [1]), den ein tiefblickender Anhänger und langbewährter gedanklicher Förderer meiner Anschauungen über die Indogermanen unlängst einen „Überblick über die gesamte nordeuropäische Kulturentwicklung auf Grund unserer neuesten Ergebnisse" genannt hat, — da empfand ich es als eines der dringendsten Bedürfnisse, die bedeutsamsten Wanderungen des nordischen Kulturinhalts der Steinzeit nach Mittel- und Westeuropa durch Niederschlag auf die Karte bei den Hörern zu klarer und fester Anschauung zu bringen. Es entstanden so acht Karten, von denen die wichtigsten diejenigen waren, welche die Ausbreitung der Tonware der ältesten Großsteingräber behandeln. Die Wanderungen der Trichterbecher, Kragenfläschchen und Kugelflaschen Dänemarks und Schleswig-Holsteins, die ich im Jahre 1908 nur in ihrer Südostrichtung nach Ostdeutschland, Polen, Galizien und der Ukraine kartographisch dargestellt hatte, wurden nunmehr für ganz Mitteleuropa vorgeführt. Und diese drei Karten sind es, die hier mit genauester Statistik der Funde veröffentlicht werden sollen. Eine Reihe anderer Karten, die zum Teil nur Umzeichnungen früherer von Åberg veröffentlichter Karten sind, hat mein Buch „Die Indogermanen, I" soeben gebracht.

Bei der Kürze der noch verfügbaren Zeit bis zum Tage jenes Festvortrages war es für mich, wie ich dankbar anerkenne, eine nicht unbedeutende Arbeitserleichterung, daß eine Anzahl meiner damaligen Schüler sich mir erbot, die politische Zugehörigkeit der zahllosen Fundorte und ihre Lage auf der Karte genau festzustellen. Das größte Verdienst erwarb sich hierbei Albert Wincklér durch genaue Ermittelungen über Zugehörigkeit und Lage der dänischen und schleswig-holsteinschen Fundorte. Leichter war die von Konrad Jarausch durchgeführte Ermittelung der niederländischen Fundorte, für die in Åbergs Buch über die „Steinzeit der Niederlande" ein guter Wegweiser vorlag. Desgleichen die Ermittelungen über die Fundorte in Nord-, Mittel- und Ostdeutschland, die Jörg Lechler übernommen hatte. Überall hat Waldtraut Bohm bescheiden in zweiter Linie, aber um so fleißiger mitgearbeitet.

Die Mitteilungen über die Funde selbst, ihr Verbleiben und ihre Literatur entstammen natürlich ganz meiner eigenen, Jahrzehnte lang fortgeführten Arbeit. Eine Ausnahme bildet hier allein der Umstand, daß ich mit dem Auszug der heute ganz ungenügenden Statistik der Kragenfläschchen in Dänemark, die H. Petersen in seinem bekannten Aufsatze über „Die verschiedenen Formen der Steinaltergräber in Dänemark" [2]) bietet, A. Wincklér betraute, der in diesem Punkt also auch für die wissenschaftlichen Angaben

[1]) Höhepunkte nordindogermanischer Kultur. Mannus 11/12, S. 249 ff.
[2]) Aarb. 1881, S. 299 ff., deutsch von J. Mestorf im Arch. f. Anthr. 1882, XV.

Digitized by Google

verantwortlich ist. In der Kolumne Literatur ist, wenn irgend möglich, auf eine gedruckte Erwähnung des Fundes verwiesen worden, mag diese auch noch so nackt sein. Wo eine solche fehlt, habe ich die Urheber einer mündlichen oder schriftlichen Mitteilung an mich namhaft gemacht, in allen Fällen, wo ich nicht selbst den Fund gesehen habe. In letzterem Falle ist einfach mein Name als Quelle genannt worden.

Die technische Ausführung der Zeichnung haben dann A. Windler für die Karten der Trichterbecher und Kragenfläschchen, Otto Gütte und Dr. Julius Andree für die der Kugelflaschen geleistet. Zahlreiche kleinere Versehen und Auslassungen konnten von mir erst gebessert werden, als ich bei der Korrektur des Textes zum ersten Male Gelegenheit hatte, die Karten an der Hand des gesamten Stoffes genauester Überprüfung zu unterziehen. Auch war ich in der Lage, nicht wenige Nachrichten über neue Funde aus der neuesten Literatur und infolge mündlicher Mitteilung nachzutragen. Geändert werden mußten dann die für den Vortrag in letzter Stunde überhastet eingesetzten mutmaßlichen Weglinien der Verbreitung auf den Karten der Trichterbecher und Kragenfläschchen, worüber ich alsbald mich des näheren auslassen werde.

Funde aus Dänemark, Schleswig-Holstein und Rügen, deren genauer Herkunftsort nicht bekannt ist, sind nahe der Küste ins Meer hinein gezeichnet worden.

I. Trichterbecher[1]).

Während im Jahre 1914, als ich die 2. Auflage meines Buches über „Die deutsche Vorgeschichte" ausarbeitete, in unserer Kenntnis der ältesten europäischen Tonware noch eine unüberbrückte Kluft gähnte zwischen der Ellerbekzivilisation der Litorina-Epoche und der frühesten Steingrabzivilisation der Dolmenzeit, hat sich in den unmittelbar folgenden Jahren dank neuer Entdeckungen in Dänemark diese Lücke zu schließen begonnen[2]).

[1]) „Trichterbecher" nenne ich kürzer fortan die bisher von mir mit dem langatmigen Worte „Trichterrandbecher" bezeichneten Tongefäße auf Grund folgender Erwägungen. Nach einem allgemein gültigen Gesetz deutscher Wortbildung wird bei Zusammensetzungen aus drei Wörtern das mittlere Wort ausgestoßen, sofern dadurch nicht etwa Zweideutigkeit oder offenbarer Widersinn entsteht. So sagt man Ölzweig statt Ölbaumzweig; Kalbsbrühe (Kalbsbratenbrühe); Kokosbutter (Kokosnußbutter); Rüböl (Rübsamenöl); Weißbäcker (Weißbrotbäcker); Schwefelholz (Schwefelzündholz); Nadelwald (Nadelholzwald); Sonnabend (Sonntagabend: bekanntlich rechneten die Germanen nach Nächten, nicht nach Tagen, und der Gesamttag begann mit dem Abend des vorhergehenden Tages; dieser Abendname wird dann später auf den ganzen vorhergehenden Tag selbst übertragen); Heidelberg (Heidelbeerberg), Feldsee (Feldbergsee); Zugspitze (Zugwaldspitze) usw.

[2]) S. Müller, Stenalderens kerkar (Aarböger 1916); derselbe, Stenalderens Kunst i Danmark. Kopenhagen 1918.

Digitized by Google

Die Ellerbeker Zivilisation wird bekanntlich gekennzeichnet durch große Kruken mit spitzem Boden (Abb. 1), die in den älteren Muschelhaufen erscheinen.

Abb. 1. 1/9. Brabrand-See, Hd. Ring, Jütland. (Nach Aaböger 1916).

Im Muschelhaufen von Sölager an der Roskilder Föhrde auf Seeland und zwar in einer ans Ende der Ellerbekzeit gehörigen oberen Lage fanden sich ähnlich geformte Gefäße, die aber vermöge einer leichten Einschnürung der früher nur ein- und ausgeschwungenen Wand bereits eine Teilung des Gefäßkörpers in Hals und Bauch aufweisen, außerdem auch schon durch zwei Reihen eingedrückter Strichelchen unter dem Rande (Abb. 2) oder durch Bündel senkrechter Schnureindrücke auf dem Oberteil des Bauches verziert sind (Abb. 3; vgl. Verzeichnis S. 14, Nr. 3).

Mit diesen Formen nächstverwandt, besonders durch die anfangs noch senkrechten Bündel von Schnureindrücken, sind solche Gefäße, wie sie Abb. 4—6 (vgl. Verzeichnis S. 14, Nr. 4—6) wiedergeben, die noch stärker die Gliederung in Hals und Bauch betonen. Sehr bald gehen hier die Bündel senkrechter Schnureindrücke in ein Band mehrfacher wagrechter Schnurlinien über, das unter dem Gefäßrand hin-

Abb. 2, 3. 1/4. Muschelhaufen Sölager bei Roskilde, Seeland.

läuft. Auch diese letztgenannten Gefäße mit Schnurverzierung, von denen eines in einem flachen Erdgrabe gefunden worden ist, fallen noch vor die Dolmenzeit, gehören also der Zeit des spitznackigen Feuersteinbeiles an: ich nenne sie „Urbecher". Ihr Zeichen ist ▽.

In der obersten Schicht des Sölager-Muschelhaufens, also in noch höherer

Digitized by Google

Lage als die eben besprochenen Funde, kam eines der noch etwas jüngeren Gefäße dieses Typus vor im Verein schon mit einem dünnackigen Beile der Dolmenzeit. Diese Art zeigt niemals mehr Schnurverzierung, sondern enger gestellte, vom Hals-Bauchansatz abwechselnd teils über den Oberbauch teils

Abb. 4. 1/4. Bornholm.

Abb. 5. 1/4. Forsinge, Jütland.

Abb. 6. 1/4. Bornholm.

nur über den am Halsansatz befindlichen Bauchteil laufende eingeschnittene senkrechte Furchenbündel, das sog. „Fransenmuster".

Die bisher genannten Gefäße haben größere Maße. Nunmehr aber erscheinen auch kleinere, die dasselbe Muster senkrechter Furchen tragen,

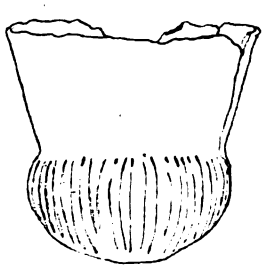


Abb. 7. Herzogtum Schleswig. Mus. Kiel.

Abb. 8. Stursbüll, Kr. Hadersleben. Mus. Hadersleben.

Abb. 7, 8. 1/3. Trichterbecher der Dolmenzeit, teils mit senkrechten Furchen, teils mit senkrechten Rippen.

jedoch eng gestellt und bis zum Boden des Gefäßes herablaufend: das sind erst die eigentlichen Trichterbecher der Dolmenzeit, wie sie ein Stück aus dem Herzogtum Schleswig darstellt (Abb. 7, Verzeichnis S. 16, Nr. 13). Zuweilen tritt an Stelle der Bedeckung mit senkrechten Furchen eine solche mit erhaben aufgelegten Rippen, so bei dem Becher aus einem Dolmen von Stursbüll Kr. Hadersleben (Abb. 8, Verzeichnis S. 15,

Digitized by Google

Nr. 12). Auch die gleichzeitigen Kugelflaſchen haben zuweilen ſolche Rippen ſtatt der Furchen.

Aus Schleswig-Holſtein kann ich von ſolchen Trichterbechern des Dolmentypus noch einige weitere Abbildungen vorführen, die, wie auch Abb. 7, Herrn

Abb. 9. 1/4. Jels, Kr. Hadersleben. Muſ. Kiel. Gefunden unter Steinen.

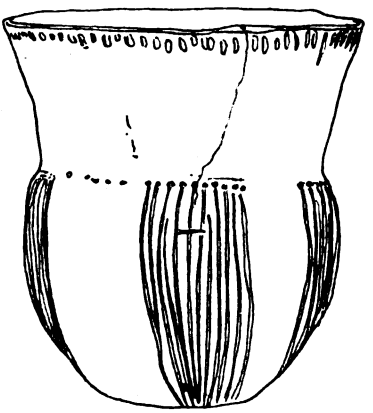


Abb. 10. 1/3. Owſchlag, Kr. Eckernförde. Muſ. Kiel. Gefunden beim Kiesgraben, ohne Steinkammer.

Abb. 11. 1/4. Dithmarſchen, Holſtein. Muſ. Kiel.

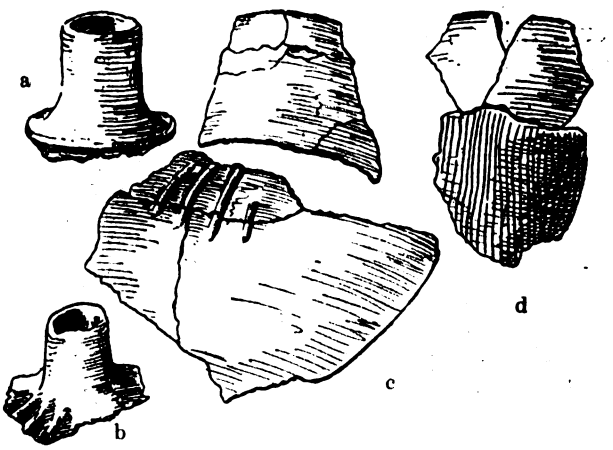


Abb. 12. 1/3. Zarrenthin, Kr. Demmin. Muſ. Stettin.
a, b zwei Kragenfläſchchen; c Kugelflaſche; d Trichterbecher.

Prof. Knorr verdankt werden. So Verzeichnis S. 15, Nr. 11 aus Jels Kr. Hadersleben (Abb. 9); S. 16, Nr. 14 aus Owſchlag Kr. Eckernförde (Abb. 10); Nr. 15 aus Dithmarſchen (Abb. 11). — Die Zeichnung der Bruchſtücke von 4 Gefäßen aus dem oft genannten Steingrabe von Zarrenthin bei Jarmen Kr. Demmin, Vorpommern (Abb. 12, Verzeichnis S. 16,

Digitized by Google

Nr. 16), worunter sich ein alter Trichterbecher befindet, verdanke ich der bewährten Hand des Herrn Konservators Stubenrauch in Stettin [1]).

Im allgemeinen ist der Hals der Trichterbecher der Dolmenzeit so wie es bei den Urbechern (Abb. 4—6) der Fall ist, mit eingetieftem Ornament, jedoch meist in Gestalt einer Zickzacklinie, verziert. Nur ausnahmsweise erscheint er nur mit leichter Kerbung der Oberkante versehen, wie bei Nr. 2 (Jersley) und Nr. 10 (Rabelöffee) oder gar ganz glatt gelassen, wie bei Nr. 4 (Tovstrup), Nr. 11 (Jels), Nr. 13 (Hzt. Schleswig), Nr. 15 (Dithmarschen) und wahrscheinlich auch bei Nr. 16 (Zarrenthin). Nur im südlichen Gebiet seiner Ausbreitung, d. h. besonders in Schleswig-Holstein, herrscht also der unverzierte, glatte Rand bei den Dolmenbechern vor (4 : 2) und man muß darin wohl eine beginnende Entartung der alten Form erkennen.

Abb. 13. 1/3. Hegnum, A. Ribe, Jütland. Mus. Kopenhagen. (Nach S. Hansen.)

Daß diese Auffassung berechtigt ist, zeigen deutlich die Verhältnisse der Ganggrabzeit. Am Ende der Dolmenzeit findet offenbar eine starke Aus-

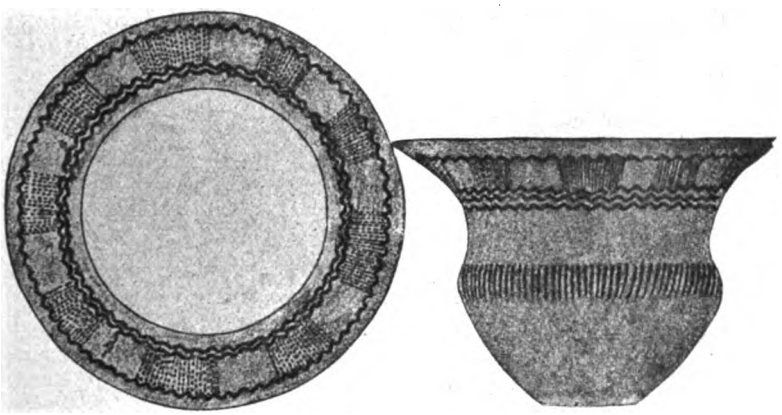


Abb. 14. 2/5. Kungsdös, Östra Vemmenhög, Schonen. Mus. Lund. (Nach S. Hansen.)

wanderung aus Schleswig-Holstein nach Nordhannover, Oldenburg, Nordostholland und Nordwestfalen statt, bezeugt

[1]) Besonders hervorgehoben werden im Verzeichnis (hier durch die Bemerkung „Abbildung folgt") wie in der Erläuterung nur neue Abbildungen, nicht solche, die bereits im „Mannus" oder in der „Deutschen Vorgeschichte" oder anderswo veröffentlicht worden sind.

Digitized by Google

Abb. 15. 1/6. Denghoog, Sylt. (Nach Mastorf.)

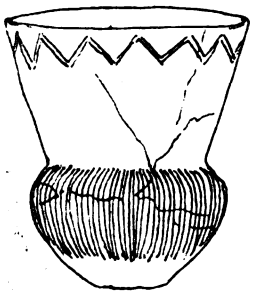


Abb. 16. 1/4. Dronninghöi b. Schuby, Kr. Schleswig. Mus. Kiel.

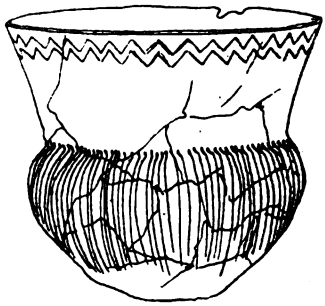


Abb. 17. 1/4. Schalkholz b. Tellingstedt, Kr. Norderdithmarschen. „Aus einem Hünengrabe". Mus. Kiel.

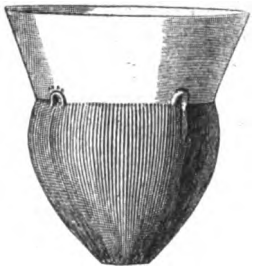


Abb. 18. 1/6. Molzow, Mecklenburg. (Nach Beltz.)

Abb. 19. 1/8. Gingst, Rügen.

Abb. 20. Gingst, Rügen. (Nach Seger.)

Abb. 21. 1/6. Neuenfeld, Kr. Prenzlau.

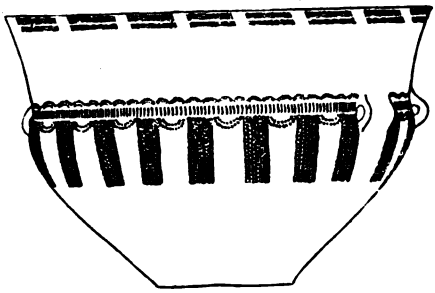


Abb. 22. 1/8. Satzkorn, Kr. Osthavelland. (Nach Brunner.)

Abb. 23. 1/8. Tangermünde, Kr. Stendal.

Digitized by Google

durch das Erscheinen einer Megalithkeramik schleswig-holsteinischer Art: hier ist nämlich der Trichterbecher mit glattem Rande fast alleinherrschend, das Zickzackband aber, zudem nur in schon breiterer, reicher Ausgestaltung oder bis auf die Schulter hinabgeglitten, seltenste Ausnahme, wie bei Nr. 25 und 28 (Giersfeld und Kl. Berßen) und bei nur zweien der 28 Drouwener

Abb. 24, 25. Etwa 1/4. Kloppenburg, Oldenburg.

Becher (Nr. 39). Der Becher von Kl. Berßen hat außerdem schon eine stärkere Schweifung des nun höher gewordenen, ausladenden Halses.

Diese Beobachtungen machen es mir zur Gewißheit, daß meine alte Auffassung von der Ausbreitung der Megalithkeramik aus Dänemark nach Nord-

Abb. 26. Fast 1/3. Vechta, Oldenburg.

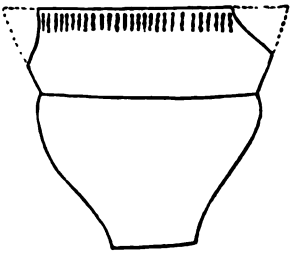


Abb. 27. Warmhof bei Mewe, Westpreußen.

westdeutschland und Holland zu recht bestehen bleibt und Sophus Müllers Anzweiflung dieser Auffassung und Neigung zu umgekehrter Ansetzung des Ausbreitungsganges, wofür er nicht den geringsten Grund anzugeben weiß, hinfällig ist: sie ist eben lediglich ein Geschöpf der „Hypothesenarchäologie", die er selbst so scharf abweist [1]), und nicht der „Beobachtungsarchäologie".

[1]) S. Müller, Oldtiden VII, S. 188.

Digitized by Google

In das wenigstens teilweise entleerte Schleswig-Holstein rückt sofort die nördlich und östlich davon wohnende Bevölkerung aus Dänemark ein. Den Beweis hierfür erbringt die Beobachtung, daß nunmehr, d. h. seit Beginn der Ganggrabzeit, in beiden Ländern (wie auch in Schonen) eine völlig übereinstimmende Entwicklung des Trichterbechers vor sich geht: starke Ausschweifung des Halses (Nr. 14 und 24) und reichere Ausgestaltung der Zickzackverzierung, die jetzt in langen, breiten, oft leiterartig gestalteten Bändern den ganzen Hals überzieht (Nr. 11, 14, 16, 18, 23), zuweilen auch durch Bündel senkrechter Linien oder Bänder unterbrochen wird (1, 9). Glatter Rand

Abb. 28. Lorenzberg bei Kaldus, Kr. Kulm.
Außenansicht und innere Randverzierung.

dagegen erscheint jetzt in Dänemark wiederum nur einmal (Nr. 5), in Schleswig-Holstein nur noch viermal (Nr. 11, 12, 19, 21) unter vierundzwanzig Fundstücken, hier also fast in demselben Verhältnis (5 : 1), wie bei den Dolmenbechern Dänemarks (7 : 1; von Nr. 5 aus Aarslev ist mir die Verzierung nicht bekannt). Auch von den Ganggrabbechern kann ich dank des Entgegenkommens des Kieler Museums neue Abbildungen aus Schleswig-Holstein bringen: so von 17a aus dem Dronninghöi bei Schuby Kr. Schleswig (Abb. 16) und Nr. 20 aus Schalkholz bei Tellingstedt Kr. Norder-Dithmarschen (Abb. 17). Dagegen ist der glatte Rand vorherrschend in Mecklenburg, Vorpommern und der Uckermark; wir haben hier also genau wie in Nordwestdeutschland Abkömmlinge der schleswig-holsteinschen Dolmenart vor

Digitized by Google

uns. Ich wäre daher ebenso berechtigt gewesen, die Becher Nr. 25—35 zur Westgruppe, wie zur Nordgruppe zu zählen.

So kann es wiederum nur die dänisch-schleswig-holsteinsche Bevölkerung

Abb. 29. 1/10. Tannhofen, Kr. Hohensalza.

Abb. 30. 1/4. Bettlern, Kr. Breslau. (Nach Seger.)

Abb. 31. 1/9. Jordansmühl, Kr. Nimptsch: Grab 28; unterste Reihe: Grab 20. (Nach Seger.)

Abb. 32. Lelowice, Gouv. Kielce, Polen.

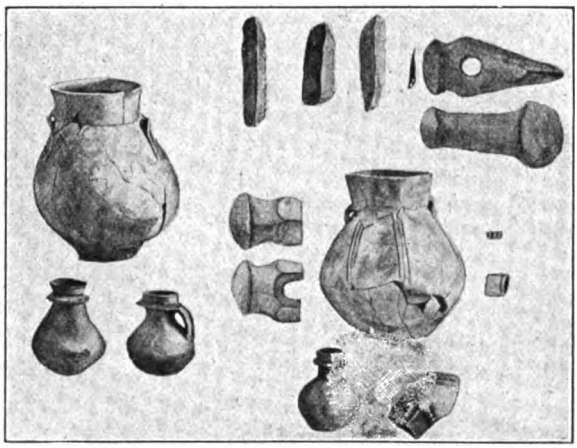


Abb. 33. Nalenczow, Gouv. Lublin, Polen.

der Ganggrabzeit, nicht die nordwestdeutsche, gewesen sein, die den Trichterbecher nach Ostdeutschland und Polen getragen hat. Denn hier besitzt er stets Randverzierung, und zwar vorzugsweise in der besonderen

Digitized by Google

Ausgestaltung, bei der oben am Rande eine fortlaufende „Strichzone", d. h. eine Reihe oder mehrere Parallelreihen schräg oder senkrecht gestellter kurzer Striche laufen, darunter dann die einfache oder mehrfache Zickzacklinie, die zuweilen nicht fortlaufend, sondern gestrichelt ausgeführt wird. Bereits im Havelgebiet, das ich zur Nordgruppe gestellt habe, begegnet uns diese Verzierungsart der Strichzonen bei Nr. 32, einer sehr großen Trichterschale aus Satzkorn Kr. Osthavelland: hier erscheinen dicht unter dem Rande zwei Reihen Schrägstriche, die in langen Gruppen angeordnet sind (Abb. 22). In Hinterpommern fehlen die Trichterbecher völlig trotz Åbergs gegenteiliger Bemerkung, in Vorpommern ebenfalls; die Angaben über den aus der Dolmenzeit stammenden Fund von Zarrenthin, über den bisher mehrere sich widersprechende Fundangaben vorlagen, da dieser Ortsname in Vorpommern mehrfach vorkommt, sind jetzt im Verzeichnis Nr. 16 richtig gestellt worden. Nur auf Rügen erscheinen zwei Trichterbecher, von denen der eine (Nr. 29) sicher der Ganggrabzeit entstammt, der andere, aus Gingst (Nr. 30, Abb. 20) durch seine überaus reiche Verzierung und den hohen Hals sich gleichfalls als nach-dolmenzeitlich erweist.

Abb. 34. 1/4. Halberstadt.

In bezug auf die Stellung der Südgruppe der Trichterbecher habe eine Zeit lang im Urteil geschwankt. Die vollkommene Unverziertheit dieser Becher könnte dazu verleiten, sie ohne weiteres als Abkömmlinge der nordwestdeutschen Gruppe aufzufassen. Doch ist dieser Gesichtspunkt nicht entscheidend, da die Entartung zu völligem Ziermangel bei jeder Gruppe und zu jeder Zeit einsetzen könnte, zumal bei starker Umsiedlung der Bevölkerung. Auch steht die Südgruppe von Böhmen und Mähren aus mit der Ostgruppe in Schlesien in recht naher Verbindung, während sie selbst am Nordostharz von der nordwestdeutschen Gruppe ungleich weiter entfernt ist. Entscheidend war für mich jedoch der meines Erachtens überzeugende Nachweis Niklassons[1]), daß die Jordansmühler Keramik sich von Schlesien über Mähren und Böhmen nach dem Saalegebiete (Rössen) ausgebreitet hat. Denn er führte mich zu dem Gedanken, daß die mit der Jordansmühler teilweise eng verschlungene

[1]) Mannus 11/12, 1920, S. 328.

Digitized by Google

nordische Bevölkerungsgruppe, die durch Trichterbecher und Kragenfläschchen gekennzeichnet wird, von Schlesien her denselben Weg über Mähren-Böhmen nach der Saale und weiter nach dem Nordharz eingeschlagen

Abb. 35. Etwa 1/3. Halberstadt. (Nach Mötefindt.)

Abb. 36. Etwa 1/3. Schadeleben, Kr. Aschersleben. (Nach Mötefindt.)

hat, ja daß sie, soweit Kragenfläschchen in Frage kommen, von hier aus noch weiter westwärts nach Hessen, Südwestfalen und der Rheinpfalz gezogen ist. Niklasson stimmte dieser meiner Auffassung brieflich zu.

Abb. 37. 1/6. Wolfen, Kr. Bitterfeld.

Abb. 38. Etwa 1/2. Halle a. S. (Nach Mötefindt.)

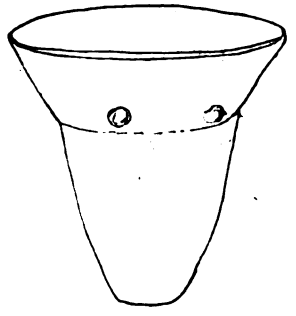


Abb. 39. 1/4. Melzow. Kr. Angermünde. (Nach v. d. Hagen.)

Auch typologische Gründe sprechen für meine Ansicht. In Polen gewinnt der ostdeutsche Trichterbecher eine besondere Form mit kurzem, ziemlich steilen Hals, unter dem sich vier Schnuröfen befinden, eine Form, wie sie

Digitized by Google

Abb. 32 zeigt und wie sie schon das Stück aus Borkowo Kr. Hohensalza (Nr. 11) genau widergibt. In Schlesien dagegen sehen wir eine Form entstehen, die eine kleine Standfläche und einen recht schlanken Unterteil erhält, der zwar noch durch die umlaufende Furche, durchaus aber nicht mehr durch Änderung der Wandungsrichtung von dem hochragenden, stark schräg ausladenden, aber nahezu ungewölbten Halse geschieden wird. Dieses Bild bietet annähernd schon der Becher von Bettlern Kr. Breslau (Abb. 30), in vollkommener Weise aber der von Trebnig Kr. Nimptsch [1]). Und weiter ermangelt dieser Becher von Trebnig bereits jeglicher Verzierung. Er entspricht also vollkommen dem Typus der Becher der Südgruppe, die in der Mehrzahl das Aussehen des einen der halberstädter Stücke (Abb. 34) haben, während das andere Halberstädter Stück (Abb. 35) zu jener Minderheit der Becher der Südgruppe gehört, die gänzlich entartet sind. Nehmen wir schließlich noch hinzu, daß die schlesischen Becher und die des Haupttypus der Südgruppe auch den Zug gemeinsam haben, daß sie öfters hufeisenförmige Leisten an Stelle der Schnuröfen tragen (Abb. 31 oben links und Abb. 34), so dürfte auch der typologische Beweis erbracht sein, daß die Südgruppe ein Abkömmling der schlesischen Gruppe ist.

Ich benutze die Gelegenheit, um als Nachtrag die Mitteilung eines ganz neuen Fundes zu bringen; das Museum für Völkerkunde zu Berlin soll einen Trichterbecher, der nur mit einer Reihe schräger Randstriche verziert ist, also von ostdeutscher Form, aus Dettersfelde Kr. Guben erworben haben. Dieser Fund ist um so bemerkenswerter als er aus der in der Steinzeit äußerst unergiebigen Niederlausitz stammt. Ferner ist mir erst jetzt ein Trichterbecher von annähernd Halberstädter Form, also zur Südgruppe gehörig, in der Sammlung des Herrn Kapellmeisters Walther Götze in Geuz bei Köthen bekannt geworden, der aus Werdershausen a. d. Fuhne, Kr. Köthen, Anhalt, stammt.

[1]) Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift 1916. N. F. VII, S. 43, Abb. 184; vgl. S. 48.

Digitized by Google

Krantas und Jurabecken in Ostpreußen.

Veraltete Anschauungen der Geologie und Vorgeschichte.

Von Dr. Heß von Wichdorff, Preuß. Bezirksgeologen in Berlin.

Mit einer Abbildung im Text.

Im nördlichsten Teile von Ostpreußen, in der Gegend des Kurischen Haffes, der Kurischen Nehrung und des Memeldeltas, bieten sowohl die geologischen Verhältnisse wie die vorgeschichtlichen Funde den Fachgelehrten ein ungemein dankbares Feld der Tätigkeit. Die Erkenntnis der sehr mannigfaltigen geologischen Vorgänge und Ablagerungen in diesen Gegenden ist soeben nach jahrelangen Forschungen zum Abschluß gelangt[1]) und auch die Fülle der unendlich vielseitigen vorgeschichtlichen Funde, die von der jüngeren Steinzeit bis in die spätheidnischen und christlichen Zeiten reichen mit ihren zahllosen Gräberfeldern und Fundstätten, die in diesem uralten Grenzlande dereinst wichtige Schlüsse über die Kulturzustände, den Handel und den jeweiligen Machtbereich auch der nördlich wie östlich benachbarten Volksstämme liefern werden, ist namentlich seitens der Altertumsgesellschaft Prussia schon eingehend bearbeitet worden und hat bereits sehr wertvolle Ergebnisse gezeitigt.

Naturgemäß war schon seit langem die Vorgeschichte in einem so vielseitigen und schwierigen Gebiet bemüht, auch die geologischen Erkenntnisse nutzbringend zur Klärung der vorgeschichtlichen Verhältnisse anzuwenden. Diese scheinbare Unterstützung fand die Vorgeschichte zunächst in der nun seit 87 Jahren bestehenden „Krantas"-Theorie.

Unter dem litauischen Namen „Krantas" (zu deutsch: „Ufer) versteht man die Erscheinung im Kurischen Haff, daß vom Uferstrand aus der Boden des Haffes zunächst unter einer ganz geringen Wasserbedeckung, die von $^1/_3$ m bis $1^3/_4$ m ansteigt, sich ganz allmählich und fast unmerklich senkt und also

---

[1]) H. Heß v. Wichdorff, Geologie der Kurischen Nehrung 1919. (Abhandlungen der Preuß. Geologischen Landesanstalt in Berlin, Neue Folge Heft 77.)

Digitized by Google

eine flache Randzone eine ziemlich weite Strecke lang in das Haff hinein besitzt, um dann plötzlich mit steiler Böschung um 1—3 m nach der etwas tieferen Haffmitte abzufallen. Dieser plötzliche Abfall ist allen Fischern wohl bekannt und führt den Namen „Krantas".

Der Krantas ist wohl zuerst[1]) von dem hier tätigen Oberfischmeister Beerbohm im Jahre 1833 eingehend beschrieben und schon als Beweis einer früheren Landsenkung aufgefaßt worden. Später hat 1864 der bekannte Naturforscher J. Schumann diese Angaben geprüft, die Untersuchungen weitergeführt und festgestellt, daß die gleiche Erscheinung auch im Frischen Haff vorhanden ist und dort von den Bewohnern der Küste „die Schaar" benannt wird. Auch er betrachtet den Steilabfall in den Haffen, der als fortlaufende Böschung zwischen dem flachen Haffgrund der Uferzone und dem tiefen Inneren des Haffes in vielen Teilen der Haffe nachweisbar ist, als Beweis einer Landsenkung, als eine ehemalige versunkene Klippküste[2]). Schließlich hat der sonst so verdienstvolle Diluvialgeologe G. Berendt im Jahre 1869 das gesamte Material der Krantasfrage so bestimmt in gleichem Sinne ausgewertet und den Beweisen für die von ihm behaupteten mehrfachen Senkungen und Hebungen dieses Gebietes angegliedert, daß diese Theorie 50 Jahre lang unangefochten bestanden hat, ehe sie 1919 endgültig widerlegt wurde. In seiner Geologie des Kurischen Haffes[3]) und in einer späteren kleineren, aber ungemein überzeugend geschriebenen Schrift[4]) ist G. Berendt dann noch weiter gegangen; er sagt mit außerordentlicher Bestimmtheit: „Noch heute bezeichnet der anwohnende Litauer und namentlich die dortigen „Fischer, die nicht selten unaufgefordert ihre Meinung dahin aussprechen, „daß das Land früher einmal bis zu diesem Steilabfall im Haffboden gereicht „habe, denselben mit dem Namen Krantas (d. h. Ufer, Rand); und entweder „ist diese Bezeichnung aus unbewußtem richtigen Verständnisse „des oft überraschend scharf denkenden Litauers entstanden „oder wir haben es hier wirklich mit einer Überlieferung zu „tun und die ehemaligen Vorfahren jener Uferbewohner haben „das alte Ufer als solches noch wirklich gekannt." Mit dieser so sicher ausgesprochenen Behauptung hatte Berendt den Sprach- und Vorgeschichtsforschern die Möglichkeit einer geologischen Zeitbestimmung für das

---

[1]) Beerbohm, Nachricht über die Uferbefestigungsarbeiten des Försters Tanscheit. (Preußische Provinzialblätter, Band X, 1833, S. 112.)

[2]) Julius Schumann, Über Hebung und Senkung der südlichen Küste des Baltischen Meeres. Aufsatz erschienen 1864. (Abgedruckt in : J. Schumann, Geologische Wanderungen durch Altpreußen, Königsberg 1869, S. 160—171.)

[3]) G. Berendt, Geologie des Kurisches Haffes (Königsberg 1869, S. 62—63).

[4]) G. Berendt, Geognostische Blicke in Alt-Preußens Urzeit 1871—1872. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. von Holzendorff, VI. Serie, Heft 142, S. 32.)

Digitized by Google

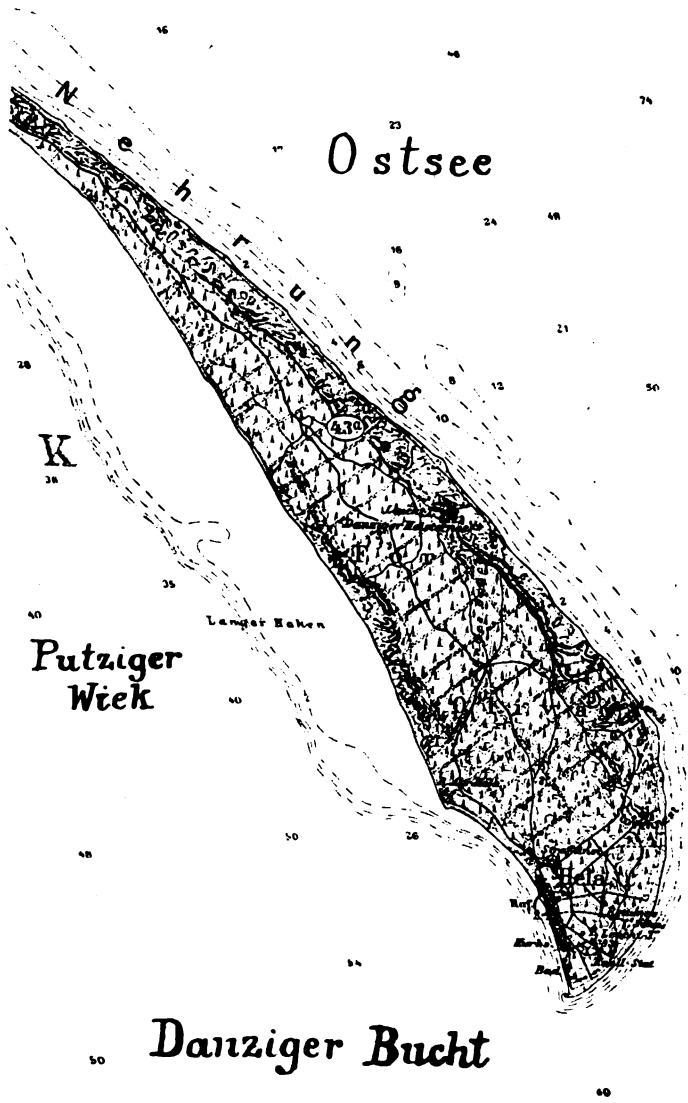
Alter des litauischen Volksstammes in diesen Gegenden nahegelegt. Auf die Autorität Berendts gestützt, hat dann der ausgezeichnete Königsberger Forscher Adalbert Bezzenberger diese Theorie für seine Sprach- und Vorgeschichtsforschungen übernommen und sie seitdem vertreten[1]). Über seine Gründe dafür spricht Bezzenberger in seinem Buche „Die kurische Nehrung und ihre Bewohner" (Stuttgart 1889 S. 178 [18]) sich folgendermaßen aus: „Man wird vielleicht tadeln, daß ich trotzdem ausführlich über sie (diese Theorie) „referiert habe und daß ich ihr nichts Selbständiges entgegenstelle. Ich würde „darauf erwidern, daß Selbständigkeit in geologischen Fragen von mir nicht „zu verlangen ist; daß Berendt der einzige ist, welcher die Gesamtentwicke„lung der kurischen Nehrung geologisch behandelt hat und daß jene Theorie „so geistvoll und bahnbrechend ist und so vieles von bleibendem Werte ent„hält, daß auch in Zukunft niemand über sie hinwegblicken darf." Es kann nicht die Rede davon sein, daß einem so bedeutenden und kritischen Gelehrten wie Bezzenberger aus dieser Stellungnahme ein Vorwurf erwachsen kann. Tatsächlich war sein Gewährsmann G. Berendt ein so tiefgründiger und ernster Diluvialgeologe, daß seine fruchtbare Tätigkeit im allgemeinen ungemein anerkennenswert bleiben wird. In der Krantas-Frage allerdings ist Berendt das Opfer eines schweren Irrtums geworden. Da zu seinen Zeiten die Seenforschung überhaupt noch nicht bekannt war, ist ihm die falsche geologische Deutung des „Krantas" als versunkene Kliffküste nicht besonders zur Last zu legen. Wohl aber hat er durch die Aufnahme des auffälligen litauischen Namens „Krantas" für eine, wie wir sehen werden, so alltägliche geologische Erscheinung ein halbes Jahrhundert lang die Gelehrten mehrerer Wissenschaften über die Bedeutungslosigkeit der Sache hinweggetäuscht und durch seine weit über die geologischen Grundlagen hinausgehenden allgemeinen Folgerungen benachbarte Wissenschaften in den Bann seiner Krantastheorie mit hineingezogen. Da noch in neuester Zeit gerade auf vorgeschichtlichem Gebiet die Krantasfrage dauernd eine Rolle spielt (z. B. in E. Wahle, Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit, 1918), erscheint es hier nötig, die geologisch nachgewiesene Unhaltbarkeit der Krantastheorie auch in vorgeschichtlichen Kreisen darzutun, damit dieser zu Mißdeutungen Anlaß gebende Ausdruck nunmehr ganz aus der deutschen Wissenschaft verschwindet.

Wie stellt sich nun die geologische Wissenschaft gegenwärtig zur „Krantas"-Frage? Zunächst findet sich die flache Uferzone mit dem steilen Abfall nach dem Haffinneren zu nicht nur auf das Kurische Haff beschränkt, sondern ist ebenso, worauf schon J. Schumann hingewiesen hat, im Frischen Haff vorhanden. Noch besser ist, worauf hier als vollkommen neue Beobachtung aufmerksam gemacht sei, diese Erscheinung in der Danziger Bucht an der Halb-

[1]) A. Bezzenberger, Bemerkungen zu dem Werke von A. Bielenstein über die ethnologische Geographie des Lettenlandes. (Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. Neue Folge IV (36), 1895, S. 467—508.)

Digitized by Google

inſel Hela ausgeprägt, wo die flache Uferzone mit $^1/_8$—2 m Waſſertiefe in 1—1½ Kilometer Breite auf einer Strecke von 11 Kilometern (von Danziger Heiſternest bis zur Ruine Alt-Hela) in die Danziger Bucht vorſpringt, um



Uferſchar mit Steilabfall (Krantas) an der Halbinſel Hela. (Maßſtab 1 : 100000).

dann ganz plötzlich in einem außerordentlich ſteilen Abfall von 2 m auf 26 bis 40 m Tiefe abzuſinken (ſiehe Abb.). Hier ſtellt der bisher ſog. Krantas alſo einen 24—38 m hohen jähen kilometerweit zu verfolgenden Steilabfall

Digitized by Google

in der Danziger Bucht dar, gegen den der 1—3 m hohe Steilabfall des Krantas im Kurischen Haff und der Schaar im Frischen Haff ganz unbedeutend erscheinen.

Nun ist diese eigentümliche Bildung nicht nur auf die Haffe beschränkt, sie findet sich vielmehr ganz in derselben Ausbildung überall im Landesinneren bei allen Binnenseen sowohl bei großen wie bei kleinen Seen wieder. Jeder Binnensee besitzt entlang des Ufers eine bald mehr bald minder breite flache Zone, in der auch des Schwimmens Unkundige ohne Gefahr baden können. Dieser flache Badestrand ist bald sehr schmal bald bis mehrere hundert Meter breit, stellenweise fehlt er überhaupt ganz, erfahrungsgemäß meist dort, wo steile Uferberge unmittelbar an das Seeufer herantreten.

Die seit mehreren Dezennien eifrig tätige Seenforschung hat ergeben, daß diese flache Strandzone durch die Wellentätigkeit des Wassers und den natürlichen Auswurf des bei Sturm vom Grunde des Sees aufgewühlten Sandes als flach mit Wasser bedeckte Randbildung am Ufer eines jeden Sees sich ablagert und mit steiler Böschung nach den tieferen inneren Teilen des Sees abfällt. Man bezeichnet diese allgemeine Naturerscheinung in der Seenkunde als „Uferschar" und den steilen Abfall der Schar nach den tieferen Teilen des Sees als „Scharkante", welch' letzterer Ausdruck mithin dem Krantas entsprechen würde.

Eine solche flache Uferschar mit ihrer steilabfallenden Scharkante ist also eine allgemeine geologische Erscheinung, die sich in jedem geschlossenen See- und Wasserbecken von selbst bildet, und zwar stets unter Wasserbedeckung. Diese Bildung kann nie auf andere Weise entstehen. Insbesondere weist sie niemals darauf hin, daß der Wasserspiegel des betreffenden Seebeckens ursprünglich niedriger gewesen und das Land also inzwischen gesunken sei. Infolgedessen kann diese Scharkante auch niemals ein Steilufer an einem früheren flacheren See gewesen sein, wie Berendt annimmt. Wenn Berendt dann noch weitergehend andeutet, daß der litauische Name Krantas (Ufer, Rand) „entweder aus unbewußtem richtigen Verständnis des oft überraschend „scharf denkenden Litauers entstanden ist oder daß wir es hier wirklich mit „einer Überlieferung zu tun haben und die ehemaligen Vorfahren jener Ufer„bewohner das alte Ufer als solches noch wirklich gekannt haben," so ist diese zwar auf den ersten Blick recht bestechende und zum Nachdenken anregende Annahme aus der jetzigen geologischen Erkenntnis des Baues und der Vorgänge in unseren Binnenseen wie in unseren Haffen unbedingt abzulehnen, da selbst die geologische Grundlage sich als irrig erwiesen hat, auf der dann erst diese weitergehenden allgemeinen Folgerungen erwachsen waren.

Die moderne Seenkunde kennt nur einen Fall — und zwar den umgekehrten Fall —, wo diese flache Strandzone mit ihrer steilen Scharkante zum Nachweise der Niveauveränderung eines Wasserbeckens herangezogen werden kann. Wenn nämlich durch künstliche oder geologische Vorgänge eine Senkung des Wasserspiegels, also eine relative Hebung der Uferzone, stattfindet, dann

Digitized by Google

tritt die ehemalige flache Uferzone mit ihrem Steilabfall (der Scharkante) am trocken gelegten Ufer als Terrasse mit steilem Uferrand zutage. Das zeigen u. a. ausgezeichnet zwei masurische Binnenseen, deren Wasserspiegel man vor ungefähr 50 Jahren (in den Jahren 1867 und 1868) künstlich gesenkt hat, um ihre sumpfige Umgebung zu entwässern und urbar zu machen. Der damals durch einen Entwässerungskanal um 8 Fuß gesenkte Widminner-See wie besonders der gleichzeitig um 18 Fuß gesenkte Szonstag-See in Masuren zeigen heute an ihrem trocken gelegten Ufer die ehemalige flache Uferschar mit ihrem Steilabfall, der Scharkante, als deutliche Terrassen mit Steilufer am heutigen Uferrande emporragend. Auf dieses klassische Beispiel hat zuerst F. Kaunhowen treffend hingewiesen. Die norddeutsche Diluvialgeologie kennt übrigens diese Erscheinung nicht nur als künstliche, durch menschliche Eingriffe erzeugte Bildung. Vielmehr treten gerade in demselben masurischen Seengebiet die gleichen Erscheinungen auch als alte natürliche geologische Vorgänge auf. Große Seenbecken, wie z. B. der Goldapgarsee und die Seen des Mauerseegebiets weisen nicht nur eine, sondern mehrere modellartige Terrassen mit Steilgehängen an ihren hohen Uferrändern auf, welche sich deutlich als ehemalige Uferscharen mit ihren zugehörigen Scharkanten kennzeichnen. F. Kaunhowen und P. G. Krause haben zuerst diese alten Seenterrassen erkannt und beschrieben. Diese Seen waren in der letzten Phase der Eiszeit in der allgemeinen Abschmelzungsperiode auf großen Spalten und Klüften im Inlandeis entstanden und waren zuerst noch durch die starken Wassermengen des schmelzenden Eises, das sie noch rings umgab, angestaut, wobei sich allmählich Uferscharen bildeten. Dann sank mit zunehmender Abschmelzung des rings bestehenden Eismantels und Freiwerden von Abflußgelegenheit auf immer breiter werdenden und ausschmelzenden Spalten nach benachbarten niedrigeren Seenbecken der Wasserspiegel ruckweise unter Bildung neuer Uferscharen und Scharkanten, bis der See dann nach völligem Abschmelzen des Inlandeises etwa in heutiger Höhenlage zurückblieb. Übrigens sind gerade bei den erwähnten Seen jene Abflußtäler als heute trockene eingesenkte Talzüge noch erkennbar, welche den höher angestauten Wassern bei Freiwerden von Verbindungswegen nach niedriger gelegenen Seenbecken zum natürlichen Abfluß dienten und damit die bisherigen Uferscharen als trockene Terrassen aus dem Seebecken heraustreten ließen. Diese Vorgänge in den letzten Phasen der Eiszeit hat der Verfasser in einer umfangreichen Arbeit über das „Masurische Interstadial" im Jahre 1914 nach eingehenden jahrelangen Sonderstudien ausführlich dargelegt.

Aus diesen Auseinandersetzungen ergibt sich, daß die Uferschar und die Scharkante von geschlossenen Wasserbecken nur dann als Beweis von Niveauveränderungen eines Seebeckens geologisch sicher begründet ist, wenn durch Senkung des Wasserspiegels diese Uferschar mit ihrer Scharkante am trocken gelegten festen Ufer als Terrasse zutage tritt. Umgekehrt kann aber eine

Digitized by Google

unter Wasser befindliche Uferschar mit ihrer Uferkante niemals als eine versunkene Kliffküste oder als Beweis für eine Landsenkung angesprochen werden.

Aber nicht nur der heutige Stand der Seenkunde läßt die Unhaltbarkeit der Krantastheorie klar erkennen. Gerade die umfangreichen geologischen Untersuchungen des Verfassers in den Jahren 1908—1914 haben ferner festgestellt, daß entgegen den bisherigen Annahmen die Kurische Nehrung unter den heute noch bestehenden Niveauverhältnissen der Ostsee entstanden ist und durch keinerlei Hebungen noch Senkungen bedingt ist, welche überhaupt im ganzen Gebiet des Kurischen Haffes nirgends nachweisbar sind. Danach ist die nahezu hundertjährige Krantas-Theorie geologisch in keiner Weise mehr aufrecht zu erhalten und die Vorgeschichte ist gezwungen; sie ebenfalls aufzugeben. Übrigens hat die Vorgeschichte um so mehr Grund, sich von dieser irrigen Lehre abzuwenden, als gerade der Hauptpunkt, auf den die Vorgeschichte Wert legt — das hohe Alter des Krantas — durch die neuesten geologischen Forschungen eine recht eigenartige Beleuchtung erfahren hat. Der Krantas ist nämlich keineswegs eine uralte, festliegende Linie, sondern eine durch die dauernden Absätze des Memelstromes im Haffe und das Wachstum des Memeldeltas nach dem Haffinneren zu sich langsam fortbewegende Scharkante, die in verhältnismäßig kurzen Zeiträumen starke Lageveränderungen aufweist. Die Ufer des Kurischen Haffes zeigen in seinem ganzen Umfange, wie sorgfältige Kartenvergleiche der Meßtischblätter von 1869 und 1910 dargetan haben, in diesem halben Jahrhundert so auffällige und bedeutende Veränderungen, wie man sie nicht für möglich gehalten hätte. Nebeneinander treten starker Uferabbruch und an anderer Stelle bedeutende Anschwemmungen auf. So wurden in 50 Jahren z. B. südwestlich des Skielwieth-Hakens auf einer Strecke von 1 Kilometer rund 100—170 m Breite der Nehrung abgespült und am Skielwieth-Haken und Caspalege-Haken wieder angetrieben. Das Eintreiben von Flugsand aus den Wanderdünen in das Haff ist so bedeutend, daß die vorspringenden Landzungen am Haffe in 50 Jahren erheblich ins Haff vorgewachsen sind, und zwar der Bullwikhaken, der Preilsche Haken und der Ziegenhaken je 500 m, der Caspalege-Haken nördlich von Pillkoppen sogar 600 m in dieser Zeit in das Haff weiter vorgerückt sind. Da außer den Absätzen der ins Haff mündenden Flüsse noch eine Reihe weiterer geologischer Umstände an diesen Veränderungen mitwirken, wie z. B. die stellenweise sehr wechselnde Menge des in das Haff eingetriebenen Flugsandes, die übrigens im ganzen einen sehr bedeutenden Umfang erreicht, und die starken Fortbewegungen der abgelagerten Sandmengen infolge des eigentümlichen Naturvorgangs des Ein- und Ausstroms im Mündungsgebiet des Haffes bei Memel, so ist ein gleichmäßiges Gesetz für die Küstenveränderungen am Haff, die vor allem auch von dem Wechsel der Windverhältnisse und deren Stärke abhängen, unmöglich festzustellen. Die scheinbar völlig unregelmäßigen Veränderungen hängen natürlich von den örtlichen Umständen und dem

Digitized by Google

Vorwiegen des einen oder anderen geologischen Faktors ab, worauf z. B. zurückzuführen ist, daß der Neegelnsche Haken im Gegensatz zu den anderen Landzungen nahezu unverändert geblieben ist. Bei dem fortwährenden Uferabbruch, Anlagerung neuer Absätze und Wiederfortbewegung derselben ist eine dauernde Lageveränderung der Haffküste und namentlich auch des Krantas unvermeidlich. So ist z. B. das Haffufer an der Mündung des Nemonienflusses im Laufe der letzten 50 Jahre um 350—600 m[1]) je nach Entfernung von der Mündungsstelle vorgerückt und dementsprechend auch die Scharkante, der sog. Krantas. Damit ergibt sich, daß der Krantas im Gegensatz zu dem bisher angenommenen hohen Alter eine sich ewig umgestaltende, bald zerstörte, bald an anderer Stelle wieder abgelagerte ganz jugendliche Haffbildung ist.

Einen ganz gleichartigen Fall wie die Krantas-Theorie bildet die ebenfalls von dem Diluvialgeologen G. Berendt stammende Theorie vom Jurabecken. In seiner bereits oben zitierten Schrift „Geognostische Blicke in Alt-Preußens Urzeit", die, wie schon erwähnt, in glänzend beredtem Stil außerordentlich überzeugend geschrieben ist, aber in der Begeisterung über die wirklichen geologischen Tatsachen weit hinausgeht und schließlich wieder zu falschen Schlüssen auf sprachwissenschaftlichem und vorgeschichtlichem Gebiet führt, schildert Berendt das weite, seenartig erweiterte ebene Talsandbecken, welches sich am Memelstrom zwischen der russischen Grenze und dem Willkischker Höhenzug bei Obereyßeln ausdehnt. Es ist ein ziemlich ebenes Talsandgebiet in einer Höhenlage von nur 20—30 m über dem Meeresspiegel, fast in seiner ganzen Ausdehnung bewaldet (staatliche Forsten Trappönen, Wischwill, Jura und Schmalleningken), bald mit eingesenkten kleineren Mooren, bald von aufgesetzten höheren Parabeldünenketten durchzogen. Dieses weite abgeschlossene Talsandgebiet zwischen der russischen Stadt Georgenburg und dem Willkischker Höhenzuge, an dessen Ostfuß der Jurafluß entlangzieht, im Süden begrenzt von dem Flußlauf der Scheschuppe, ist ein typisches Staubecken aus der letzten Abschmelzperiode der Eiszeiten, welches sich an dem Endmoränenrücken der Willkischker Berge (zwischen Ober-Eyßeln und Ragnit) gebildet hat, genau wie dies in gleichen geologischen Fällen in der Regel geschieht. Das diluviale Staubecken, das man allgemein als Jura-Staubecken bezeichnen könnte nach dem Vorgange G. Berendts (ohne allerdings damit irgendwelche sprach- und vorgeschichtlichen Zusammenhänge zu konstruieren) hatte nach Süden zu, zunächst der Scheschuppe folgend, dann zwischen Juckstein und Lobellen in ein eigenes, immer schärfer ausgeprägtes Tal nach Kallwellen zu übergehend, ein Urstromtal als natürlichen Abfluß der angestauten Schmelzwässer des Inlandeises. Fast immer gleich breit bleibend, zieht dieses Urstromtal durch den ganzen Norden Ostpreußens, bald als

[1]) F. Kaunhowen, Die geologischen Verhältnisse der Gegend von Nemonien, Ostpreußen (Jahrb. d. Geolog. Landesanstalt in Berlin für 1911, Bd. 32, Teil II, S. 290).

Digitized by Google

Trockental, dann nacheinander die Inster, den Pregel, die Alle und Deime in sein großes Tal aufnehmend, über Kraupischken, Insterburg, Wehlau, Tapiau nach Königsberg, um am Frischen Haff wieder in ein ehemaliges Staubecken am Fuß der Samländischen Endmoräne zu münden. Mit Recht weist G. Berendt auf das in großen Teilen seines Laufes immer gleich breit bleibende, tief eingeschnittene Tal dieses Urstroms hin, in dem die verschiedenen eben genannten Flüsse „aus schmalen, unbedeutenden Seitentälern" kommend, „einer Maus im Zimmer" vergleichbar, herumirren, sich nur in dem Talbette, das sie nie selbst gegraben, „einst nur als Nebenflüßchen des uralten Stromes eingerichtet haben". Berendt nimmt nun an, daß der Memelstrom ursprünglich dieses ganze alte Urstromtal benutzt habe und also, wie heute der Pregel, bei Königsberg in das Frische Haff gemündet sei, ehe er die Barre der Willkischker Berge, zwischen Obereyssseln und Ragnit, das jetzige enge, tief in die Berge eingeschnittene Durchbruchstal, durchsägt hätte. Hierzu ist zunächst zu bemerken, daß der Memelstrom ebenso wie alle die genannten heute in das alte Urstromtal fließenden Flüsse zeitlich bedeutend jünger ist als das Urstromtal, das lange Zeiten zweifellos trocken lag, nachdem sich die Schmelzwasser des Inlandeises endgültig verloren hatten. Andererseits sucht natürlich jeder Fluß, ehe er Berghindernisse durchbricht, bereits bestehende, tiefeingeschnittene Talzüge zu benützen, wie das Beispiel der Inster, des Pregels, der Deime und Alle ja ebenfalls deutlich erweisen. Es muß aber bis jetzt mangels jeden geologisch sicheren Beweises dahin gestellt bleiben, ob der zweifellos jüngere Memelstrom jemals dieses alte Urstromtal ganz oder teilweise benutzt hat. Eine solche Feststellung kann nur durch Sondererforschung des ganzen Talzuges des Urstromtales erfolgen. Durch das trocken liegende Jurastaubecken hat er sich allerdings seinen Weg gebahnt, den er noch heute verfolgt.

Wann der Durchbruch des Willkischker Höhenzuges erfolgt ist, ist geologisch bisher nicht festzustellen. Es ist aber ebenso auch nicht von der Hand zu weisen, daß der Memelstrom, als er in diese Gegend seinen Lauf nahm, gleich von Anfang an dieses Hindernis durchbrach und von jeher in die Meeresbucht mündete, an deren Stelle heute das Kurische Haff und das Memeldelta sich erstrecken, denn es steht geologisch fest, daß dieser Memeldurchbruch zwischen Obereyssseln und Ragnit bereits vor Entstehung der Kurischen Nehrung bestanden haben muß, ebenso wie vor Entstehung des Memeldeltas, das ja dem Flußschlick des Memelstroms sein Dasein verdankt. Mit dieser Feststellung rückt das Alter jenes Durchbruchs aber außerordentlich weit zurück, nicht nur in vorgeschichtliche Zeiten, sondern weit darüber hinaus in Zeiten, da der Mensch in diese Gegenden noch nicht vorgedrungen war. Die Parabeldünen, die bis 1763 (ehe die Wanderdünenbildung begann) in gewaltigen Zügen die einzige bergige Dünenform der Kurischen Nehrung bildeten, waren seit vorgeschichtlicher Zeit bis 1763 dauernd bewaldet. An

Digitized by Google

mehr denn 100 Fundstellen hat man oben auf dem alten Waldboden, der die Parabeldünen in zusammenhängender Decke bekleidet, zahllose charakteristische Funde aus der spätneolithischen Periode gemacht, wobei einwandfrei festzustellen ist, daß der spätneolithische Mensch in den Wäldern auf den Parabeldünen der Nehrung zweifellos dauernd ansässig war und seine Steinwerkzeuge an Ort und Stelle selbst herstellte, denn es fanden und finden sich noch zahlreiche Bohrkerne neben den durchbohrten Steinäxten. Mithin waren bereits vor mehr als 4000 Jahren die Parabeldünen in Jahrtausende lang unverändertem, bewaldeten Zustande vorhanden und wir wissen nicht, wie viel weitere Jahrtausende zurück sie bereits bestanden, ehe der spätneolithische Mensch sich hier ansiedelte. Die Parabeldünen aber hatten sich in langen Zeiträumen zuvor als aufgesetzte wandernde Dünenkuppen auf der Flugsandebene der Nehrung fortbewegt und angesammelt, ehe sie das endgültige End- und Ruhestadium der Parabeldünen erreichten. Vorher hatte sich ebenfalls im Laufe gewisser Zeiten die Flugsandebene gebildet; noch früher bedurfte es ebenfalls langer Zeiträume, ehe der Sockel der Nehrung bis zum Meeresspiegel sich emporbaute. Schließlich war sicherlich lange Zeit nötig gewesen, ehe die mächtigen abwechselnden Ablagerungen von Ostseesanden und andererseits Süßwasser-Haffabsätzen sich absetzten, welche durch die Wechselwirkung von See und den Sinkstoffen der ins Haff mündenden Flüsse (vor allem dem Memelstrom) zum Niederschlag gelangten. Alle diese verschiedenen Stadien, die gewiß lange Zeiträume beanspruchten, hatte die Nehrung bereits vor der spätneolithischen Zeit durchschritten. Die Summe dieser Jahrtausende, die nicht annähernd festzustellen ist, würde nun auch das Mindestalter des Memeldurchbruchs zwischen Obereyßeln und Ragnit bezeichnen; hieraus ergibt sich klar, wie bereits oben angedeutet, daß das Alter jenes Memeldurchbruchs, und damit des heutigen Laufes des Memelstromes, weit über vorgeschichtliche Zeiten hinausreicht und in Zeiten vor sich ging, in denen der Mensch in diesem Gebiet noch nicht vorhanden war. Das Jurastaubecken ist natürlich noch bedeutend älter, da es sich bildete, ehe der Memeldurchbruch vorhanden war. Dieses durch die neuen geologischen Untersuchungen auf der Kurischen Nehrung gewonnene Ergebnis steht nun in vollkommenem Gegensatz zu der Jurabecken-Theorie Berendts. Berendt sagt in dem Aufsatz: „Geognostische Blicke in Alt-Preußens Urzeit" auf die von ihm aufgeworfene Frage: „Wann „mögen wohl in diesem Jurabecken, anstatt dieser Forsten und der sie durch„ziehenden Wiesentäler, wohl die Wogen eines Sees hier geflutet haben?": „Das den westlichen Rand des alten Sees bezeichnende Flüßchen trägt den „Namen Jura oder, wie der dortige Litauer allgemein sagt, „die jur"; die „den Mittelpunkt des Beckens erfüllende Forst führt denselben Namen und „das am oberen Ende gelegene russische Städtchen die Benennung Jurbork, „die ich gleichfalls glaube von demselben Stamme herleiten zu dürfen, wenn „auch die jetzt gangbare Übersetzung des Städtenamens bei den Deutschen

Digitized by Google

„Georgenburg ist. Nun heißt aber preußisch jurian, litauisch júreo, lettisch „juhra: das Meer, das große Wasser und dient nur zur Bezeichnung der Ost„see. Hier aber trägt, um nur bei dem einen Eigennamen der Jur oder des „Juraflusses zu bleiben, ein verhältnismäßig ganz unscheinbares Flüßchen „diesen Namen, aber ein Flüßchen, das auf ein paar Meilen Länge genau an „der Stelle fließt, wo von Westen her der große alte Binnensee, das große „Wasser (juhra) begonnen haben muß. Der Schluß daraus dürfte schwerlich „zu kühn sein, daß die Ureinwohner des Landes das große Wasser (juhra) „hier noch gekannt haben. Noch interessanter gestaltet sich die Sache, wenn „man berücksichtigt, was von Sprachkundigen bereits ehe diese Verhältnisse „bekannt wurden, erörtert worden, daß das alte Wort juhra in der litauischen „Sprache nur eine Hinterlassenschaft des verdrängten finnischen Stammes „ist und sich nur in dem jakutischen Worte wiederfindet. Der demgemäße „Schluß wäre also, daß eben dieser verdrängte finnische Stamm die Urein„wohner gewesen, die den großen Jurasee noch gekannt."

Auch hier erkennen wir wieder, daß Berendt weitgehende Folgerungen auf völkerkundlichem und geschichtlichem Gebiet zieht, die durchaus in keinerlei Beziehungen zum tatsächlichen geologischen Befund stehen. Die Geologie muß diese Folgerungen als durchaus irrig bezeichnen, da

1. das Jurabecken ein typisches Staubecken aus der Abschmelzperiode der letzten Eiszeit darstellt, einer Zeit, in der das Auftreten des Menschen in jenen Gegenden weder erwiesen noch überhaupt wahrscheinlich ist.
2. die chronologische Aufeinanderfolge der geologischen Vorgänge auf der Kurischen Nehrung, die in ihrer ältesten Periode bereits das Vorhandensein des heutigen Memelstromes und seines Durchbruchs bei Obereyßeln-Ragnit bedingen, bereits für diesen Memeldurchbruch ein so hohes Alter ergibt, daß dieses unbedingt bereits vor die vorgeschichtliche Zeit Ostpreußens fällt. Das Jurabecken ist aber noch unendlich viel älter als dieser Durchbruch, infolgedessen es erst recht in die Zeit vor dem ersten Auftreten des Menschen in diesen Gegenden fällt.

So zeigt sich, daß sowohl die Krantas-Theorie wie das Jurabecken-Problem durchaus der ihnen bisher zugeschriebenen geologischen Beweiskraft ermangeln. Die völkerkundlichen und vorgeschichtlichen Folgerungen aus diesen veralteten, irrigen Anschauungen sind demnach ebensowenig stichhaltig und müssen daher ebenfalls aufgegeben werden.

Die einzige sichere geologisch-vorgeschichtliche Parallele in diesem Gebiet ist das bestimmt nachgewiesene Auftreten des spätneolithischen Menschen auf dem alten Waldboden, d. h. auf der alten Oberfläche der bewaldeten Parabeldünen auf der Kurischen Nehrung, über deren geologische Stellung oben und in der „Geologie der Kurischen Nehrung" das Wissenswerte mitgeteilt ist.

Digitized by Google

Hat man im Norden in der Steinzeit skalpiert?[1]

Von Otto Frödin, Stockholm, und Carl M. Fürst, Lund.

Mit 7 Abbildungen auf Tafel II u. III.

I.

Bei der seit dem Jahre 1909 stattfindenden, noch nicht abgeschlossenen Ausgrabung des steinzeitlichen Pfahlbaus, des „Sumpfdorfes", bei Alvastra[2] sind unter vielen anderen Dingen auch eine ganze Reihe menschlicher Skelettreste zutage gekommen. Einer dieser Funde verdient in mehr als einer Hinsicht besondere Aufmerksamkeit.

Im Sommer 1917 fand die Untersuchung hauptsächlich auf dem südöstlichen Teil des Wohnplatzgebietes statt, unmittelbar außerhalb der Kante des großen Bodens aus Baumstämmen und östlich des Steges aus Rundholz, der hier von dem Boden ausgeht und zum festen Land in der Richtung auf Broby hinaufführt.

Ein paar Meter von dem Stege und ungefähr ebensoweit von der Bodenkante entfernt traf man dabei einen besonders gut erhaltenen Menschenschädel, zum größten Teil in den Kalkmoder eingesunken und nur mit seinem obersten Teil in die Kulturschicht hinaufreichend (Abb. 1). Der Unterkiefer war aus seiner Lage verrückt und lag um einen Winkel von ungefähr 90° gedreht mit dem linken Gelenkteil gerade nach oben zeigend[3]. Im übrigen befand sich der Schädel in seiner natürlichen Stellung, die Stirn nach oben. Unter Beobachtung der größten Vorsicht wurde er von meinem erprobten Mitarbeiter Ludvig Hedell freigelegt und gehoben.

Diese Ausgrabung geschah in der Erwartung, daß ein vollständiges Skelett zutage kommen würde. Aber daraus wurde nichts. Unter dem Schädel

---

[1]) Soeben gedruckt in „Rig" 1919, Organ der Gesellschaft für Schwedische Kulturgeschichte. Übersetzung von Albert Winckler.

[2]) O. Frödin, Ein schwedischer Pfahlbau aus der Steinzeit, Mannus II (1910), S. 109 ff.

[3]) Der Unterkiefer fand sich zuerst und wurde gehoben, ehe der übrige Schädel bemerkt wurde. Die Photographie zeigt ihn wieder in seine Lage gebracht.

Digitized by Google

befand sich nur — in natürlicher Lage — der Atlas und der Zahnfortsatz des zweiten Halswirbels.

Nach Abschluß der Untersuchungen des Sommers wurde der Schädel nach dem Historischen Staatsmuseum in Stockholm übergeführt, wo ich Gelegenheit fand ihn eingehender zu untersuchen. Ich bemerkte dabei auf dem Stirnbein eine Anzahl quer darüber verlaufende Einschnitte, die sehr fein, aber, wenn einmal die Aufmerksamkeit auf sie gerichtet war, nichtsdestoweniger klar erkennbar waren. Daß sie nicht schon beim Heben des Schädels beobachtet wurden, dürfte übrigens darauf beruhen, daß er dabei nicht vollständig von dem daranhaftenden Kalkmoder gereinigt wurde. Auf alle Fälle dürfte es unnötig sein hier darzulegen, daß sie nicht nach der Hebung hinzugekommen sind, sondern aus derselben Zeit stammen, wie der Schädel selbst[1]).

Diese Einschnitte, die offenbar mittels eines scharfkantigen Flintspans zustande gekommen sind[2]), brachten mich sofort auf den Gedanken, daß hier möglicherweise ein Fall von Skalpierung vorläge. Der Schädel wurde nun an Herrn Prof. Dr. Carl M. Fürst übersandt, der ihn mit gewohnter Freundlichkeit einer eingehenden Untersuchung unterwarf und im folgenden selbst deren Ergebnis vorlegt. O. F.

II.

Voriges Jahr erhielt ich von Herrn Antiquar Dr. Otto Frödin eine Sendung Knochen zur Untersuchung, die beim Pfahlbau von Alvastra gehoben worden sind. Von ganz besonderem Interesse war unter ihnen ein ausgezeichnet gut erhaltener Schädel mit zugehörigem Unterkiefer, erstem Halswirbel (Atlas) und Zahnfortsatz des zweiten (Dens epistrophei). Über Fundort und Fundumstände erhielt ich die Erläuterungen, die Frödin im vorigen Kapitel mitgeteilt hat. Ich will indessen von ihnen hervorheben, daß der Schädel vorsichtig gehoben wurde von dem mit solchen Arbeiten besonders vertrauten Mitarbeiter Hedell, daß der Schädel zusammen mit seinem Unterkiefer und den beiden Halswirbeln lag, und daß er bei der Hebung die Einschnitte auf dem Stirnbein hatte, die ich unten näher besprechen und beschreiben werde. Im Zusammenhang mit der Überlassung des Schädels stellte Frödin an mich die Frage: „Deuten die Einschnitte in der Stirn darauf, daß der Mensch skalpiert ist?"

Abgesehen von der merkwürdigen, sozusagen „gerichtsmedizinischen" Aufgabe, die mir hier zur Lösung gestellt wurde, erbot der Schädel an und für sich in mehrfacher Hinsicht so großes Interesse, daß er eine eingehende Untersuchung wohl verdiente. Ein steinzeitlicher Schädel ist stets eine Seltenheit in unserem Lande, besonders wenn er ganz und so gut wie unbeschädigt ist,

[1]) Dies ist ja auch aus der Untersuchung Prof. Fürsts hervorgegangen.
[2]) Versuche an rezentem Knochen haben mich davon überzeugt.

Digitized by Google

was hier der Fall war. Dieser Schädel war außerdem ein Unikum, weil er unser erster bekannter Östgöta-Schädel aus der Steinzeit war, und gleichzeitig der einzige vollständige Schädel, der bei einem Pfahlbau in unserem Lande gefunden wurde.

Der Schädel hat als Torfmoorfund die für solche Knochen typische dunkelbraune, ins Grauviolette spielende Farbe. Die Farbe ist ungewöhnlich schön, erhöht durch den Glanz, den die Oberfläche des Knochens besitzt. Eine Eigentümlichkeit, die jedoch nicht einzig dasteht, ist, daß alle Stellen, die seiner Zeit mit Knorpel bekleidet waren, nämlich die Gelenkflächen am Hinterhauptbein, Schläfenbein und Unterkiefer, heller graugefärbt sind.

Der linke Jochbogen ist unvollständig, wahrscheinlich durch Vermoderung. Die Zähne sind alle gut erhalten und unbeschädigt, nur die Schneidezähne (Incisivi) und die ersten Backzähne (Mol. I) sind etwas abgenützt, ein großer Teil mit anhaftendem Zahnsteinbelag. Die Weisheitszähne im Unterkiefer haben im Leben gefehlt. Alle Knochennähte (Suturae) des Schädels sind offen, sogar die Sutura basalis. Die Warzenfortsätze (Processus mastoidei) sind sehr groß und die Muskelansätze für die Nackenmuskulatur sind gut markiert. Der Schädel hat sicher einem männlichen Individuum angehört, das bei seinem Tode ungefähr zwanzig Jahre alt war.

Ehe ich auf die anthropologische Untersuchung des Schädels weiter eingehe, will ich die Einschnitte auf dem Stirnbein kritisch untersuchen.

Auf dem Stirnbein, etwas über der Höhe der Stirnhöcker (Tubera frontalia) oder genau nach der Messung in der Mittellinie angegeben, mitten zwischen Nasion und Bregma, sieht man eine ganze Reihe seichter, linienförmiger Einschnitte, die im ganzen genommen in einer bestimmten Richtung quer über die Stirn bis zu den Schläfenlinien (Lineae temporales) in gleicher Höhe auf beiden Seiten gehen und diese Linien auf der linken Seite etwas überschreiten. Die allgemeine Richtung der Einschnitte geht im einfachen Bogen, d. h., nicht wellen- oder zickzackförmig. Die Einschnitte sind etwas verschieden tief an verschiedenen Stellen. Am tiefsten sind sie nach der linken Seite zu, wo sie den faszialen Knochenansatz des Schläfenmuskels (Linea temporalis) überschreiten. Hier wie an anderen Stellen tritt deutlich hervor, daß der Schnitt den Knochen nicht senkrecht zur Fläche getroffen hat, sondern daß er schief von unten eingeschnitten ist, so daß die untere Schnittfläche mehr in der Ebene der Knochenoberfläche liegt und die obere Knochenbegrenzung des Schnitts ein Lappen oder eine Knochenlippe bildet. Die Kanten oder Schneiden der Lappen sind scharf und geben somit an, daß der Schnitt mit einem scharfen, dünnschneidigen Messer gemacht ist, und daß er einen Knochen getroffen hat, der noch am Leben war oder mindestens nicht so lange nach dem Tode gelegen hatte, daß die Gewebe eingetrocknet waren. Ich gebe hier Abbildungen des Schädels von der Seite und von vorn (Abb. 2 und 3). Auf Abb. 3 sieht man eine Andeutung der Einschnitte auf dem Stirnbein. Um

Digitized by Google

jedoch den Schnitt besser beurteilen zu können, habe ich Mikrophotographien in dreifacher Vergrößerung von den Knochenteilen mit den Einschnitten aufgenommen. Abb. 5 ist am weitesten nach links an der Schläfenlinie, Abb. 6 ist in der Mitte und Abb. 7 rechts. Auf Abb. 5 und 6 sieht man am besten, wie die Einschnitte verlaufen sind, mit geradem Schnitt unten und Lappen oben. Die Schnitte sind sehr zahlreich und übereinander, besonders links und mitten auf der Stirn. Sie gehen jedoch alle in derselben Richtung. Lege ich in die allgemeine Richtung dieser Schnitte eine weiße Schnur und lasse diese in der Richtung, die die Einschnitte angeben, rund um den Schädel fortlaufen, so kommt sie so zu liegen, wie Abb. 4 zeigt. Die Schnur soll also zeigen, wie der Schnitt um den Kopf fortgesetzt worden wäre, falls der, der durch die Haut in das Stirnbein geschnitten hat, weiter durch die Haut in der Richtung geschnitten hätte, die die Einschnitte angeben.

Prüfen wir nun die Unterlage unter der Haut an einem Lebenden in der Linie, die die Schnur angibt, so finden wir, daß vorn auf dem Stirnbein bis zu den Schläfenlinien die Haut mehr unmittelbar auf dem Knochen liegt, aber gegen den Knochen verschiebbar ist. Hier trennt nur loses Bindegewebe und Knochenhaut Lederhaut und Knochen voneinander. Anders wird es hinter den Schläfenlinien. Hier beginnt der Schläfenmuskel, dahinter verläuft die Linie etwas über dem unebenen Warzenfortsatz und dann über der Nackenmuskulatur. Wir haben also kaum Einschnitte im Knochen hinter der Stirn zu erwarten, da der Knochen im großen ganzen tief liegt und die Haut gegen die dazwischenliegenden Muskeln verschiebbar ist. Man könnte vielleicht meinen, daß der Schnitt zur Lösung der Haut auf der Stirn auch hier nicht bis auf den Knochen zu gehen brauchte, aber es erfordert Übung und besondere Kunstfertigkeit, einen Einschnitt in den Knochen zu vermeiden, wenn nicht dickes Gewebe zwischen Schwarte und Knochen liegt, besonders beim Lösen des vordersten Hautteiles.

Da der Haaransatz gerade in der Linie zu liegen pflegt, in der die Einschnitte, angegeben durch die weiße Schnur in Abb. 4, verlaufen, oder ungefähr mitten zwischen Nasion und Bregma, so stimmt ein Schnitt, der durch die Haut gelegt ist, mit der gewöhnlichen Lage des Haaransatzes überein; und auch die Fortsetzungslinie der Schnur nach hinten grenzt den Teil des Schädels ab, wo der Kopf im Leben mit Haar bekleidet war, also den sog. „Skalp".

Daß die Einschnitte durchweg einen oberen Lappen zeigen, beweist deutlich, daß der Operateur gesessen oder auf den Knien gelegen und das Opfer, hier den jungen Mann, vor sich mit dessen Scheitel nach sich zu und dessen Beinen von sich fort hat liegen gehabt, als er seine Einschnitte gemacht hat. Daß diese gerade an der linken Schläfenlinie tiefer sind und gewissermaßen nach rechts auf die Stirn geführt sind, deutet an, daß das schneidende Gerät, das Flintmesser, vom Operateur mit der rechten Hand geführt ist.

Die vielen schiefen und seitlichen Schnitte brauchen nicht anzudeuten,

Digitized by Google

daß die Schnitte an einem unruhigen und widerstrebenden Opfer gemacht wurden, sondern mögen eher auf dem schlechten Werkzeug des Operateurs oder seiner Unsicherheit beruht haben. Die Operation ist also ebenso wahrscheinlich an einem Toten oder Betäubten, wie an einem Lebendigen vollzogen worden. Da der Schädel zusammen mit dem obersten Halswirbel und dem Teil des zweiten Wirbels, der den ersten umfaßt, gefunden wurde, beweist dies, daß diese Halswirbel mit Weichteilen mit dem Schädel verbunden waren, als der Kopf ins Moor gelegt wurde. Daß nicht mehr Knochen an der Stelle gefunden wurden, kann darauf deuten, daß der Kopf vom Körper getrennt war, als er niedergelegt wurde. In diesem Fall hat der Operateur seine Operation an dem enthaupteten Kopf verrichten können. Er muß indessen auch dann mit dem Scheitel des Schädels nach sich zu operiert haben, nach dem, was die Lage der Schnitte andeutet.

Meine Antwort auf die von Frödin an mich gestellte Frage lautet also, daß ich glaube, daß die Schnitte am Stirnbein des Pfahlbauschädels darauf hindeuten, daß hier eine absichtliche Loslösung der mit Haaren bekleideten Kopfschwarte oder des sog. Skalps vorgenommen worden ist. Es bleibt indessen die Aufgabe des Archäologen oder Ethnologen zu ermitteln zu suchen, unter welchen Verhältnissen und in welcher Absicht dies geschehen ist.

Der Schädel ist 182 mm lang, 139 mm breit und 144 mm hoch und hat eine Kapazität von 1315 ccm. Der Horizontalumfang ist 516 mm und der Sagittalbogen vom Nasion zum Opisthion 357 mm. Das Gesicht von der Nasenwurzel (Nasion) bis zum Kinn (Mentum) ist 122 mm und das Obergesicht (Nasion-Alveolon) 73 mm; die Jochbogenbreite ist infolge des zerstörten linken Jochbogens etwas unsicher, kann aber auf ungefähr 136 mm berechnet werden. Der Längenbreitenindex ergibt sich auf 76,3. Der Schädel ist also mesozephal nach dolichozephal hin. Der Längenhöhenindex ist 79,1, und der Breitenhöhenindex ist 103,6. Der Schädel ist also sehr hoch, verglichen mit unseren übrigen schwedischen Steinzeitschädeln. Die Kapazität ist eher niedrig als hoch. Der Gesichtsindex ist 90 und der Obergesichtsindex 54. Der Gesichtswinkel ist 79° und zeigt damit einen so starken Prognatismus, daß er um einen Grad den höchsten übertrifft, den ich bisher bei den 14 schwedischen Steinzeitschädeln, die ich daraufhin habe untersuchen können, beobachtet habe. Retzius hat indessen Prognatismus mit einem Gesichtswinkel von 76° bei einem Ganggräberschädel von Karleby in Östergötland beobachtet. Die übrigen Maße und Formen des Schädels sind wohl vereinbar mit unserem nordischen Schädel.

In der Höhlung des Schädels lag ein harter, eingetrockneter dunkelbrauner Klumpen, der ziemlich schwer zu zerstücken und herauszunehmen war. Es zeigte sich, daß er aus einer äußeren, kompakten, ungefähr 1 cm dicken Schale und einem inneren, loseren Kern bestand. Dozent Dr. O. Gertz bestimmte den Kern als Pflanzenbestandteile.

Digitized by Google

Prof. Dr. Mats Weibull hat freundlicherweise seine erprobte Erfahrenheit zur Verfügung gestellt, und eine Analyse des kompakten Teils gemacht mit besonderer Hinsicht darauf, festzustellen, ob Hirnsubstanz darin enthalten wäre. Zum Vergleich überließ ich Weibull ein ähnliches Stück, das in einem der Schädel lag, die der Staatsgeologe L. v. Post mir zur Untersuchung eingesandt hatte, und welche in einem Moor bei Ö. Vemmerlöv in Schonen gefunden sind.

Prof. M. Weibull teilte folgende Analyse mit:

A. Gehirnsubstanz von Alvastra:

Die Probe besteht in der Hauptsache aus

Eiweißartigen Stoffen (N × 6,25)	46% (7,2% N)
Rohfett (Ätherextrakt)	10%
Anderen organischen Stoffen (humusartig)	33%
Asche	5%
Wasser	6%
	100%

Die eiweißähnlichen Stoffe enthalten etwa 0,3% Phosphorsäure, denn nach Extrahierung mit Äther wurde der Rückstand mit Salpetersäure behandelt (wobei die Knochensubstanz ausgelöst wurde). Der so von Knochen und Fett befreite Rückstand enthielt 1,1% Asche (meist Sand) und darin 0,18% Phosphorsäure.

Der Ätherextrakt wurde auf unverseifbare Stoffe (Cholesterin, Wachs, Kohlenwasserstoff usw.) untersucht, und es wurden 1,5% solcher erhalten mit einem Schmelzpunkt von etwas über 40° Celsius. Bei dem üblichen Verfahren konnte ich nach wiederholten Versuchen keine Cholesterin-Kristalle erhalten, wohl aber ergab das Unverseifbare sämtliche von mir erprobten Reaktionen auf Cholesterin. Ich schließe daraus, daß entweder Cholesterin vorhanden ist, aber reichlich gemischt mit Wachs oder Kohlenwasserstoff, oder daß sich Oxydations- oder andere Zersetzungsprodukte von Cholesterin (Oxycholesterin, Cholesterinsäure?) allmählich gebildet haben. Der Ätherextrakt enthielt auch Lezithin oder Verwandtes.

Die chemische Zusammensetzung spricht dafür, daß hier vermoderte Hirnsubstanz vorliegt.

B. Von Vemmerlöv:

Die Probe besteht in der Hauptsache aus

Eiweißartigen Stoffen (N × 6,25%) . .	10% (1,8% N)
Rohfett	1%
Anderen organischen Stoffen	48%
Asche (kohlensaurem Kalk, Sand usw.) .	34%
Wasser	7%
	100%

Digitized by Google

Es sind überwiegend Kalkmoder und torfartige Stoffe. Der geringe Gehalt von Rohfett und Stickstoff macht es wahrscheinlich, daß Hirnsubstanz nicht in nennenswerter Menge darin enthalten ist. M. Weibull.

Es geht also hieraus hervor, daß verschiedener Erdboden wie gewöhnlich ungleich konserviert. Es ist jedoch von ganz besonders großem Interesse, hier festzustellen, daß nach 4000—4500 Jahren Hirnsubstanz chemisch nachgewiesen werden kann. Strukturell war es ja undenkbar, aber der Verwesungsvorgang hat doch nicht die widerstandskräftigen Cholesterinderivate ganz bis zur Unkennbarkeit zerstören können, und auch die Einwirkung der Feuchtigkeit oder andere Kräfte haben den tierischen Stickstoff aus der Hirnschale des jungen Steinzeitmannes nicht fortschaffen können.

C. M. F.

III.

Prof. Fürst hat somit als seine Meinung ausgesprochen, daß die Einschnitte auf dem Stirnbein des Schädels „darauf hindeuten, daß hier eine absichtliche Loslösung der mit Haaren bekleideten Kopfschwarte oder des sog. Skalps vorgenommen worden ist", somit dieselbe Prozedur, die mit dem Wort „skalpieren" bezeichnet zu werden pflegt. Da erhebt sich die Frage, ob auch die Vorstellung, die dem Gebrauch des Skalpierens zugrunde liegt, in diesem Fall wohl vorgelegen hat.

Die Sitte, den Körper des gefallenen Feindes oder Teile davon als Trophäen zu verwenden, ist zweifellos entstanden aus der für jedes niedrige Kulturstadium sehr natürlichen und daher auch sehr verbreiteten Sitte, das erlegte Wildpret oder Teile davon als Jagdtrophäen mit heimzuführen[1]).

Die auf Wohnplätzen und Gräbern aus unserer Steinzeit auftretenden durchbohrten oder mit Wurzelkerbe versehenen Tierzähne sind gewiß in erster Linie als solche Trophäen, nicht als reine Schmuckstücke zu betrachten[2]). Man kann im übrigen mit Recht in Frage stellen, ob nicht ein Teil der Tierschädel (und Hörner), die auf den Wohnplätzen gefunden werden und die als Mahlzeitreste betrachtet zu werden pflegen, in Wirklichkeit als Jagdtrophäen verwandt sind, wie gewisse Stämme, z. B. in Amerika, die Köpfe von Rentieren, Hirschen, Büffeln, Bären, Wildkatzen und Vögeln — auch Hörner der genannten

[1]) Meiner Darstellung im folgenden liegt im wesentlichen Georg Friedericis Arbeit „Skalpieren und ähnliche Kriegsgebräuche in Amerika", Braunschweig 1906, zugrunde. Eine hiermit vergleichbare Behandlung entsprechender Erscheinungen in anderen Erdteilen dürfte es leider nicht geben.

[2]) Die Athapasken in Alaska hatten die Gewohnheit, einen Zahn von jedem erlegten Rentier zu verwahren, und sobald es einem Jäger geglückt war, eine hinreichende Zahl solcher Zähne zu sammeln, verfertigte er daraus einen Gürtel, der bei festlichen Gelegenheiten getragen wurde. Vgl. hiermit die Gürtelschmucke von 91 bzw. 106 durchbohrten Seehundszähnen, die man bei zweien der Skelette in der Wohnplatzschicht in Visby fand (O. V. Wennersten, Boplats från stenåldern i Visby, Fornvännen 1909, S. 202 und 210 f.).

Digitized by Google

Tierarten — als Trophäen verwahren, ja ihnen geradezu göttliche Verehrung widmen. In jedem Fall ist das oben angeführte Vorstadium der Kriegstrophäe auch bei uns vorhanden gewesen.

Der menschliche Körper als Kriegstrophäe ist wie alles andere den Gesetzen der Entwicklung unterworfen gewesen.

Ist der Weg zu lang und beschwerlich, als daß der Sieger den Körper des gefallenen Widersachers ganz und gar mitführen könnte, wird er zerstückelt, um leichter fortgetragen werden zu können, oder — wenn auch das zu beschwerlich wird — wird ein Teil des Körpers mitgenommen, der Kopf, ein Arm oder ein Bein. Findet man auch das schwer oder unmöglich, so begnügt man sich mit einer Hand, ja einem Finger[1]). Die Röhrenknochen der Extremitäten werden dann an vielen Stellen, z. B. bei den Araukanern in Chile, als Trophäen in der Weise benutzt, daß daraus Flöten und Pfeifen verfertigt werden, ein Ausdruck der bei Indianern und Negern weit verbreiteten Vorstellung, daß man die Seele seines Feindes nicht auf raffiniertere Weise peinigen kann, als dadurch, daß man auf seinen Knochen musiziert. Derselbe Gedanke lag offenbar der bei den Inkas vorkommenden Sitte zugrunde, Menschenhaut als Überzug für Trommeln und Pauken zu benutzen. Auch die von den Aztekenhäuptlingen persönlich gemachten Gefangenen wurden geschunden und die Haut in den Palästen und Tempeln aufgehängt[2]).

Daß ein Körperteil somit als Ersatz für den ganzen Körper gelten kann, daß dem Teil dieselbe Wirkung und Bedeutung wie dem Ganzen zuerkannt wird, ist ja eine Erscheinung, die uns oft im Gedankenleben der Naturvölker begegnet.

Daher ist es auch ganz natürlich, daß der vornehmste Teil des menschlichen Körpers, nämlich der Kopf, ganz besonders vom Sieger erstrebt wird[3]).

Über große Teile des amerikanischen Festlandes kommt die Kopftrophäe vor. Der Menge nach steht sie an erster Stelle im alten Mexiko; der große Tempel in dessen Hauptstadt konnte, nach dem, was ein paar der Konquistadoren zu erzählen wissen, mit einer Schädelsammlung von 136000 Exemplaren prunken.

---

[1]) Dem Brauch, die Finger des toten Feindes abzuschneiden, und zwar besonders den Daumen, den Zeigefinger und Mittelfinger, liegen außerdem vielfach Rachegefühl und die Vorstellung zugrunde, daß man ihm dadurch die Möglichkeit benimmt, weiter Schaden zu verursachen; diese Finger spielen ja beim Bogenschießen die bedeutungsvollste und für den Gegner gefährlichste Rolle.

[2]) Es kann hinzugefügt werden, daß man in Amerika manchmal auch das Herz und die Genitalien als Trophäen verwandt hat. Noch in den 1860er Jahren haben die Weißen in den Kämpfen mit den Indianern in den Vereinigten Staaten Gelegenheit gehabt, auf diese Weise mit gewissen afrikanischen Negerstämmen zu wetteifern.

[3]) Dieses Ansehen der Kopfpartie dürfte mit dem primitiven Glauben, daß sich alle Kraft im Gipfel sammelt, zusammenhängen.

Digitized by Google

Auch hinsichtlich dieses Körperteils macht sich der Pars-pro-toto-Begriff ebenso stark geltend: anstatt des ganzen Kopfes treten Ohren, Augen, Unterkiefer, Zähne und schließlich die mit Haaren bekleideten Partien, insbesondere die Kopfschwarte, der Skalp selbst, ja sogar nur der Haarschopf.

Was die Skalptrophäe anbelangt, so ist ja Amerika dessen Hauptstätte gewesen, und zwar dank dem kräftigen Einsatz der Europäer (vor allem mittels des Skalpprämiensystems[1]). Schon in vorkolumbischer Zeit wurde freilich skalpiert, aber den Weißen gebührt die zweifelhafte Ehre, daß der Brauch solchen Umfang annahm wie im 17. und 18. Jahrhundert in Nordamerika.

Die hier skizzierte Entwicklung des menschlichen Körpers als Trophäe findet sich in allen ihren verschiedenen Stadien auf dem amerikanischen Festland vertreten. Werfen wir nun den Blick auf die Alte Welt, so wird das Bild lückenhafter, aber alles deutet doch darauf hin, daß derselbe Entwicklungsgang sich auch hier gefunden hat. Hände, auch durch Räuchern konservierte, treten als Trophäen vor allem in Afrika auf, Genitalien und die abgezogene Haut — gleichfalls als Trommelfell benutzt — dort ebenso. Die letztere finden wir auch in Asien (sowie in Australien).

Der Kopf mit seinen verschiedenen Teilen ist ganz wie in Amerika mit besonderer Vorliebe als Trophäe erstrebt worden. Indessen zeigt es sich, daß, während die Entwicklung in der Neuen Welt dahin führt, daß der Skalp die kennzeichnende Trophäe wird, der Kopf in seiner Gesamtheit die herrschende Trophäe in der Alten Welt (und Australien) bleibt. Wir finden sie in Afrika, beispielsweise in Dahomey, aber besonders in Hinterindien, auf den ostindischen Inseln, Neu-Guinea und bis nach Melanesien; besonders die Dajaks auf Borneo sind ja bekannt als eifrige Kopfjäger. Doch findet man — und gerade in denselben Gegenden — auch das Skalpieren, in Dahomey ebenso (im 19. Jahrhundert), und auch bei den Hindus ist es offenbar einmal vorgekommen[2]). Hinzugefügt muß noch werden daß auch Zahntrophäen bisweilen nachgewiesen werden können, u. a. auf Madagaskar, während Ohren- und Nasentrophäen besonders bei Chinesen, Kalmücken, Japanern[3]) und anderen Mongolen[4]) beliebt gewesen zu sein scheinen.

Für die hier vorliegende Untersuchung ist es nun natürlich von besonderem Interesse die Frage zu beantworten, ob der menschliche Körper, be-

---

[1]) Noch im Jahre 1870 wurde in Sonora ein Skalp auf 300 mexikanische Silberdollar geschätzt.

[2]) Auch die Juden werden beschuldigt, diesen Brauch gekannt zu haben, doch mit Unrecht, wie Friederici a. a. O., S. 137, darlegt.

[3]) Japans Hauptstadt soll unter ihren Sehenswürdigkeiten eine Trophäensammlung, die aus 38700 chinesischen Nasen und 77400 chinesischen Ohren besteht, besitzen.

[4]) In der Schlacht bei Wahlstatt in Schlesien im Jahre 1241 sollen die Mongolen sackweise deutsche Ohren genommen haben.

Digitized by Google

sonders der Kopf und der Skalp, in vergangenen Zeiten auch bei den Völkern Europas eine Rolle als Trophäe gespielt hat.

Dies ist tatsächlich der Fall gewesen.

Bei Diodor (Buch 5, Kap. 29, vgl. Buch 14, Kap. 115) und Strabo (Buch 4, Kap. 4) lesen wir, daß die alten Gallier — und besonders die Belgier — von ihren Kämpfen die Köpfe der gefallenen Feinde als Siegestrophäen heimführten[1]). Ja noch im Jahre 1492 soll König Wladislaw von Ungarn in seiner Hauptstadt zwei Wagenlasten Trophäen, die aus Türkenköpfen bestanden, empfangen haben[2]).

Andrerseits erzählt Herodot (Buch 4, Kap. 65) von den Skythen folgendes: „Aus den Schädeln selber, aber nicht von allen Erschlagenen, sondern nur von den grimmigsten Feinden, machen sie Trinkschalen. Die Teile unterhalb der Augenbrauen werden abgesägt und der Schädel gereinigt. Wer arm ist, legt dann bloß außen ein Stück Rindsfell herum; der Reiche vergoldet außerdem das Innere des Schädels. Das tun sie sogar mit den Schädeln ihrer Angehörigen, wenn sie mit ihnen verfeindet waren und wenn einer den anderen vor dem Gericht des Königs besiegt hat. Kommt dann ein angesehener Gast zu dem Sieger, so stellt er ihm die Schädel hin und erzählt von seinen feindlichen Verwandten, deren er Herr geworden sei. Das gilt für heldenhaft und vornehm“[3]).

Diese Art, den Schädel als Trinkgefäß zu verwenden, ist keine alleinstehende Erscheinung. Wir begegnen hier einer besonderen Entwicklung der Kopftrophäe, die sich bei primitiven Völkern über die ganze Erde wiederfindet, nicht zum mindesten auf dem amerikanischen Festland. Und für Europa ist der Schädelbecher — wie die Kopftrophäe im allgemeinen — an mehreren Stellen erwähnt; die hier angeführten Angaben aus der Literatur können um viele vermehrt werden[4]).

Die Kopftrophäe und besonders der Schädelbecher dürfte auch archäologisch nachgewiesen sein. In einigen der Schweizer Pfahlbauten hat man nämlich Schädelkalotten gefunden, die Spuren absichtlicher Formgebung zeigen, und die Virchow, Groß u. a. gerade als Trinkgefäße gedeutet haben,

---

[1]) Diodors von Sizilien historische Bibliothek, übersetzt von Julius Friedrich Wurm, Band 4, S. 526f., und Band 10, S. 1290, Stuttgart 1829 und 1832. Strabos Geographie, übersetzt von Karl Kärcher, Band 3, S. 373f., Stuttgart 1830. (Aus „Griechische Prosaiker in neuen Übersetzungen“.)

[2]) Martin Dobrizhoffer, Geschichte der Abiponer, einer berittenen und kriegerischen Nation in Paraguay, übersetzt von A. Kreil, Teil 2, Wien 1783, S. 550.

[3]) Herodots Historien, deutsch von August Horneffer (Antike Kultur, Meisterwerke des Altertums in deutscher Sprache, Band 15, Leipzig 1910, S. 359).

[4]) Siehe dazu Jacob Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, Band I, Leipzig 1853 (2. Aufl.), S. 99ff., und Richard Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, Stuttgart 1878, S. 133ff.

Digitized by Google

wie sie zu einer Anzahl anderer Pfahlbauschädel Vergleiche mit beispielsweise den Kopftrophäen der Dajaks gezogen haben[1]).

Bei den Skythen hat auch die Menschenhaut eine Rolle als Trophäe gespielt. Es heißt nämlich bei Herodot (Buch 4, Kap. 64): „Viele häuten auch die rechte Hand ihrer Feinde ab mitsamt den Fingernägeln. Sie machen Deckel für ihre Köcher daraus. Manche häuten die ganze Leiche ab, spannen die Haut auf Holz und führen sie auf ihrem Pferde mit"[2]).

Gute Parallelen zu diesen barbarischen Bräuchen können aus Nordamerika angeführt werden, wo z. B. die Haut von Armen und Händen gegerbt und als Stoff für Kugel- und Tabak(!)-beutel, Köcher usw. verwandt worden ist; vgl. auch, was oben von den Hauttrophäen der Azteken gesagt worden ist.

Und schließlich der Skalp. Hat man in früheren Zeiten auch skalpiert in unserem Weltteil? Ja bei Herodot finden wir auch hierfür unumstößliche Beweise; der erste Teil des zuletzt angeführten Kapitels gibt folgende lebendige Schilderung: „Wenn ein Skythe seinen ersten Feind erlegt, trinkt er von dessen Blut. Die Köpfe aller, die er in der Schlacht tötet, bringt er dem König. Wenn er einen Kopf bringt, erhält er seinen Beuteanteil, sonst nicht. Sie ziehen den Schädeln die Haut ab, indem sie rings um die Ohren einen Schnitt machen, dann die Haare fassen und den Kopf herausschütteln. Mit einer Ochsenrippe wird das Fleisch abgeschabt, dann die Haut mit der Hand gegerbt und wenn sie weich ist, als Handtuch gebraucht. Der Reiter bindet die Haut an den Zügel seines Pferdes und prahlt damit. Wer die meisten hat, gilt für den tapfersten Helden. Vielfach macht man sogar Kleider aus diesen Kopfhäuten. Sie werden zusammengenäht wie die Hirtenpelze"[3]).

Hier liegt ja nicht nur offenbare Skalpierung vor, sondern auch dieselbe Art den Skalp zu bereiten und dieselbe Art, ihn am Zügel des Pferdes zu befestigen, die wir nach 2000 und mehr Jahren z. B. bei den Rothäuten Nordamerikas wiederfinden. Auch diese Erzählung von den „Handtüchern", die mehreren von den Auslegern Herodots soviel Kopfzerbrechen verursacht hat, macht die Darstellung nicht weniger wahrheitsgetreu. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Indianer auf ähnliche Weise ihr eigenes Haar und die Pelze ihrer Hunde, beispielsweise zum Abtrocknen ihrer Hände nach den Mahlzeiten, benutzt haben, und verwandten nun die Skythen die Haare ihrer Feinde auf dieselbe Weise, so lag sicherlich eine Absicht zugrunde, ihre Seelen zu verhöhnen und zu demütigen.

Sobald man nur vom wirklich ethnologischen Gesichtspunkt aus Herodots Angaben prüft, wird man, wie Friederici[4]) mit Recht hervorhebt,

---

[1]) Verh. d. Berl. Ges. für Anthr., Ethn. u. Urgeschichte 1877, S. 126ff., und 1885, S. 285ff. u. 548ff.

[2]) a. a. O., S. 359.

[3]) a. a. O., S. 358f.

[4]) a. a. O., S. 136.

Digitized by Google

finden, daß der „Vater der Geschichte" ein außerordentlicher Ethnograph ist.

Daß diese skalpierenden Skythen einen besonders starken Eindruck auf die Völker der Antike gemacht haben, kann man u. a. daraus ersehen, daß „skalpieren" auf griechisch „*ἀποσκυθίζειν*" hieß.

Einen weiteren Beleg dafür, daß der Brauch des Skalpierens während der klassischen Zeit in Europa vorkam, kann man vielleicht bei Orosius erhalten, der im Buch 5, Kap. 16, erzählt, daß die Römer in der Schlacht auf den Raudischen Feldern im Jahre 101 v. Chr. skalpierten[1]); die Angabe ist jedoch vielleicht nicht ganz zuverlässig[2]).

Es kann schließlich hinzugefügt werden, daß in den Fällen, wo das Skalpieren bei den Wandalen und anderen germanischen Völkern nachgewiesen werden kann, dies am ehesten als eine Art Strafe aufgefaßt werden darf, und daß der Trophäenbegriff somit hier nicht mehr vorliegt[3]).

Aus dem oben Gesagten dürfte somit hervorgehen, daß die Voraussetzung für das Aufkommen der Kriegstrophäe, nämlich die Jagdtrophäe, während der Steinzeit im Norden (wie im übrigen Europa) vorkommt, daß Kopf-, Haut- und Skalptrophäen in unserem Erdteil in geschichtlicher Zeit und schon ein halbes Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung literarisch nachgewiesen werden können, sowie daß die erstgenannte für vorgeschichtliche Zeit archäologisch festgestellt sein dürfte. Unter diesen Umständen kann man mit Recht voraussetzen, daß die Skalptrophäe in vorgeschichtlicher Zeit eine größere Verbreitung in Europa hatte, als die literarischen Angaben aus späterer Zeit an die Hand geben.

Da nun die Einschnitte des Schädels von Alvastra eine absichtliche Loslösung des Skalps angeben, liegt es gewiß am nächsten anzunehmen, daß dieser Skalp als Trophäe genommen worden ist und daß hier somit ein Fall des Skalpierens in des Wortes allgemein üblicher Bedeutung vorliegt.

---

[1]) Pauli Orosii Historiarum adversum paganos libri VII, herausgegeben von Karl Zangemeister (in „Corpus script. eccl. latin."), Wien 1882, S. 317 („abscisis enim cum crine verticibus inhonesto satis vulnere turpes relinquebantur").

[2]) Aus einer viel späteren Zeit führt Friederici (a. a. O., S. 134) ein Beispiel an. Als Kaiser Friedrich I. im Jahre 1159 die Stadt Crema in der Lombardei belagern ließ, wurde der Anführer der Belagerungstruppen, Berthold von Urach, bei einer Gelegenheit von einem Cremenser skalpiert, der triumphierend den Skalp an seinem Helm befestigte. Friederici erzählt weiter, daß man auch bei der Belagerung von Wien i. J. 1683 skalpiert haben soll, und führt als Quelle die lateinische Originalauflage von Dobrizhoffers oben angeführter Arbeit an. Diese ist mir nicht zugänglich gewesen; in der Übersetzung (Teil 2, S. 552) heißt es, daß ein tatarischer Spion in die Hände der Deutschen geraten und „ausgehäutet" worden sein soll. Die zubereitete Haut soll D. selbst Gelegenheit gehabt haben zu sehen. Nach dieser Version würden wir hier einen späten Beleg für die Hauttrophäe in Europa haben.

[3]) Friederici, a. a. O., S. 133f.

Digitized by Google

Es liegt übrigens ein Umstand vor, der weiterhin in gewisser Weise hierfür spricht. Wie schon besprochen, fand sich der Schädel zusammen mit Atlas und Zahnfortsatz des zweiten Halswirbels, aber keinerlei andere Skelettteile waren zu entdecken. Das kann, wie Prof. Fürst dargelegt, darauf deuten, daß der Kopf vom Körper getrennt war, als er in den Schlamm kam, in welchem Fall das Skalpieren an dem enthaupteten Kopf vollzogen sein kann.

Man vergleiche hiermit die sowohl bei amerikanischen Stämmen als bei dem indochinesischen Nagavolk in Assam gewöhnliche Sitte erst den Kopf des Feindes abzuhauen und ihn dann zu skalpieren[1]), dasselbe Verfahren, das die Skythen nach dem zuletzt angeführten Zitat aus Herodot ausübten. Offenbar bezeichnet dies eine interessante Übergangsstufe in der „typologischen" Entwicklung der Kopfjagd zur Skalpjagd.

Auch wenn der Schädel von Alvastra uns nicht erlaubt, mit voller Gewißheit die Frage zu beantworten, ob man in der Steinzeit im Norden skalpiert hat, gibt er auf alle Fälle Anlaß, die Aufmerksamkeit auf diese Frage zu richten.

Aber der Fund kann außerdem Anlaß zur Begründung einer anderen Frage geben — dies jedoch nur unter der Voraussetzung, daß ein Skalpieren wirklich stattgefunden hat.

Auf den Wohnplätzen der Steinzeit findet man, wie bekannt, nicht selten Reste der Bewohner, bisweilen ganze Skelette, meist jedoch nur mehr oder weniger vereinzelte Skeletteile. Diese letzteren sind stets als von zerstörten Gräbern herrührend gedeutet worden und offenbar ist dies in den meisten Fällen die einzig natürliche und mögliche Erklärung.

Nun ist im vorhergehenden dargelegt worden, wie nicht nur der menschliche Körper in seiner Gesamtheit, sondern beinahe alle seine Teile bei Völkern auf primitiverer Kulturstufe als Trophäen begehrt sind. Die Möglichkeit ist vielleicht nicht ganz ausgeschlossen, daß die Verhältnisse auch in unserer Steinzeit ähnliche waren, daß m. a. W. ein einzelner Schädel, ein Unterkiefer, eine Hand, ein Extremitätenknochen, ja ein Zahn, der auf einem Wohnplatz gefunden wird, nicht ohne weiteres als von einem zerstörten Grabe stammend betrachtet werden muß[2]).

Zum mindesten nicht von einem Grabe in gewöhnlichem Sinne mit vollständigem Skelett! Ich denke da an eine andere, bei vielen Naturvölkern vorkommende Sitte unter gewissen Verhältnissen einen Körperteil anstatt der ganzen Leiche zu begraben, auch dies natürlich ein Ausdruck für den

[1]) Friederici, a. a. O., S. 7, 14, 16, 30 und 136.

[2]) In diesem Zusammenhang mag auch an den Ahnenkult erinnert werden, der in dem Brauch zum Ausdruck kommt, vom Begräbnis verstorbener Angehöriger den Kopf oder andere Körperteile auszunehmen, um sie dann auf verschiedene Art anzubeten und zu verehren.

Digitized by Google

Pars-pro-toto-Begriff. Bei Negern und Indianern kommt es oft vor, daß wenn ein Kamerad fern von seinem Dorf gefallen ist, sein Kopf oder Skalp abgeschnitten wird, um ihm zu Hause ein ehrenvolles Begräbnis zu bereiten, und bei den Maronnegern in Surinam ist es sogar vorgekommen, daß man sich damit begnügen mußte, das Haar und die Nägel feierlich zu begraben, da mehr vom Körper nicht zugänglich war[1]).

Ähnliche Fälle sind natürlich auch bei uns denkbar, und dazu kommt, daß gewisse von unseren Wohnplätzen, nämlich die in Sümpfen und Seen angelegten, schon mit Hinblick auf die örtlichen Verhältnisse sich wenig als Begräbnisplätze für die Toten eigneten.

Die bei Maglemose gefundenen Skelettreste bestehen aus drei Knochen, die von mindestens zwei Individuen herrühren. Sarauw läßt die Frage offen, wie diese Knochen gedeutet werden sollen[2]). Und mit Recht. Sie als Reste von Skelettgräbern zu betrachten, dürfte auf sehr große Schwierigkeiten stoßen, denn wie sollte man sich in solchen Fällen die Gräber dieser Flößmenschen denken?

Bei der Untersuchung des Dorfes von Alvastra sind fast jährlich Skelettteile an den verschiedensten Teilen des Wohnplatzgebietes zutage gekommen, aber niemals in diesen zehn Jahren größere zusammenhängende Teile, viel weniger ein ganzes Skelett. Dies ist wie gewöhnlich so gedeutet worden, daß die Bewohner hier im Gegensatz zu den Pfahlbauern der Alpenseen — und um ein Beispiel aus unserer Zeit zu nennen, zu denen des Bangweolosumpfes[3]) — die ja ihre Toten oben auf festem Boden begruben, trotz der außergewöhnlichen Verhältnisse an der Dorf- oder Hüttenbestattung festhielten und somit ihre Angehörigen in der Kulturschicht draußen auf dem großen Baumstammboden begruben, sowie daß diese Gräber dann aus dem einen oder anderen Anlaß zerstört wurden. Möglich ist es, daß es sich in gewissen Fällen erweisen kann, daß es so gewesen ist. Bei näherem Nachdenken muß man jedoch finden, daß eine solche Bestattungsart, u. a. mit Rücksicht auf die verhältnismäßig geringe Mächtigkeit der Kulturschicht, bedeutende praktische Ungelegenheiten hätte mit sich bringen müssen. Wäre es nicht vielleicht denkbar, daß, wenigstens während einer Periode der Wohnplatzzeit, die Toten oben auf festem Boden beerdigt oder in den Schlamm des Sumpfes versenkt wurden, mit Ausnahme eines Teiles des Körpers, welcher sein Grab entweder in (unter Umständen neben) der Hütte fand, die der Betreffende bei Lebzeiten bewohnt hatte, oder in einem gewissen, hierfür bestimmten Teil des Dorfgebietes[4])? Die

[1]) Friederici, a. a. O., S. 16 und 118.

[2]) Prähistorische Zeitschrift 1911, S. 101f.; vgl. Stjerna in Antikv. Tidskr. f. Sverige Teil 19: 2, S. 127.

[3]) Eric von Rosen, Träskfolket, Stockholm 1916, S. 312.

[4]) Die Menschenknochen sind an ein paar begrenzteren Stellen besonders zahlreich aufgetreten.

Digitized by Google

Frage dürfte berechtigt sein, solange nicht ein ganz deutliches Skelettgrab hier festgestellt worden ist.

Der Versuch zur Erklärung der Einschnitte des Schädels von Alvastra, der hier gemacht ist, und die sich daran anschließenden Betrachtungen über das Auftreten von Skeletteilen auf unseren Wohnplätzen bauen sich auf dem bekannten Umstand auf, daß bei primitiven Völkern trotz des Abstandes in Zeit und Raum nicht nur die Hand, sondern auch das Hirn recht gleichartig arbeitet.

O. F.

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Der Beckenton von Rabutz — I. Interglazial.

Von Joseph Bayer.

Gegen die Hauptgrundlage meines Chronologiesystems des Eiszeitalters — Zusammenfallen des Aurignacien mit der letzten Zwischeneiszeit und daher Nichtwiederkehr der Antiquus-Fauna nach dem Acheuléen (Ende des Mindel-Riß-Interglazials) — führten die norddeutschen Geologen bekanntlich bisher zwei Punkte ins Feld: Rixdorf mit einer letztinterglazialen Fauna, wie ich sie annehme, dabei aber auch angeblich Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii, und Weimar-Taubach-Ehringsdorf mit einer einheitlichen, ausgesprochen warmen Interglazialfauna.

Über beide Orte habe ich mich bereits wiederholt geäußert und dargelegt, warum ich sie nicht für beweiskräftig halte.

Nun führt Gagel als „dritten und ebenso wie Rixdorf völlig einwandfreien und unwiderleglichen Beweis dafür, daß die Antiquusfauna im letzten Interglazial tatsächlich wiederkehrt" Rabutz bei Halle ins Treffen und ist nun „gespannt", wie ich mich „mit diesem, in jeder Hinsicht einwandfreien **letzten** Interglazial, das **doch** die Antiquus-Fauna" führt, „abfinden" werde [1]).

Wären die Lagerungsverhältnisse so, wie sie Gagel darstellt, wäre es allerdings unmöglich, seinen Behauptungen entgegenzutreten.

So entspricht aber die Darstellung Gagels keineswegs der tatsächlichen Lage, deren unvoreingenommene Untersuchung ergibt, daß diese bedeutungsvolle Fundstelle diluvialer Tier-, Pflanzen- und Kulturreste in keinem Widerspruche zu meiner Chronologie steht.

Sehen wir uns an, was Gagel bezüglich dieser Stelle behauptet, sodann wie die Verhältnisse tatsächlich liegen und welche Schlußfolgerungen aus ihnen zu ziehen sind.

[1]) C. Gagel, Über die angebliche Umstürzung der Diluvialchronologie durch J. Bayer, Zeitschr. d. deutsch. geol. Ges. Monatsber. Nr. 4—5, 1920, S. 112ff.

Digitized by Google

Gagels Behauptungen bezüglich des Rabutzer-Profils.

Gagel sagt über die Lagerungsverhältnisse folgendes [1]: „Der Rabutzer Beckenton liegt auf der Moräne der Haupteiszeit (unterer Geschiebemergel), der seinerseits das einwandfrei belegte, fossilführende, vorletzte Interglazial der Saale-Hauptterrasse überlagert, und wird von Ablagerungen der letzten Eiszeit bedeckt" [2].

Als Beweis für die Interglazialnatur der Ablagerung gibt Gagel mit Recht die (von Engler untersuchte) Pflanzenwelt des Rabutzer Beckentons an, welche mit Eiche, Esche, Hasel, Linde usw. zweifellos auf ein gemäßigtes, echt interglaziales Klima deutet, welches auch durch die reiche Fauna mit Altelephanten und Merckschem Rhinoceros unzweifelhaft erwiesen wird.

Dann folgert er weiter: „Es ist mithin sowohl faunistisch als auch floristisch und stratigraphisch ein ganz wundervolles, eindeutiges Interglazial und zwar stratigraphisch ganz unzweifelhaft **letztes** Interglazial!"

Weiters verweist Gagel auf die „ganz sicher primäre Lagerstätte", welche eine Verschwemmung ausschließt und wiederholt schließlich, „daß hier bei Halle und Rabutz die „Antiquus-Fauna" in zwei Etagen sozusagen übereinander liegt, zu unterst in den erstinterglazialen Saale-hauptterrassenschottern und dann, durch die Grundmoräne der Haupteiszeit davon getrennt, im Rabutzer Beckenton, eine Etage höher! Man braucht hier nur die Karten und die sehr ausführlichen Profile von Siegert und Weißermel zu studieren, um über den Sachverhalt durchaus aufgeklärt zu sein."

Gagel stützt sich mithin ganz auf die Interpretation von Rabutz durch Siegert und Weißermel.

Das tatsächliche Profil.

Von Gagels Behauptungen ist die eine, daß der Beckenton ein Interglazial repräsentiert, gewiß richtig.

Die zweite jedoch, auf die es ihm vor allem ankommt, daß letztes Interglazial vorliegt, ist ebenso sicher unrichtig, was eine kritische Beleuchtung der stratigraphischen Verhältnisse von Rabutz zeigt.

Aus ihr wird klar, daß Gagels Gewährsmänner Siegert und Weißermel die Rabutzer Ablagerungen ihrem Alter nach unrichtig interpretiert haben.

Sehen wir uns das Rabutzer Profil an.

---

[1]) A. a. O. S. 112f.

[2]) Hinweis auf Siegert und Weißermel, Das Diluvium zwischen Halle a. S. und Weißenfels (Abhandl. d. Preuß. Geol. Landesanstalt. H. 60, 1911).

Digitized by Google

Die Bohrung, welche im Rabutzer Beckenton in einer Meereshöhe von 118 m niedergebracht wurde, ergab nach Siegert und Weißermel[1]) folgendes, von den Genannten und mir nach beigefügter Legende interpretiertes Profil:

Tiefe in Metern		Deutung nach Siegert und Weißermel	Deutung nach Bayer
0— 0,5	Schwarzerde (Alluvium)		
0,5— 0,6	Gelber, kalkfreier, schwach lehmiger Sand	Ablagerung der dritten Eiszeit	Alter? (sicher nicht III. Eiszeit!)
0,6— 1,3	Nordischer Sand und Schotter		
1,3— 3,0	Grauer geflammter Ton	Rabutzer Beckenton zweites Interglazial	I. Interglazial
3,0— 3,5	Gelber, kalkfreier Ton		
3,5— 3,8	Gelber, kalkfreier Ton, etwas sandiger		
3,8— 5,5	Fetter, lichtgrauer bis gelblicher Ton, kalkhaltig		
5,5— 5,8	Stark sandiger, grundmoränenartiger Tonmergel, eingeschwemmt		
5,8— 5,9	Reiner, schwach sandiger Bänderton, kalkhaltig		
5,9— 6,2	Grauer, toniger, schwach sandiger, kalkhaltiger Geschiebemergel	Hauptgrundmoräne der zweiten Eiszeit obere Bank	
6,2— 7,5	Grauer, stark kalkhaltiger sandig-toniger Geschiebemergel		
7,5— 8,9	Grauer, stark kalkhaltiger, sandig-toniger Geschiebemergel mit zahlreichen Geröllen und vereinzelten Sandschmitzen		
8,9—10,2	Grober nordischer Sand und Kies	Roddener Sand	
10,2—10,9	Gelbgrauer, stark sandiger Geschiebemergel	Hauptgrundmoräne der zweiten Eiszeit mittlere Bank	
10,9—11,8	Fetter, stark kalkhaltiger Ton	Bruckdorfer Beckenton	
11,8—12,3	Feinsandiger, kalkhaltiger Schlepp		
12,3—14,2	Grauer, sandig-toniger Geschiebemergel	Hauptgrundmoräne der zweiten Eiszeit, untere Bank	Ablagerungen der I. Eiszeit
14,2—14,4	Feinsandiger Mergel		
14,4—14,5	Stark toniger Geschiebemergel bis Ton		
14,5—16,7	Lichtgrauer, sandigtoniger Geschiebemergel		
16,7—16,8	Sand und Kies; südliches und nordisches Material zu gleichen Teilen	Basalschotter	

[1]) a. a. O., S. 274f.

Digitized by Google

Tiefe in Metern		Deutung nach Siegert und Weißermel	Deutung nach Bayer
16,8—17,5	Sand und Kies; südliches Material vorherrschend	Höhere Saaleterrasse. I. Interglazial	
17,5—19,0	Sand und Kies mit sehr viel nordischem Material	Glazialsand der I. Eiszeit	
19,0—19,9	Glazialsand		
19,9—20,8	Stark sandige, kalkige Grundmoräne, sehr dunkel	Grundmoräne der I. Eiszeit	
20,8—21,6	Nordischer Sand und Kies		
21,6—22,0	Kalkige, erdige dunkle Grundmoräne		
22,0—23,2	Reiner, fetter, kalkhaltiger, schwarzer Ton	Dehlitzer Bänderton	
23,2—26,7	Sand, frei von nordischem Material	Präglaziale Saaleschotter	
26,7—31,7	Schwarzer, schwach toniger, kalkfreier Feinsand (Oligocän)		
31,7—32,0	Braunkohle (Oligocän)		

Siegert und Weißermel sehen also in unserem Beckenton eine Ablagerung des II. Interglazials, welcher Ansicht sich in der Folge Soergel, Werth, Gagel und viele andere angeschlossen haben.

Wäre dem wirklich so, würde das Rabutzer Profil zwei wichtige Fragen des Diluviums beantworten, erstens daß die Antiquus-Fauna im letzten Interglazial wiedergekehrt sei, zweitens, daß die letzte Vereisung bis südlich von Halle gereicht habe, was eine der Süderstreckung der ersten und vorletzten Eiszeit nicht viel nachgebende Ausdehnung des letzten Inlandeises voraussetzen würde.

Daß beides hier nicht zu erweisen ist, ja daß der Fundplatz gerade zum Gegenbeweis wird, geht aus nachfolgendem hervor:

Zu ihrer Altersbestimmung des Beckentones kommen Siegert und Weißermel dadurch, daß sie den mächtigen Komplex von Ablagerungen in seinem Liegenden durch Interpretation des Horizontes „16,8—17,5 Sand und Kies" als I. Interglazial (= der höheren Saaleterrasse) auf 2 Eiszeiten aufteilen, so daß unser Beckenton unmittelbar von der Hauptgrundmoräne der II. Eiszeit unterlagert wäre und mit Rücksicht auf die angeblich glazialen Ablagerungen in seinem Hangenden aus dem letzten Interglazial stammen müßte.

Für diese Deutung des Profils führt Siegert vornehmlich zwei Gründe an: Das interglaziale Alter der genannten Sande und Kiese, welche der

Digitized by Google

I. interglazialen Saaleterrasse entsprechen sollen, und den Bruckdorfer Beckenton, welcher jünger als diese ist.

Wenn nun auch nicht zu leugnen ist, daß eine solche Interpretation hier an und für sich möglich wäre, so stehen ihr doch so gewichtige, inner- und außerhalb des Profiles gelegene Gegengründe im Wege, daß sie nicht aufrecht zu erhalten ist.

Vor allem muß festgestellt werden, daß die stratigraphischen Verhältnisse im Profil selbst keineswegs in der Richtung zwingend sind, wie Siegert und Weißermel, noch mehr aber Gagel behaupten.

Die fraglichen Sande und Kiese.

Die 70 cm Sande und Kiese, welche in unserem Profil allein das I. Interglazial vertreten sollen, sind hier lediglich durch die Bohrung erschlossen. Daß man aber bei einer Bohrung in einem noch dazu außerhalb des Talzuges gelegenen Terrain und bei so geringer Mächtigkeit der Ablagerung nicht mit Sicherheit bestimmen kann, ob es sich um eine interglaziale oder glaziale (eventuell interstadiale) Ablagerung handelt, ist sicher. Dazu kommt, daß entscheidende Einschlüsse, welche die Interglazialnatur beweisen würden und welche man nach Gagels optimistischen Wendungen (s. oben) hier sicher erwartet hätte, zur Gänze fehlen. In der Saaleterrasse findet man die Einschlüsse, nicht aber in Rabutz.

Ich betrachte daher diese 70 cm Schotter als eine der im Ablagerungskomplex der 1. Eiszeit so häufig vorkommenden Kiesstraten, welche möglicherweise eine Oszillation der Mindeleiszeit anzeigt.

Der Bruckdorfer Beckenton.

Wenn Siegert als wichtigen, ja entscheidenden Beweis für das II. Glazial der Ablagerungen im Liegenden des Rabutzer Beckentones den Bruckdorfer Beckenton hinstellt [1]), welcher sich in seinem Aufnahmsgebiete als jünger als die erstinterglaziale Saaleterrasse erwiesen hat und mit dem er im Rabutzer Profil die Ablagerungen zwischen 10,9 und 12,3 m identifiziert, so wäre eine solche Gleichstellung an und für sich wohl möglich, aber ein **Beweis läßt sich nicht beibringen.**

Solche Tone sind, ohne daß ein wesentlicher petrographischer Unterschied eine Unterscheidung gestatten würde, bekanntlich bei jeder Vereisung zur Ablagerung gelangt, so oft nur die hierzu erforderlichen bekannten Voraussetzungen zutrafen.

[1]) a. a. O., S. 276.

Digitized by Google

Im Liegenden des Rabutzer Beckentons nur 1 glazialer Horizont.

Da zur Aufteilung des im Liegenden des Rabutzer Beckentones gelegenen diluvialen Schichtenkomplexes auf zwei Eiszeiten somit kein Grund vorliegt, halte ich denselben für einheitlich glazial, so daß ich alle Ablagerungen zwischen den präglazialen Saaleschottern und dem Rabutzer Beckenton als der Mindel-Eiszeit angehörig betrachte.

Welchen Alters die Ablagerungen im Hangenden unseres Tones sind, wage ich nicht zu entscheiden, nur das eine kann man mit Bestimmtheit sagen, daß sie nicht der jüngsten Vereisung angehören. Gerade sie bieten ja von einem anderen Gesichtspunkte aus, nämlich dem der Ausdehnung der letzten Vereisung, einen sicheren Beweis, daß meine hier niedergelegte Auffassung richtig ist.

Diese glazialen, z. T. recht mächtigen Ablagerungen können nämlich nicht der letzten Vereisung angehören, da diese das Gebiet von Halle gar nicht erreicht hat. Das wird durch die ausgezeichneten Arbeiten von Th. Schmierer[1]) und E. Wunderlich [2]) mit so gewichtigen Gründen gestützt, daß man sich ihnen nicht gut entziehen kann [3]). Ich werde auf diese Tatsache später einmal noch in einem weiteren Betrachtungskreise zu sprechen kommen.

Somit liegt in keiner Hinsicht ein Grund vor, die Rabutzer Fauna in die letzte Zwischeneiszeit zu verlegen, und ist auch durch Rabutz nicht der Beweis einer Wiederkehr der Antiquus-Fauna erbracht.

Die paläolithischen Funde von Rabutz.

Von größter Wichtigkeit für die Ermittelung des Alters von Rabutz sind auch die dort gemachten paläolithischen Funde, über welche bisher leider nur eine spärliche Nachricht vorliegt [4]), welche bezüglich des Alters nichts oder wenig besagt. Nach Andeutungen von Soergel und Gagel scheinen aber dort in letzter Zeit weitere Funde zum Vorschein gekommen zu sein, was

[1]) Über fossilführende Interglazialablagerungen bei Oschersleben und Ummendorf (Prov. Sachsen) und über die Gliederung des Magdeburg-Braunschweigischen Diluviums im allgemeinen. Jahrb. d. Pr. geol. Landesanstalt für 1912, XXXIII, II. Teil, S. 400—417.

[2]) Die Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes. I. Das Gebiet zwischen Elbe und Oder. Geogr. Abh. N. F. H. 3, 1917.

[3]) Umsomehr muß man sich über die Leichtigkeit wundern, mit der Soergel (Lösse, Eiszeiten und pal. Kulturen. Jena 1919) über diese Feststellungen (Zusammenfallen der Söllgrenze und der Südgrenze der letzten Vereisung, Zugehörigkeit der Moränen südlich der Elbe zur vorletzten Eiszeit usw.) hinweggleitet (S. 95).

[4]) F. Wiegers, Neue Funde paläolithischer Artefakte, Zeitschr. f. Ethn. XXXIX, 1907, S. 721. Nach den Fundangaben ist das von Wiegers abgebildete Artefakt jünger als die Knochen, da diese an der Basis, jenes aber im oberen Teile des Tons gefunden wurde. Es hat die breite Form, wie sie altpaläolithischen Absplissen eigen ist.

Digitized by Google

ich lebhafteſt begrüße, weil ich auch von dieſer Seite eine Beſtätigung meiner Altersanſetzung erwarte.

Ich mache, ohne die Funde zu kennen, getroſt mit der Archäologie die Probe auf meine Altersbeſtimmung und ſage Chelléen oder älteres Acheuléen voraus; am wahrſcheinlichſten iſt es, daß Alt-Acheuléen vorliegt und wir uns im gleichen Niveau mit den Ilmtalſtationen Weimar-Taubach-Ehringsdorf befinden. Sicher iſt die Altersfrage von Rabutz mit dieſen Stationen aufs engſte verknüpft: Beide werden zweifellos in dem Sinne entſchieden werden, daß ſie älter als die benachbarte rißeiszeitliche Kultur von Markkleeberg ſind. Lägen die gerätеführenden Schotter von Markkleeberg in unſerem Profil, würden ſie das unmittelbar Hangende unſeres Tones bilden.

Gagels neuer Fixpunkt hat mithin nicht nur nicht die von ihm erwartete vernichtende Wirkung für meine Aufſtellung gehabt, ſondern es hat ſich im Gegenteile gezeigt, daß auch im Falle Rabutz die altertümliche Antiquus-Fauna im gleichen Horizont des diluvialen Schichtenaufbaues erſcheint, wie die zahlreichen, von dieſer Fauna begleiteten altpaläolithiſchen Funde Weſteuropas.

Wien, 11. Januar 1921.

Nachſchrift.

Mehrere Wochen nach Fertigſtellung dieſer Arbeit teilte mir Herr Geheimrat Koſſinna mit, daß eine von K. Keilhack und einigen preußiſchen und ſächſiſchen Geologen vorgenommene Überprüfung der geologiſchen Verhältniſſe bei Rabutz für das Hangende des Beckentons eine ſehr weſentliche Änderung gegenüber der bisherigen Auffaſſung ergeben habe, inſofern, als nunmehr die bisher für glazial gehaltenen Einlagerungen im oberen Teile des Tones und in ſeinem Hangenden als von den ziemlich ſteilen Hängen der Rinne ſtammende Einſchwemmungen erkannt wurden. Auf eine diesbezügliche Anfrage bei Herrn Geh. Bergrat Keilhack hatte dieſer die Freundlichkeit, mir dieſe neue Deutung zu beſtätigen. Iſt ſie richtig, hätten wir es hier nur mit zeitlichen Äquivalenten der letzten Eiszeit zu tun, da die Südgrenze des letzten Inlandeiſes, wie auch Keilhack annimmt, wenigſtens 50 km nördlicher lag.

Sohin iſt das Ergebnis der neuen Unterſuchung: Es gibt keine dritte Eisbedeckung der Gegend von Halle. Der Beckenton bleibt aber II. Interglazial.

Es beſtätigt ſich mithin, was ich oben vertreten habe, daß die Würmeiszeit nicht mehr die Gegend von Halle erreicht hat; aber während ich die von Siegert und Weißermel als Zeugen einer dritten Vereiſung angeführten Ablagerungen der dortigen Gegend für rißeiszeitlich hielt, ſollen ſie nun Alluvium oder Verſchwemmung älteren glazialen Materiales ſein.

Digitized by Google

Diese Erklärung erscheint mir bei Rabutz selbst recht einleuchtend und möglich [1]), aber wenn man das Profil D C auf Taf. VII bei Siegert und Weißermel betrachtet, so findet man dort südlich vom Beckenton auf gleichem Tone glaziales Material von bedeutender Mächtigkeit lagern, besonders wenn die 2. Interpretation des Profiles D C richtig ist, und zwar eine glaziale Masse, welche sich meines Erachtens nicht auf die gleiche Weise (lediglich als Schwemmmaterial) erklären läßt. Hören wir L. Siegert [2]): „Unter einer etwa 4 m mächtigen Decke von echt glazialem, vielfach diagonal geschichtetem Sande [3]) liegt hier ein ... Band teils von Bänderton, teils von Schlepp, das wiederum von mehrere Meter mächtigen Glazialsanden unterteuft wird." Siegert beweist dann durch die gleiche Höhenlage für diesen Ton und ein ähnliches Vorkommen in einer Nachbargrube am Nordhange des Kabelskebaches bei Beuditz den Zusammenhang dieser Tone mit dem Rabutzer Ton, was schließlich durch eine Bohrung am Rabutz-Beuditzer-Kommunikationswege erhärtet wurde: „Es ist damit ein Zusammenhang zwischen dem Ton bei Rabutz und dem in den Beuditzer Gruben wohl ziemlich sicher gestellt. Diese Tatsache ist von besonderer Wichtigkeit, da wir bei Beuditz in einem absolut klaren und eindeutigen Profil den Ton von 4 m glazialem Sand überlagert sehen, wodurch unsere Deutung der unreinen Massen bei Rabutz als Grundmoräne eine neue Bestätigung erfährt und der Nachweis von glazialen Ablagerungen über dem Rabutzer Ton nochmals völlig sicher erbracht wird [4])".

Hier liegen also 4 m glaziale Sande dem Tone auf und wenn es meinen Gegnern nicht gelingt, auch für sie eine ähnliche Entstehungsweise wie für die glazial gehaltenen Schichten des Rabutzer Beckentones (Verschwemmung usw.) nachzuweisen, haben sie den Kampf um Rabutz verloren.

Denn dann liegen eben über Rabutzer Tonen primäre **glaziale** Ablagerungen, welche, nachdem sie von der dritten Eiszeit, deren Südgrenze nach Keilhack selbst mindestens 50 km nördlicher liegt, nicht herrühren können, nur der zweiten (Riß-)Eiszeit zugeschrieben werden könnten, so daß sich für den Beckenton von Rabutz die Stellung im ersten Interglazial unzweifelhaft ergeben würde.

Hier hat also die Untersuchung einzusetzen, und zwar wird es sich vor allem empfehlen, in der Linie Ziegelei Rabutz-Elsteraue zwischen Oberthau und Ermlitz, etwa in der Mitte zwischen der Eisenbahnlinie Leipzig-Halle und der Chaussee am Mühlgraben eine Bohrung vorzunehmen, um zu sehen,

---

[1]) Sie würde auch den bisherigen Widerspruch beseitigen, der in dem engen Nebeneinander von warmer Fauna und „glazialen Ablagerungen" bestand (vgl. R. R. Schmidt, bzw. Koken, Die diluviale Vorzeit Deutschlands. S. 216).

[2]) A. a. O. S. 280.,

[3]) Bei Siegert und Weißermel nicht gesperrt!

[4]) A. a. O., S. 281.

Digitized by Google

ob der Rabutzer Ton tatsächlich, wie es das untere Profil D C darstellt, vom Kabelskebacheinschnitt bis zum Gehänge des Elstertales reicht, in welchem Falle dann die mächtigen Glazialablagerungen in einwandfreier Weise eine auf die Ablagerung des Rabutzer Tones folgende Eiszeit erweisen würden.

Dieses Ergebnis erwarte ich zuversichtlich. Es wird die strittige Altersfrage des Rabutzer Beckentones in meinem Sinne entscheiden und sein Liegendes als einheitlichen mindeleiszeitlichen Komplex erweisen.

Das eine aber kann man schon so kurze Zeit nach dem Vortrag des Herrn Gagel feststellen, daß sich eine seiner Behauptungen bezüglich Rabutz [1]) bereits als unrichtig herausgestellt hat, was für ihn nicht gerade sehr verheißungsvoll zu sein scheint.

Wien, 21. Februar 1921.

[1]) A. a. O., S. 112.

Digitized by Google

Der Mammutjägerhalt der Aurignaczeit bei Lang-Mannersdorf a. d. Perschling (Nied.-Öst.).

(Vorläufiger Bericht über die Grabungen 1919/1920).

Mit Tafel IV u. V.

Von J. Bayer.

Zu den klassischen Paläolithstationen Niederösterreichs, die sämtlich nördlich der Donau liegen, gesellt sich seit kurzem der südlich der Donau gelegene große Aurignacfundplatz im Löß von Lang-Mannersdorf an der Perschling, Ger.-Bez. Herzogenburg.

Reicht er bisher in bezug auf Fundreichtum und Schichtenanzahl auch nicht an Willendorf bzw. Krems heran, so scheint er an Flächenausdehnung diese Stationen weit zu übertreffen. Was aber Lang-Mannersdorf zu einer der wichtigsten Kulturstätten des Eiszeitalters überhaupt macht, sind die unvergleichlichen Lagerbilder, welche schon der kleine bisher durchgegrabene Teil gezeigt hat. Es entrollt sich da vor unseren Augen ein so lebendiges Bild vom Leben der Mammutjäger, wie es meines Wissens bisher noch von keiner Lößstation geboten worden ist.

Die Fundstelle ist das gegen Süden schauende linke Talgehänge östlich von Lang-Mannersdorf, die sog. „Strigelfurth", bestehend aus Tertiärsanden, welche hier von einer mehrere Meter mächtigen Lößdecke verhüllt sind. Ganz nahe fließt die Perschling vorbei.

Auf dem die „Strigelfurth" durchquerenden Feldwege, der an einer Stelle etwas in den Löß einschneidet, wurden schon in den ersten Jahren des Jahrhunderts zahlreiche Mammutknochen gefunden, als das Regenwasser den Hohlweg bis zu einer gewissen Tiefe ausgewaschen hatte. Als dann A. Stummer [1]) bei den Knochen Spuren der Anwesenheit des Eiszeitmenschen feststellte, ließ das naturhistorische Hofmuseum durch H. Obermaier und ihn eine Versuchsgrabung vornehmen, wobei Aschenstellen mit einer größeren

[1]) Mitt. d. k. k. Zentr.-Komm. V, 1906, S. 1—3.

Digitized by Google

Anzahl von Steinwerkzeugen des Jung-Aurignacien (vorherrschend typische Bogenstichel), Rötel, Graphit usw., vor allem aber viele Tierknochen, in weitaus überwiegender Zahl vom Mammut, gefunden wurden [1]).

Das war im Jahre 1907.

Seitdem blieb der Platz unbeachtet, bis ich im Frühjahre 1919 die Fundgegend untersuchte und weitab östlich von dem Obermaier-Stummerschen Grabungsplatze einige oberflächlich gelegene Feuersteine fand. Weitere Funde im Gelände dazwischen ließen dann die gewaltige Erstreckung dieses Jägerhaltes erkennen, welcher nach den am weitesten entfernten Funden mehr als 300 Schritte West-Ost-Ausdehnung besitzt.

Wie die im Sommer 1919 begonnene Grabung wahrscheinlich machte, handelt es sich auf dieser weiten Strecke nicht um eine zusammenhängende Kulturschichte, sondern offenbar um eine Anzahl kleinerer Lagerplätze, welche hauptsächlich im mittleren, nicht mehr steil abfallenden Teile des Talhanges, der eine gute Aussicht über das ganze Tal gewährt, gelegen sein dürften, wie die beiden Lagerplätze bezeugen, auf die ich alsbald stieß.

Über ihre interessanten Einzelheiten gebe ich hier nur einen kurzen Bericht, eine eingehende Darstellung behalte ich mir für später vor.

Die beiden Lagerplätze wurden mit „A" und „B" bezeichnet.

Lagerplatz A.

Eine bis 0,3 m starke im Löß ziehende Kulturschichte von wechselnder Mächtigkeit bedeckte einen ziemlich kreisrunden Platz von etwa 10 m Durchmesser, in dessen Umgebung lediglich Streufunde das Niveau der ehemaligen Oberfläche kennzeichneten, welche nur 0,3 m unter der heutigen lag, wohl weil hier am Talgehänge im Laufe der Jahrtausende viel Löß abgetragen wurde. Wie die Funde zeigten, spielte sich das eigentliche Lagerleben im nördlichen Teile des Lagerplatzes ab. Hier war der Boden auf eine Ausdehnung von mehreren Metern mit Sandsteinplatten bedeckt, auf denen noch die Mahlzeitreste, Knochen vom Mammut, wollhaarigen Nashorn, Ren usw. zusammen mit Feuersteingeräten lagen. Hier war also der große Tranchierplatz, wo die Menschen dieser Jägersippe aßen und die Steinplatten dienten offenbar als Unterlagen beim Zerlegen der Tiere sowie als Teller bzw. Tische. Man kann nach der Zahl der Plätze auf etwa 8—10 Personen schließen. Bei einem der „Tische" lag noch ein Stößel aus einem Mammutstoßzahn. In der Nähe fanden sich Dentalien und Rötel. Eine große Menge Feuerstein-Abfallstücke deutete darauf hin, daß hier auch Steingeräte hergestellt wurden.

Vom Tranchier- und Speiseplatz konnte der Abkochplatz nicht weit entfernt sein und er fand sich denn auch kaum 2 m nordwestlich. Es war eine fast kreisrunde Feuerstelle in ganz flacher Vertiefung mit einer dicken Schichte

[1]) Die Veröffentlichung dieser Funde steht noch aus.

Digitized by Google

von Brandresten, und zwar hauptsächlich kleinen verkohlten Knochenstücken, die man ins Feuer geworfen hatte, um damit zu heizen. Auf dem Herde lagen noch einige große unverbrannte Knochen, welche wohl von der letzten Mahlzeit stammen mögen. Einen Meter östlich von diesem Herd und nördlich von der Speisestelle lag ein engbegrenzter Haufen unverbrannter Mammutknochen, und zwar Rippen und Kieferteile mit Molaren.

Wir gewinnen hier ein kleines aber klares Bild vom Lagerleben des Aurignac-Menschen.

Eine weitaus interessantere Szenerie bot aber der

Lagerplatz B,

dessen Ausgrabung ich im Spätsommer 1919 begann und im vorigen Jahre beendete.

Er lag etwa 60 m südlich von A und erstreckte sich auf eine Fläche von ungefähr 20 m West-Ost- und 14 m Nord-Süd-Ausdehnung, bildete aber nicht wie A einen geschlossenen runden Lagerplatz, sondern es gruppierten sich um eine große Abkochstelle eine Anzahl nur durch eine mehr weniger starke Kulturschichte verbundener Stellen, welche als Mahlzeitplätze, Ateliers von Feuersteinschlägern, Knochenabfallplätze usw. klar zu erkennen waren.

Die bemerkenswerteste Stelle ist eine regelrechte Wohngrube, wie wir sie bisher aus dem Paläolithikum meines Wissens noch nicht kennen.

Die seichte Lage der Aurignac-Oberfläche — stellenweise trat die Kulturschichte unmittelbar zutage — gestattete das Freilegen großer Flächen des Lagerplatzes, wobei auf die Aufdeckung ganzer Gruppen das Hauptgewicht gelegt wurde, um sie als abgeschlossenes Ganzes überblicken und im Lichtbild festhalten zu können.

Auf diese Weise war es auch möglich, einen genauen Lagerplan anzufertigen, der die ganze Anordnung aufs klarste veranschaulicht und so ohne besonderen Aufwand an Phantasie das Bild jenes Jägerlebens vor unser geistiges Auge zaubert.

Das Zentrum des ganzen Lagerplatzes bildete der große Abkochplatz, dessen nördlichen Teil wir im Bilde bringen (s. Taf. IV). Aschenschichten mit zahllosen angebrannten Knochenstückchen waren hier übersät mit ganzen oder zerschlagenen aber unverbrannten Knochen vom Mammut, Wolf, Fuchs und anderen Tieren.

Hier deuteten drei in den Löß gehende Pfahllöcher, welche mit Herdmaterial ausgefüllt waren und unten noch deutlich die ehemalige Verkeilung der Pfähle mit langen Knochen und Rengeweihstangen zeigten, auf Holzpflöcke hin, welche mit Rücksicht auf ihre Lage am Rande der großen Abkochstelle wohl als Träger des Bratspießes anzusehen sind, wenn es sich nicht um Stangen für ein Zelt handelt, welches man aufstellte, als auf dem Platze nicht mehr gekocht wurde.

Digitized by Google

Von den zahlreichen Funden dieses Feuerplatzes und seiner nächsten Umgebung nenne ich nur 18 kugelrunde Tertiär-Konkretionen, welche wie eine Traube auf einem Flecke noch beisammenlagen, so wie sie der Aurignac-Mensch aus seiner Handhöhlung vorsichtig, damit sie nicht auseinanderrollen, hingelegt hat. Das Beisammenliegen mehrerer solcher Kugeln, die zweifellos als Spielkugeln gedient haben, wurde übrigens mehrmals beobachtet.

Die Mahlzeitplätze lagen fast alle östlich der großen Abkochstelle und waren durch einzelne Steinplatten gekennzeichnet. Hier fanden sich auch mehrere kleine runde Feuerstellen, deren geringe Aschenreste auf nur kurze Benützung schließen lassen. Es macht den Eindruck, als ob man sich bei der großen Abkochstelle das Essen geholt und es dann abseits auf seinem Stein verzehrt habe.

An einer Stelle lagen in der Nähe eines kleinen Herdes mehrere große Nuklei aus verschiedenfarbigem Stein (Hornstein, roter Jaspis) und ein wahrscheinlich zum Absplissen benütztes Geschiebe von länglicher Gestalt so eng beisammen, daß sie sich berührten: Das kleine Atelier eines Feuersteinschlägers.

In einiger Entfernung östlich vom großen Abkochplatze lagen schon ziemlich abseits zwei bemerkenswerte Knochenhaufen: Der eine enthielt zwei vollständige Wolfskelette, einen Wolfschädel und andere Knochen dieses Tieres sowie eine Anzahl Mammutknochen, sämtlich ohne Brandspuren. Die Wolfschädel zeigen Spuren von alten Verletzungen.

Der andere Knochenhaufe bestand aus dem stark beschädigten Schädel eines jungen Mammuts mit beiden Stoßzähnen. Er lag mit dem Gaumen nach oben, die Molaren waren herausgerissen und mit dem ovalen Quarzgerölle, welches noch mitten auf dem Gaumen lag, hatte man alles Eßbare durch Einschlagen der Schädeldecke herausgeholt. Der Unterkiefer fehlte. (Taf. V.)

Sonst lagen hier noch einige Mammutknochen und ein ebenfalls mit dem Gaumen nach aufwärts liegender Wolfschädel, desgleichen ohne Unterkiefer.

Einige Schritte südlich des großen Abkochplatzes war die Wohnung: Eine Wohngrube von fast rundem Grundriß mit ungefähr 2,5 m Durchmesser, bis 1,7 m tief in den Löß gegraben.

Eine dicke Schichte aus zahlreichen Knochen und Feuersteinen bedeckte den Boden und ermöglichte es, die Größe und Form der Wohngrubenanlage genau festzustellen. Sie ließ aber auch den Winkel der Grubenwände erkennen, wobei sich ergab, daß gegen Nordwest und Norden senkrechte Wände vorhanden waren, während sie gegen Osten minder steil waren und gegen Süden eine schiefe Ebene aus der Grube an die Oberfläche führte.

Wir schließen daraus auf Vorherrschen von West- und Nordwinden.

Über dieser Bodenschichte lag eine Zone sterilen Lösses, dann folgte eine zweite „Kulturschichte" von ähnlicher Beschaffenheit wie die an der Basis.

Das lehrt, daß hier der Mensch zweimal Aufenthalt nahm: Das erstemal gleich nachdem er sich die Grube gegraben hatte; dann war er ab-

Digitized by Google

gezogen und es wurde ziemlich viel Löß eingeblasen. Bei seiner Rückkehr war die Grube schon ungefähr bis zur Hälfte zugeweht und er lebte nun in dieser seichteren Wohnung, ohne an Reinlichkeitssinn gewonnen zu haben, wie die den zweiten Aufenthalt kennzeichnende Unratschichte verrät.

Angesichts dieses Befundes fragt man sich unwillkürlich, ob hier nicht zwei Winteraufenthalte in der Grube und eine Sommerabwesenheit vorliegen. Lange kann die Abwesenheit keinesfalls gedauert haben, weil gar kein archäologischer oder faunistischer Unterschied wahrzunehmen ist, ja sogar die gleichen Gesteinssorten verwendet wurden, was darauf schließen läßt, daß es dieselben Menschen gewesen sind.

Diese Stelle wird bei Beurteilung der Raschheit der Lößbildung im Auge zu behalten sein [1]).

Bei seiner ersten Anwesenheit schuf sich der Mensch in der Wohngrube unten eine Sitzbank durch Stehenlassen eines länglichen Lößblockes beim Ausheben der Grube. Hier saß wohl manchen Tag ein Steinschläger, denn in nächster Nähe lag eine große Menge von Feuersteinabsplissen herum.

War wie gesagt die Fauna der unteren Kulturschichte dieselbe wie die der oberen und der mit letzterer zusammenhängenden Kulturschichte des Lagerplatzes, so fehlten doch in der Grube selbst die großen Knochen, die man wegen ihrer Größe hinausgeworfen hatte, während man die kleineren einfach zu Boden fallen ließ und eintrat. Auch ein Wolfschädel war unten liegen geblieben.

Wir haben hier die erste regelrechte Wohngrube aus der Eiszeit vor uns und können nunmehr die in den späteren prähistorischen Perioden so beliebte Wohnweise bis in die Aurignac-Periode zurückverfolgen.

Die Grube war wohl sicher mit einem Dach aus Reisig und Fellen bedeckt und Windschirme an der Nord- und Westseite mögen noch zum besonderen Schutze vor Kälte und vor dem lästigen Lößwehen aufgestellt worden sein. Die Ausgrabung der Wohngrube nahm mehrere Wochen in Anspruch. Eine große Anzahl guter Lichtbilder zeigt alle Phasen ihrer Erschließung, um die sich besonders Frl. Lotte Adametz verdient gemacht hat.

Schließlich noch ein Wort über die westlichste Fundstelle. Hier fand ich in unmittelbarer Nachbarschaft der Grabungsstelle Obermaiers und Stummers einen Lagerplatz von im allgemeinen ovaler Form (etwa 3:2 m).

Bemerkenswert war hier das reichliche Vorkommen von Rötel und Graphit, welch letzterer auf den östlichen Lagerplätzen A und B gar nicht gefunden wurde.

Ein mächtiger Mammutstoßzahn, der ohne den (altabgebrochenen) Spitzteil noch 2 m maß, war offenbar als Schlagbank benützt worden, denn

[1]) Diesbezüglich ließen sich sehr interessante Beobachtungen machen, die für rasche Lößbildung sprechen.

Digitized by Google

seine Oberfläche schien durch Hiebe gerauht und abgetragen und machte den Eindruck, als ob man darauf Knochen oder ähnliches zerschlagen hätte.

Westlich von dieser Lagergruppe ergaben Probegruben ein ausgedehntes Mammutknochenlager, das sich noch ein gutes Stück gegen Westen ausbreiten dürfte. Hier fanden sich fast gar keine Brandspuren oder Feuersteine, so daß es aussieht, als wäre da ein großer Ausschrotplatz für die benachbarten Lager gewesen.

Es besteht die Absicht, die Grabungen in den nächsten Jahren fortzusetzen und mit der Zeit diesen riesigen Lagerplatz des Eiszeitmenschen vollständig aufzudecken.

Digitized by Google

Gefäße mit Rädchenverzierung aus Polen.

Von Dr. Joſ. Koſtrzewski, Poſen.

Mit 10 Abbildungen im Text und auf Tafel VI.

In ſeiner Arbeit „Über verzierte Eiſenlanzenſpitzen als Kennzeichen der Oſtgermanen" hat Koſſinna bekanntlich auch eine Scheidung der kaiſerzeitlichen Mäandergefäße in oſt- und weſtgermaniſche durchgeführt[1]), und zwar auf Grund der verſchiedenen Technik, in der das Muſter in beiden Gebieten hergeſtellt wird —, nachdem vorher ſchon Olshauſen gelegentlich einer Beſprechung der Grabfunde von Grünchen, Kr. Liſſa, einige Andeutungen darüber gemacht hat[2]). Koſſinna hat gezeigt, daß während bei den Oſtgermanen der Mäander durch Bänder von vollausgezogenen Linien gebildet wird, er auf weſtgermaniſchem Gebiet aus Reihen von Punkten beſteht, die mit einem Gerät in Form eines gezahnten Rädchens eingedrückt werden, daß alſo hier eine Art maſchinelle Ausführung an Stelle der freihändigen Verzierung tritt. Daß dieſe Unterſcheidung von oſtgermaniſchen Strichlinienmäandern und weſtgermaniſchen Rädchenmäandern, die übrigens in ſpäteren Arbeiten[3]) noch weiter ausgebaut wurde, zu Recht beſteht, haben zahlreiche ſpätere Funde voll beſtätigt.

Natürlich iſt auch dieſe Regel nicht ohne Ausnahme. Abgeſehen von einigen Miſchformen aus dem Grenzgebiet, die ja hier beſonders leicht erklärlich ſind[4]), ſind auch weitab vom weſtgermaniſchen Gebiet einige Gefäße zum Vorſchein gekommen, deren Verzierung in der für dieſes Gebiet typiſchen Rädchentechnik ausgeführt iſt. Aus der Prov. Poſen ſind mir bisher insgeſamt vier ſolche kaiſerzeitlichen Gefäße bekannt geworden, von denen zwei Mäander-

[1]) Zeitſchr. f. Ethnol. 1905, S. 392—394.

[2]) Poſener Archäologiſche Mitteilungen, Heft 4, S. 45.

[3]) Koſſinna, Über germaniſche Mäander-Urnen (Korreſpondenzbl. d. deutſch. Geſellſch. f. Anthr., Ethnol. u. Urgeſch. 1907, S. 165 f.). — Derſelbe, Die deutſche Vorgeſchichte eine hervorragend nationale Wiſſenſchaft, I. Aufl., S. 59, II. Aufl., S. 177.

[4]) Vgl. das Gefäß von Küſtrin, Kr. Königsberg i. N. (Koſſinna, Die deutſche Vorgeſchichte, I. Aufl., S. 67 Abb. 141, II. Aufl. Taf. XXIX, Abb. 351.)

Digitized by Google

ornamente, das dritte ein geradliniges Muster aufweist. Dieselbe Anzahl von derartigen Gefäßen kenne ich aus Russisch-Polen; in drei Fällen handelt es sich um die für westgermanische Keramik typischen Stufenmäander, das vierte Gefäß ist mit einem schachbrettartigen Muster verziert[1]).

Von den Posener Mäandergefäßen ist eins (Abb. 1) schon seit längerer Zeit bekannt. Es stammt aus Gr. 44 des von Gräfin Szembek systematisch untersuchten und veröffentlichten, vorwiegend frühkaiserzeitlichen Gräberfeldes von Siemianice, Kr. Kempen[2]). Das Gefäß, von dem seinerzeit nur ein Scherben abgebildet war[3]), ist unterdessen aus den eingelieferten Bruchstücken, soweit es möglich war, neu aufgebaut worden. Es ist eine rundbäuchige, hochfüßige Terrine, deren Oberteil fehlt. Auf der größten Bauchweite hat sie ein breites Ornamentband zwischen zwei Doppellinien, das mit liegenden Kreuzen und senkrecht verlaufenden Zinnenmustern gefüllt ist. Das Zierband ist nach unten zu von einer Doppellinie umsäumt, oben verläuft anscheinend ein vollsymmetrischer Mäander. Alle diese Verzierungen sind punktiert und, wie aus ihrer Regelmäßigkeit, mehrfachen Überschneidungen usw. ohne weiteres ersichtlich ist, auf mechanischem Wege, mit Hilfe eines Rollstempels ausgeführt, der in diesem Falle nur eine Zahnreihe besaß. Bemerkenswert ist hier das teilweise Vorhandensein von vorgezeichneten Führungslinien, die auf westgermanischem Gebiet fast nur in der Spät-Latène-Zeit bei freihändig ausgeführten Punktverzierungen vorkommen.

Noch wichtiger ist ein Mäandergefäß (Abb. 2), das im Jahre 1915 bei Anlage von Schützengräben in Prusinów, Kr. Jarotschin, zusammen mit einer verbogenen römischen Bronzekanne mit kleeblattförmiger Mündung zum Vorschein gekommen ist. Leider ist von dem Tongefäß nur ein großer Scherben aufbewahrt worden, der in das Posener Museum der „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften" gelangt ist. Nach dem erhaltenen Bruchstück zu schließen, glich das Gefäß ungefähr dem vorher beschriebenen Stück von Siemianice. Es hatte einen hohen, stark verengten Fuß, einen rundlichen Bauch und einen weiten, deutlich abgesetzten Hals. Die Verzierung bildet hier ein zusammenhängendes Band von Hakenkreuzen und Stufenmustern; sie bestehen aus doppelten Strichlinien, deren Zwischenraum mit 2—3 Reihen von Punktlinien in Rädchentechnik ausgefüllt ist. Trotz der Anwendung der fremden Rädchentechnik ist die Verzierung doch vorwiegend dem ostgermanischen Geschmack angepaßt, was sowohl die angewandten Muster (Hakenkreuz!), als ihre Ausführung beweist, besonders die untergeordnete Rolle, die dem westgermanischen Rädchenornament zugewiesen ist, als bloße

[1]) Auch in Schlesien sind Scherben mit Rädchenmäander in 5 Fundorten zutage getreten (Jahn, „Schlesiens Vorzeit". N. F. Bd. VII, S. 96 Fußn. 1).

[2]) Vgl. Roczniki Tow. Przyj. Nauk Poznańskiego. Jahrg. XXIX, XXXI, XXXV und XLIII.

[3]) a. a. O. Jahrg. XXXV, S. 360, Abb. 48.

Digitized by Google

Füllung eines Linienbandes zu dienen. Auch bei diesem bemerkenswerten Mischerzeugnis, in dem Fremdes mit Eigenem so innig verschmolzen sind, wurde ein einreihiger Rollstempel benutzt. Die einzelnen Vertiefungen haben hier die Gestalt von kurzen, schräggestellten Strichen.

Das dritte hierhergehörige Gefäß (Abb. 3) ist eine fast vollständig erhaltene Schale, die schon vor einer Reihe von Jahren zusammen mit anderen kaiserzeitlichen Gegenständen in Grünchen (Grunówko), Kr. Lissa, gefunden und in den Posener Archäologischen Mitteilungen veröffentlicht worden ist[1]). Der halbkuglige Boden der Schale ist mit 7 radialen, von einer schwachen mittleren Einwölbung ausgehenden Punktlinien verziert, die mit einem dreireihigen Rollstempel ausgeführt sind. Auch der Rand des Bodens ist von drei solchen parallelen Punktlinien umsäumt. Die Zähne des Rädchens

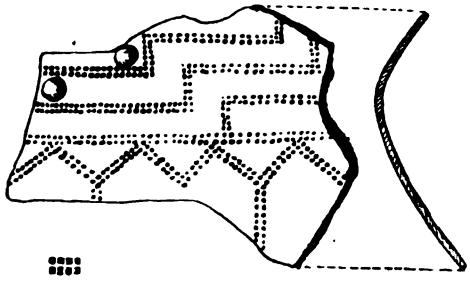


Abb. 4.

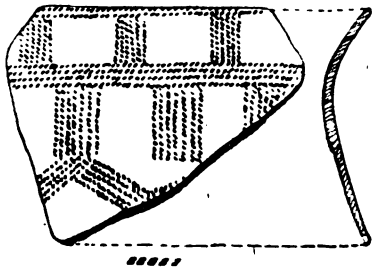


Abb. 5.

Abb. 4 u. 5. Łęgonice, Kr. Opoczno, Gouv. Radom (Polen). Nach den Originalen im Warschauer Landwirtschafts- und Industriemuseum (Kat.-Nr. 2).

waren sehr sorgfältig gearbeitet und regelmäßig quadratisch geformt. Die Verzierung entbehrt der Führungslinien und entspricht völlig den westgermanischen.

Schließlich wäre noch ein kleiner, einzeln gefundener Scherben mit schwarzer Oberfläche aus Siemianice, Kr. Kempen, zu erwähnen, der mit zwei unter einem rechten Winkel zusammenstoßenden Bändern von Punktlinien verziert ist. Diese sind anscheinend ebenfalls mit einem dreireihigen Rollstempel ausgeführt.

Von den vier rädchenverzierten Gefäßen aus Russisch-Polen stammen zwei aus dem bekannten kaiserzeitlichen Gräberfelde von Łęgonice, Kr. Opoczno (im Gouv. Radom); beide sind nur in Bruchstücken erhalten. Das erste dieser Gefäße (Abb. 4) war eine etwa doppelkonische Vase mit abgerundeter Schulter und mindestens einem Henkel, von dessen Vorhandensein noch zwei buckelartige Ansätze zeugen, wie sie häufig auf westgermanischen Gefäßen (meist in Dreiecksform angeordnet) unterhalb der Henkel vor-

[1]) Heft IV, Taf. XX, Abb. 1a—b. Die Schale stammt aus Grab 4.

Digitized by Google

kommen[1]). Der Oberteil des Gefäßes ist mit einem Stufenornament verziert, darunter verläuft eine Zickzacklinie, von der senkrechte Linien nach unten ausgehen. Diese typisch westgermanische Verzierung ist mit einem zweireihigen Rädchen ausgeführt, dessen Zähne eine quadratische Form hatten.

Das zweite Gefäß von Łęgonice (Abb. 5) weist ein schachbrettartiges Muster als Schulterverzierung auf, darunter verläuft, wie beim vorigen, eine Zickzacklinie. Der Rollstempel war hier bestimmt einreihig, die einzelnen Vertiefungen sind rautenförmig. Das Gefäß war anscheinend ebenfalls terrinenförmig, doch mehr abgerundet als das vorige. Beide Gefäße befinden sich im Warschauer Landwirtschafts- und Industriemuseum.

Ein drittes, vollständig erhaltenes Gefäß dieser Art (Abb. 6) ist in Wola, Kr. und Gouv. Kalisch, gefunden worden und befindet sich im Museum des „Towarzystwo Krajoznawcze" (Landeskundlicher Verein) in Warschau. Es ist terrinenförmig, ziemlich weitmündig, mit fast zylindrischem Hals und leicht ausladendem, verdicktem, fazettiertem Rand. Die Maße desselben sind folgende: Höhe 19,1 cm, größte Weite 28 cm, Mündung 22,9 cm, Boden 9,9 cm. Das Gefäß ist auf der Schulter mit einem Bande von fortlaufenden Stufenornamenten (aus doppelten Punktlinien), sowie mit einem Zickzackband aus vier punktierten Linien verziert. Der Rollstempel war hier wahrscheinlich zweireihig.

Ferner befinden sich im Warschauer Landwirtschafts- und Industriemuseum noch sechs Bruchstücke eines Gefäßes unbekannten Fundorts, wahrscheinlich aus Polen stammend, die sich zu einer tiefen Schale ergänzen lassen, mit abgesetztem Fuß und verdicktem Rand (Abb. 7). Die Verzierung bildet hier ein nach rechts gewandtes Stufenmuster zwischen wagerechten Linien, darunter eine Zickzacklinie, von der divergierende Linienbänder ausgehen. Die Ornamente sind mit einem zweireihigen Rädchen eingedrückt, die einzelnen Vertiefungen sind quadratisch.

Wenn wir die Posener Gefäße mit Rädchenverzierung mit denen aus Russisch-Polen vergleichen, so mutet es sonderbar an, daß die weiter nach Osten vorgeschobenen polnischen Exemplare in ihrer Verzierung den westgermanischen weit mehr ähneln als die näheren Posener Stücke. Alle diese so weit vom eigentlichen Verbreitungsgebiete gefundene Gefäße sind ein neuer Beweis für die regen Beziehungen, die zwischen Ost- und Westgermanen zur Kaiserzeit bestanden haben. Ihr versprengtes Vorkommen im Osten kann jedoch kaum durch Handelsverbindungen gedeutet werden, da Tongefäße wohl nur in den seltensten Fällen Gegenstand des Handels waren und unsere Stücke außerdem keinen rein westgermanischen Charakter haben,

[1]) Z. B. Píč: Starožitnosti země České II, 3 Taf. XCII, 14, Taf. XCIV, 16 usw. — Mitteil. a. d. Prov.-Museum d. Prov. Sachsen, Heft II, Taf. I, 10—12. — Hostmann, Darzau, Taf. III, 29 usw.

Digitized by Google

ſondern öſtliche Einſchläge aufweiſen. Wir werden hier, wie in ähnlichen Fällen, anzunehmen haben, daß unſere Gefäße Werke von weſtgermaniſchen Töpferinnen ſind, die Oſtgermanen geheiratet haben.

Obgleich die Rädchenverzierung im Oſten zur Kaiſerzeit wie etwas Fremdartiges anmutet, iſt dieſe Technik hier doch nicht unbekannt. Sie iſt hier ſogar weit früher erfunden worden, als bei den Weſtgermanen, da rädchenverzierte Gefäße hier bereits in der „Lauſitzer" Kultur der älteſten Eiſenzeit vorkommen[1]). Ich gebe hier die Abbildungen von drei ſolchen Gefäßen aus den Sammlungen der Poſener Geſellſchaft der Freunde der

Abb. 6. Wola, Kr. und Gouv. Kalſich. Nach Original im Muſeum des „Towarzyſtwo Krajoznawcze" in Warſchau (Kat.-Nr. 1758).

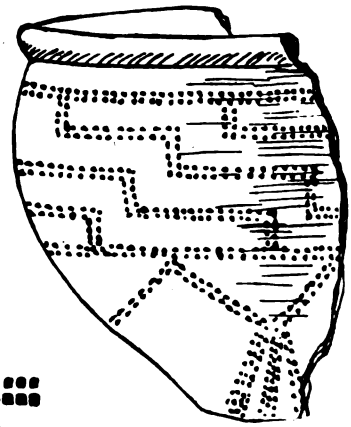


Abb. 7. Fundort unbekannt (vielleicht Kamocinek? Nach Original im Warſchauer Landwirtſchafts- u. Induſtriemuſeum (Kat.-Nr. 329).

Wiſſenſchaften wieder[2]) (Abb. 8—10). Die gleiche Größe der einzelnen Vertiefungen, die bei freihändiger Arbeit kaum erreichbar iſt, ferner mehrfach vorkommende Verſchiebungen und Verdopplungen des Ornaments (beſonders bei Abb. 8 gut zu ſehen), die ſich bei maſchineller Ausführung leicht erklären, ſprechen beſtimmt für die Anwendung eines gezähnten Rädchens. Da die einzelnen Zähne hier eine längliche Geſtalt hatten und ſchräggeſtellt

[1]) Von den ſteinzeitlichen Beiſpielen für Rädchentechnik (in der Stichreihenkeramik) ſehe ich hier natürlich ab.

[2]) Eins davon iſt bereits veröffentlicht (Album der prähiſt. Denkmäler des Großherz. Poſen, Heft II, Taf. XXVIII, 30). Ein viertes „Lauſitzer" Gefäß mit Rädchenverzierung ſtammt aus Schroda (Kaiſ.-Friedr.-Muſ. Poſen, H. G. 222). Auch aus der Mark Brandenburg ſind früheiſenzeitliche „Lauſitzer" Gefäße mit Ornamenten in dieſer Technik bekannt (Prähiſt. Zeitſchr. Jahrg. III, S. 334, Abb. 6 u. S. 335, Abb. 7). — Zeitſchr. f. Ethn. 1903, S. 177, Abb. 32b u. S. 192, Abb. 66. Hier hat ſchon Voß die Anwendung der Rädchentechnik feſtgeſtellt (a. a. O., S. 192). Vgl. auch einige neuerdings veröffentlichte Gefäße mit derartigen Verzierungen aus Polen („Swiatowit", Bd. XI, S. 52, Taf. IV, Nr. 22362 u. S. 53, Nr. 23572).

Digitized by Google

waren, so entstanden bei Anwendung des Rädchens Reihen von Schrägstrichen, die wie eine unechte Schnurverzierung aussehen.

Als Vorstufe der Rädchenverzierung kann man die Ornamente auffassen, die in der Weise zustande gekommen sind, daß man den quergerieften Kopf einer Bronzenadel zuerst senkrecht, dann wagerecht fortlaufend nebeneinander abdrückte. Gefäße mit derartigen Verzierungen sind sowohl aus der späten Lausitzer"[1]), als aus der Steinkistengräberkultur[2]) ziemlich zahlreich bekannt. Von diesen mit einem unbeweglichen Stempel ausgeführten Verzierungen ist es nur noch ein Schritt zur Erfindung des Rollstempels, der übrigens ebenfalls ein Nadelkopf gewesen sein dürfte. Man wird der gerade auf keramischem Gebiet so hervorragendes leistenden „Lausitzer" Kultur die selbständige Erfindung dieser Ziertechnik, die übrigens ziemlich gleichzeitig auch in Ostpreußen[3]) erscheint, wohl zutrauen dürfen.

Wegen des großen zeitlichen Abstandes, der diese früheisenzeitlichen Rädchenornamente von den verwandten westgermanischen Verzierungen der Kaiserzeit trennt, können wir das Auftreten der letzteren natürlich nicht durch ein Wiederaufleben der alten „Lausitzer" Rädchentechnik erklären, sondern müssen auch hier eine selbständige Entstehung der maschinellen Ziertechnik annehmen. Auf welchem Wege hier diese Errungenschaft zustande gekommen ist, hat Kossinna in überzeugender Weise gezeigt[4]).

---

[1]) Z. B. Jurkowo, Kr. Kosten, 2 Ex. (1 abgebildet im III. Heft des Albums der prähistor. Denkmäler des Großherz. Posen, Taf. LX, 33. Dort irrtümlich als kaiserzeitlich bezeichnet). Mus. d. Freunde d. Wiss. Posen.

[2]) Z. B. Dobieszewice, Kr. Mogilno. 2 Ex. Kais.-Friedr.-Mus. Posen 1897, 380 bis 381. — Eichenhain, Kr. Schubin, KSM. 06, 482.

[3]) Katalog des Prussia-Museums. Teil I (1906), Abb. 71—74 und 81—84. Auch in der Steinkistengräberkultur war übrigens die Rädchentechnik bekannt. Vgl. z. B. die Abbildung der Gesichtsurne von Liebenthal, Kr. Marienburg (Conwentz, Das Westpr. Prov.-Mus. Danzig, 1905, Taf. 61, 1). Außerdem sind mir hierher gehörige Gefäße aus 12 weiteren Fundorten in Polen bekannt geworden.

[4]) Korrespondenzbl. d. deutsch. Gesellsch. f. Anthr., Ethn. u. Urgesch. 1907, S. 166.

Digitized by Google

Die Kalenderdaten der Juppitergigantensäulen.

Von Friedrich Hertlein, Ludwigsburg.

Ich habe in meiner Schrift: Die Juppitergigantensäulen Stuttgart 1910 (abgekürzt JGS.) und in Nachträgen dazu (Kbl. des Gesamtv. 1916, S. 209 ff. und Germania 1917, S. 136 ff.) ausgeführt[1]), daß diese Juppitergigantensäulen unserer Mittelrheingegenden, die Gebiete der Nebenflüsse eingerechnet, ein Kennzeichen der mittelrheinischen Germanen des römischen Gebiets sind, daß sie nichts anderes sind als germanische Irminsäulen in römischer Formensprache, und daß die Götter, die den Hauptsockel zieren, soweit sie in der Normalreihe Juno, Merkur, Herkules, Minerva oder einer damit verwandten Viererreihe erscheinen, in dieser Reihenfolge als ins Römische übersetzte germanische Gottheiten die vier Jahreszeiten vom Frühjahr bis zum Winter vertreten, entsprechend dem gelegentlichen und späten Schmuck des Zwischensockels mit den unbezweifelten sieben Wochengöttern und der häufigen Verzierung des Kapitells mit den Köpfen der vier Tageszeitengenien; und ich habe einen besonderen Beweis für die Richtigkeit meiner Aufstellung darin gefunden, daß gerade im römischen Mainland, das schon wegen der Stammeszugehörigkeit der Mattiaker zu den Chatten — und von den Taunensern um Heddernheim wird wohl dasselbe gelten — engere Berührung mit den freien Germanen behalten mußte, daß hier statt der von den römischen Germanen unter dem Einfluß der römischen Gartenkultur meist schon angenommenen vier Jahreszeiten in ihren göttlichen Vertretern nur drei erscheinen, am häufigsten Juno, Herkules, Minerva, oder Merkur, Herkules, Minerva, entsprechend der von Müllenhoff fahrlässigerweise verworfenen Nachricht des Tacitus (Germ. 26) von den drei Jahreszeiten der Germanen, Frühling, Erntezeit (harbist) und Winter, von Tacitus naturgemäß mangelhaft übersetzt in die römischen Jahreszeitennamen ver, aestas und hiems, und entsprechend dem römischen Jahresanfang in der ungermanischen Reihenfolge hiems, ver, aestas gegeben.

[1]) Eine gedrängte Übersicht meiner Beweisführung habe ich gegeben in Hoops, Reallexikon des germanischen Altertums II, S. 619 unter Juppitersäulen.

Digitized by Google

Wissowa hat nun Germania 1917 S. 175f. für jene Viergötterreihe Juno, Merkur, Herkules, Minerva die Erklärung gegeben, sie seien die Vertreter der Ehe, des Handels, des Verkehrs, des Handwerks. Hiergegen ist nur das einzuwenden, daß damit nicht erklärt wird, was das merkwürdigste an diesen vier Göttern ist; es handelt sich nicht um eine Gruppe, die je nach ihrer Wichtigkeit für den einzelnen in verschiedener Folge aufgeführt werden kann, sondern um eine unveränderliche Reihenfolge. Gewiß hätte sich die Gewohnheit einbürgern können, gerade diese Gottheiten abzubilden, niemals aber die unfehlbare Sicherheit, die vier Bilder gerade in dieser Reihenfolge zu geben, die nicht beirrt wird dadurch, daß die Bilder statt rechtsläufig öfters auch linksläufig angeordnet werden, nicht beirrt dadurch, daß für den zweiten und vierten Gott jener Normalreihe gelegentlich ein anderer, für den zweiten auch Juppiter selbst erscheint; denn auch dann behalten die bleibenden unter jenen Göttern ihre Stelle. Diese mathematische Sicherheit der Reihenfolge wäre eine psychologische Unmöglichkeit, wenn sie nicht sachlich bedingt wäre, bedingt durch ein kosmisches Prinzip. Immerhin, wenn Wissowa das vollständige Fehlen einer göttlichen Vertretung der Landwirtschaft und der kriegerischen Interessen damit erklären will, daß der Ursprung jener Reihe bei der römischen Bevölkerung stadtähnlicher Niederlassungen gesucht werden müsse, so mutet er der Gedankenlosigkeit der vielen, vielen ländlichen und der mit drei inschriftlich bezeugten verhältnismäßig nicht wenigen militärischen Stifter unserer Denkmäler — Mars findet sich gelegentlich statt Merkur, ist aber auf keinem Stein eines militärischen Stifters nachweisbar — ein bißchen viel zu; wäre es doch ein mehr als fühlbarer Mangel an Parität, wenn dagegen Handel und Verkehr zusammen zwei Vertreter hätten. Und dann, der Eugenius von Bierstadt C XIII, 7567, der seine Säule ausdrücklich für das Wohl seiner Gattin Primitiva (und der Seinigen?) setzt, läßt Juno weg, stellt nur Apollo, Herkules und Diana dar; wo dagegen zwei Brüder miteinander eine Säule errichten, bilden sie Juno an erster Stelle ab, gleich als wären sie miteinander verheiratet (Zwischensockel von Iggelheim C XIII, 6098, Riese, Das rheinische Germanien in den Inschriften 2982: J. O. M. et Junoni Reginae Proclii Pollio et Fuscus, zugehörig Viergötterstein mit Juno, Mars, Vulkan, Viktoria; Dreigötterstein von Kastel C XIII, 7270, Riese 2221, denselben Göttern die Meloni Carantus et Jucundus mit Juno, Herkules, Viktoria), wogegen eben diese Brüder Melonii von Kastel, der Vorstadt des handelsreichen Mainz, den Merkur weglassen. Auch daß die Göttin der Ehe am Himmel hinfliegend mit ihrer Fackel dargestellt werde oder wenigstens rasch ausschreitend (Stein von Virton, Cumont Catalogue Cinquantenaire² Nr. 169, bei Haug, Wd. Zeitschr. 10, 1891, Nr. 155), ist nicht glaublich; so kann die würdige Matrone nicht den Hochzeitszug anführen. Für die Behauptung, daß Juno sich der Deutung als interpretatio Romana einer keltisch-germanischen Gottheit aufs entschiedenste entziehe, scheint

Digitized by Google

Wissowa neue Quellen zur keltisch-germanischen Mythologie gefunden zu haben, die er nicht nennt; der germanische Himmelsgott hat doch wohl schon damals eine Genossin gehabt und der Wahrscheinlichkeit nach wurde diese am ehesten mit Juno übersetzt.

Eine weitere und neue Bestätigung meiner Erklärung der Vier- und Dreigötterfockel in ihrer Mehrzahl als Jahreszeitenfockel und damit der Juppitergigantensäulen als römisch-germanischer Irminsäulen [1]) finde ich nun in den Kalenderdaten der hierher gehörigen Denkmäler.

Es ist selbstverständlich und längst bekannt, daß Weihungen an Gottheiten gerne auf solche Tage gelegt werden, die mit dieser Gottheit irgendwie zusammenhängen, und zwar auch dann, wenn die Weihung aus Anlaß eines besonderen Erlebnisses erfolgt [2]). Wenn ich nun mit meiner Erklärung des

[1]) Haug hat die von mir JGS., S. 73ff. beigezogenen Stellen aus der mittelalterlichen Literatur in Germania 1918, S. 68ff. ebenfalls zusammengestellt mit dem Ergebnis, daß uns nur eine Irminsäule sicher bekannt sei. Man kann das gelten lassen; aber falsch wäre es, daraus zu schließen, daß es nur eine gegeben habe, und der Vergleich mit der von mir S. 78 anders erklärten Stelle aus Widukind und mit anderen Stellen von Kultsäulen der Germanen (Mogk in Hoops Reallexikon II, S. 600) macht es wahrscheinlich, daß die Irminsäule eine verbreitete Kulteinrichtung war. Bei Erklärung des Wortes irmin S. 72 verfällt Haug wieder in den ihm schon JGS., S. 80, Anm. nachgewiesenen Fehler nicht zu beachten, daß es sich bei dem Eigennamen Irmino um einstämmige Kürzung handelt; zu irminman vgl. Much in Hoops Reallexikon I, S. 58 unter Alemannen, der hier Grimms Deutung widerlegt. — Auch einige Einwände Haugs im Korr.-Bl. d. Gesamtv. 1918, S. 224ff. mögen hier ihre Erledigung finden. Zur letzten Rettung für seine historische Erklärung unserer Gigantensäulen (Denkmäler des Siegs des römischen Imperiums über die Barbaren) erklärt er den Gigantenreiter des Mannheimer Antiquariums (JGS., S. 5), der seine Schlangenbeine behaglich ineinander faltet, da das trotz seiner weitmaschigen Erklärungsart für einen besiegten Barbaren doch nicht geht, als eine Fälschung des Maurermeisters Kaufmann von Rheinzabern (um 1820). In welch plumper Weise dieser Maurer fälschte, zeigt die auch von Haug beigezogene Terrakottaplatte mit einem über eine Sirene weggaloppierenden Reiter, mit der er ein Bildwerk unseres Denkmälerkreises geben wollte; die Mannheimer Gruppe ist aber ein fragmentiertes, vom Zahn der Zeit wohl benagtes, und echt verwittertes Stück, dessen Echtheit noch kein Archäologe, auch Haug selber nicht in seinem Katalog des Antiquariums (1875/77) bezweifelt hat. Auch der Bauernreiter von Ehrang paßt Haug nicht; es sei das eben richtige Bauernarbeit. Um so beweisender doch für die Sache, weil volksmäßige Art Äußerlichkeiten naiv gibt. — Daß der Fund von mindestens 2 Juppitergigantensäulen auf der merkurgeheiligten Hohen Donne im Wasgenwald jene historische Erklärung unmöglich macht, hebt Pöhlmann in Germania 1918, S. 93 richtig hervor.

[2]) Einen besonderen Fall haben wir bei dem Altar von Kastel C XIII 7317, dem Numen Augusti geweiht von den hastiferi sive pastores consistentes Castello Mattiacorum VIIII Kal. Apriles (224). Dieser 24. März, Tag der Frühjahrstagundnachtgleiche, ist der dies sanguis, ein für den Kybeledienst geheiligter Tag. Damit bringen diese hastiferi das Numen Augusti in engere Beziehung zu der von ihnen besonders verehrten Kybele, eine Verehrung, die auch aus 7281 hervorgeht, wo dasselbe Kollegium der dea Virtus Bellona einen Mons Vaticanus weiht, der mit der Kybelefeier der Taurobolien zusammenhängt, und zwar auf X Kal. Sept., 23. August, also römischen Herbstanfang nach isidorischer

Digitized by Google

reitenden, von einem Giganten getragenen Juppiter als germanischen Himmelsgottes und der Vier- und Dreigötterſteine als Jahreszeitenſockel! Recht habe, ſo leuchtet ein, daß für Weihungen an dieſen Himmelsgott beſonders in Betracht kommen müſſen die aſtronomiſchen Jahrpunkte und die Anfänge der Jahreszeiten, beſonders des das Jahr eröffnenden Frühlings; ja, wenn Jahrpunkte und Jahreszeitenanfänge auch für einen römiſchen Juppiter wichtige Tage ſind, ſo wird die Art, wie der Frühlings- und Jahresanfang beſtimmt wird, einen beſtimmten Schluß auf einen germaniſchen Himmelsgott zulaſſen. So klein allerdings die Statiſtik iſt, die ſich uns hier bietet, ſo bezeichnend iſt ſie; und wir können eine Hilfsſtatiſtik von verwandten Denkmälern beiziehen.

Wir haben nämlich unter der ganzen Zahl von Denkmälern, die ſicher oder ſehr wahrſcheinlich zu den Gigantenſäulen gehören, nur 4, die den Tag der Weihung angeben, nämlich einen Dreigötterſtein von Kaſtel mit dem Datum 23. Dezember 246, die Heddernheim-Wiesbadener Säule mit dem 7. November 239, die Heddernheim-Frankfurter Säule mit dem 13. März 240, und die Schierſteiner Säule mit dem 28. Februar 221.

Jener Dreigötterſtein von Kaſtel, mit den Bildern von Juno, Herkules und Minerva linksläufig, C XIII, 7272, Rieſe, 2984, Haug, Wd. Zeitſchr. 10, Nr. 50, trägt die Inſchrift: J. O. M. et Junoni Reg. X. Kal. Jan. Presente et Albino cos. (246) Serotinius Cupitus et Cupitius Providens filius in suo fecerunt l. l. m. Auf den 22./23. Dezember fiel nun in jener Zeit der kürzeſte Tag, der römiſche dies natalis Solis; denn er fiel nach dem cäſariſchen Kalender, alſo 46/45, auf den 25. Dezember und hatte ſich bis zum Konzil von Nikäa auf den 21./22. verſchoben; als genauen Zeitpunkt für die Winterſonnenwende gibt mir ein mathematiſcher Kollege, Dr. Betſch in Cannſtatt, für 325 den 21. Dezember 8 Uhr abends MEZ, für 246 den 22. Dezember 5 Uhr nachmittags. Und daß die Verſchiebung bemerkt und bekannt geworden war, beweiſt eben das Konzil von Nikäa mit ſeiner Oſterfeſtſetzung, die von dem damaligen Datum der Frühjahrstagundnachtgleiche ausging. Daß die volksmäßige Anſetzung um ein paar Stunden nachhinkte, iſt natürlich, und dasſelbe Datum des 23. Dezembers wird uns unten wieder begegnen. Übrigens iſt offenbar in dieſer Zeit eine Neigung vorhanden, die für den Sonnenlauf wichtigen Tage ſchematiſch auf X. Kal. anzuſetzen, ſo wie ſie in dem Kalender von Grand, C XIII, 5955, dem urſprünglichen julianiſchen Kalender entſprechend ſchematiſch auf VIII. Kal. angeſetzt ſind, vgl. unten S. 98.

Rechnung (JGS., S. 141). Die beiden Beiſpiele zeigen zugleich, daß man Jahreszeitenanfänge und aſtronomiſche Jahrpunkte gerne mit dem Kult der Götter in Zuſammenhang brachte, die Beziehung haben zum Kreislauf des Jahres; das gilt auch von Kybele. Ein anderes Beiſpiel dafür gibt Rieſe, Inſchriften 199 aus Revue Archéol. 1910, II, S. 442, eine Weihung zu Ehren des Sol Elagabal auf denſelben 23. Auguſt, des Jahrs 214.

Digitized by Google

Die Heddernheimer Säule, die jetzt im Museum Wiesbaden ist, und die Ritterling, Nassauische Heimatbl. 1917/18, S. 14ff. ohne genügenden Grund [1]) mit einer Gruppe des Götterpaares Juppiter und Juno krönen will, — die enge Verbindung mit den Juppitergigantensäulen wäre durch den Dreigötterstein, den Wochengötterzwischensockel und das Kopfkapitell ja doch gegeben —, bei Haug unter Nr. 61 der Viergötterstеine aufgeführt, hat die auf der vierten Seite des Dreigötterſockels angebrachte Inschrift C XIII, 7353, Riese, 2605: J. O. M. et Junoni Reginae Quadratius Victorinus decurio civitatis Auderiensium in suo ex voto a. d. VII Id. Nove. imperatore domino nostro M. Ant. Gordiano Aug. et Aviola cos., also 7. November 239. Das ist der römische Winteranfang nach varronischer Rechnung, die die Jahreszeiten nach den Lichtverhältnissen bemißt, den kürzesten Tag als Mitte des Winters ansieht (JGS. 141); denn rechnen wir von dem 22./23. Dezember 1 ½ Monate = 45 ½ Tage zurück, so kommen wir auf den 7. November. Wenn in jener Zeit, was nach dem eben gesagten und dem unten wiederkehrenden Datum des 23. Dezember wahrscheinlich ist, dieser Tag schematisch als der kürzeste Tag angesehen und abgerundet um 45 Tage zurückgerechnet wurde, so kann auch der Vortag des Winteranfangs mit jenem Datum gemeint sein.

Es liegt allerdings eine gewisse Inkonsequenz vor bei dem letztgenannten Denkmal; es rechnet mit dem römischen Winteranfang, trotzdem es einen Sockel mit 3 Jahreszeitengöttern, Apoll, Herkules und Minerva, hat, entsprechend der germanischen Dreiteilung des Jahres (vgl. Korr.-Bl. d. Ges. V. 1916, S. 225); bei dieser Dreiteilung sollte der Winter im Mittel 2 Monate, nicht 1 ½, vor dem kürzesten Tage beginnen. Aber es ist auch schon eine einzigartige Inkonsequenz, einen Sockel, der die Repräsentanten der echtgermanischen 3 Jahreszeiten darstellt, zu verbinden mit einem Wochengötterstein, also einem ganz ungermanischen Element. Ich muß meiner Feststellung (a. a. O., S. 230), daß Wochengötterstеine nur vorkommen in Verbindung mit Jahreszeitensockeln, nie mit andersartigen Sockeln, noch die hinzufügen, daß nur in

[1]) Meine Gegengründe sind: solange wir kein sicheres Beispiel einer solchen Bekrönung der Säule haben, genügt das Zusammenfinden in einem Brunnen und das ungefähre Passen nicht; Juppiterdenkmäler verschiedener Art sind wiederholt gerade in Brunnen zusammen gefunden worden. Der in dem alten Fundbericht erwähnte dritte Altar, den Ritterling, S. 15, Anm. 3 kurzerhand streicht, kann der Sockel für das Götterpaar gewesen sein. Der Dreigötterstein ist in Breite und Tiefe ziemlich verschieden, ausnahmsweise ist die schmale Seite Inschrift- und Vorderseite; beim Kapitell ist es ebenso, seine Schmalseite muß also auch Vorderseite gewesen sein, anders als bei der jetzigen Aufstellung durch Ritterling, nur daß das wegen des verstümmelten Zustandes des Kapitells nicht auffällt; es kann also nicht das in die Breite gehende Doppelsitzbild oben drauf gewesen sein, mit Rücksicht auf welches schon der Hauptsockel mit der Breitseite nach vorn gerichtet sein müßte. Aus der Weihung an Juppiter und Juno trotz Fehlens der Juno auf dem Dreigötterstein ist gewiß nichts zu schließen; die Statistik zeigt, daß diese Weiheformel nun eben einmal in der Hälfte der Fälle angewandt wurde, und die anderen auf dem Sockel dargestellten Götter kommen in der Weiheformel nie vor.

Digitized by Google

diesem einen Fall ein Wochenstein vorkommt mit einem Dreijahreszeitensockel, sonst nur in Verbindung mit der Aufnahme der römischen 4 Jahreszeiten, die sich unter dem Einfluß römischer Kultur im römischen Germanien einbürgern mußten. Die doppelte Inkonsequenz mag innerlich zusammenhängen; eine eigentümliche Mischung germanischen Denkens und römischer Form ist ja doch in diesen Gegenden anzunehmen und spiegelt sich in allen diesen Denkmälern wieder. Doch ist bei dem blos einmaligen Vorkommen der Verbindung von Dreijahreszeitensockel und Wochenstein auch die Möglichkeit da, daß es sich um einen älteren, wiederbenützten Sockel mit neuer Inschrift handelt [1]).

Die Schiersteiner Säule, C XIII, 7609, Riese, 1191, bei Haug, Nr. 56, hat folgende Inschrift: J. O. M. Vic. Seneca eques legionis XXII primigeniae Antoninianae piae fidelis ex voto in suo posuit Grato et Seleuco cos. pridie Kal. Mart., ist also geweiht auf 28. Februar 221. Wir wissen von Franken, Alemannen und Langobarden, daß sie in alter Zeit vor dem Durchdringen christlicher Gewohnheiten das Jahr mit dem 1. März begannen (Korr.Bl. d. Ges. V. 1916, S. 224). Es ist das eine Ausgleichung zwischen der Übernahme der römischen Monate und der altgermanischen Art Frühling und Jahr zu beginnen; wie dieser altgermanische Frühjahrsbeginn sich näher bestimmte, darüber werde ich gleich zu reden haben. Diese Ausgleichung mußte im römischen Germanien sich schon früher herausbilden, ja sie ist ohne Zweifel ebenso wie die Wochentage der siebentägigen Planetenwoche in der Völkerwanderungszeit von dem römischen Germanien aus zu den freien Germanen gekommen. Also ist die Schiersteiner Säule geweiht auf den Vorabend des römisch-germanischen Frühlings- und Jahresanfangs, was bei einem angesessenen (in suo) Reiter der 22. Legion nicht verwunderlich, zumal er wohl aus der Gegend stammte. Er hat einen Dreijahreszeitensockel angebracht mit Merkur, Herkules und Minerva, hat also jeder der drei germanischen Jahreszeiten vier römische Monate zugewiesen.

Rein rechnerisch sollte das echtgermanische, dreigeteilte Jahr 2 Monate = 61 Tage nach dem kürzesten Tag beginnen (JGS., S. 142). Aber soweit ich sehe, regelt sich der Jahresanfang bei allen Völkern, die die Mondmonate

[1]) Jetzige Tiefe dieses Sockels 53 cm, — die ursprüngliche wäre dann auf 54 cm anzunehmen, da Abmeißelung einer Schicht von 1 cm genügte — gegen 48 cm Breite. Der Viergötterstein der Melonii von Kastel, bei Haug, Nr. 55, hat eine Tiefe von 47 cm bei einer Breite von 55 cm, also 8 cm Unterschied, hat aber der Regel entsprechend die stattlichere Seite als Vorderseite; ein ursprünglicher Unterschied von 6 cm bei jenem Stein hätte also nichts auf sich. Die Ungleichheit der rechten und linken Randleisten der Nebenseiten jenes Steines mit Apollo und Minerva läßt keinen sicheren Schluß zu, da die Kanten abgestoßen und ergänzt sind, läßt aber meine Vermutung als wohl möglich erscheinen. Wiederbenutzung von Teilen einer älteren Gigantensäule ist wiederholt nachgewiesen z. B. bei der Heddernheim-Frankfurter Säule.

Digitized by Google

mit dem Sonnenjahr in Einklang zu bringen suchen — und das werden alle Völker sein, bei denen nicht priesterliche Kodifizierung unnatürliche Bestimmungen hereingebracht hat — nach dem Neumond. Das gilt also sicher auch von den Germanen, für die Tacitus Germ. 11 die Bedeutung von Neu- und Vollmond bezeugt. So wäre für das germanische Jahr der Anfang auf 2 vollendete Mondmonate d. h. den 3. Neumond nach Wintersonnenwende zu setzen, da die spätere Angleichung an die römischen Monate ihn auf den 1. März setzt, also etwas mehr als 2 Monate nach der Sonnenwende. Es gäbe das für die Zeit um 200 ein Schwanken zwischen 20. Februar und 22. März, wenn wir von dem 23. Dezember ausgehen als erstem möglichen Neumondstag.

Die Heddernheim-Frankfurter Gigantensäule, C XIII, 7352, Riese, 2245, Haug unter Nr. 62, trägt die Inschrift: J. O. M. Junoni Reginae C. Sedatius Stephanus, decurio civitatis Taunensium, et Caturigia Crescentina (uxor) eius cum Stephaniis Maximo decurione civitatis supra scriptae et Festa, Maximino, Maximina, Honorata filiis in suo restituerunt III. Idus Martias Sabino secundum et Venusto cos.; darunter Rest einer älteren Inschrift: in suo ex voto renovavit. Der Sockel mit der Inschrift ist ein Dreijahreszeitenstein mit Juno, Herkules, Minerva. Auf meine Vermutung hin, daß man es bei diesem 13. März 240 mit dem Frühjahrsneumond zu tun habe, berechnete mir Dr. Betsch, von der Gegenwart zurückgehend den astronomischen Neumond auf 11. März, 8 Uhr Vorm. MEZ. Der vorausgehende Neumond fiel nun, wie mir derselbe Kollege berechnet, auf 10. Februar, nachm. 4 Uhr MEZ; die Neumondsnacht ist also die vom 10./11. Februar, und da nach germanischer Rechnung die Nacht zum folgenden Tag gehört, so wird jener Mann bei eigener Beobachtung den 11. Februar als Neumondstag angesehen haben. Rechnet man nun in bürgerlicher Abrundung des Mondmonats auf 30 Tage den Beginn des nächsten Monats voraus, so kommt man auf den 13. März — wenn man nicht an den Schalttag denkt. Ein derartiger Rechenfehler liegt aber jedenfalls durchaus im Bereich der Möglichkeit für einen eingeborenen Gemeinderat des damaligen Heddernheim; und die Vorausberechnung war notwendig, wenn das fertige Denkmal auf den Tag geweiht werden sollte.

Wenn diese Inschrift ohne Fehler oder Ungenauigkeit den Frühjahrsneumond, d. h. den Neumond innerhalb des von mir bezeichneten Kalenderrahmens als Stiftungstag bezeichnen würde, so wäre mein Beweis der germanischen Natur unserer Juppitergigantensäulen zusammen mit dem früher von mir ausgeführten als vollständig und unwiderleglich anzusehen; es müßte ja dann zugegeben werden, daß mit dem Juppiter dieser Denkmäler und Inschriften nur der germanische Himmelsgott, mit Juppiter und Juno Regina dieser Inschriften nur das germanische Himmelsgötterpaar gemeint sein könne; denn für einen römischen Juppiter kann eine Beziehung zu diesem Frühjahrs-

Digitized by Google

neumond nicht gefunden werden, wohl auch nicht für einen keltischen jener Zeit, zumal ich beide schon aus anderen Gründen abgelehnt habe (JGS., S. 51ff., 70ff.). Der Beweis ist aber durch den Vergleich mit den drei anderen Daten gesichert: wenn diese als Stiftungstag eine Wintersonnenwende, einen Jahreszeitenanfang, wenn auch nach römischer Rechnung, einen Vorabend des römisch-germanischen Frühjahrsanfangs geben, so ist mit größter Wahrscheinlichkeit auch in dem vierten Datum ein für den Kreislauf des Jahres wichtiger Tag zu suchen, und es bleibt nur die Deutung auf den ungenau bestimmten Frühjahrsneumond. Meine Beweisführung und insbesondere die Deutung dieses letzten Datums wird aber gestützt durch die Stiftungstage verwandter Denkmäler, da ich auf diesen nicht nur ähnliche jahreswichtige Tage, sondern auch mindestens einen genau gerechneten Frühjahrsneumond nachweisen kann.

Man wird bemerkt haben, daß 3 von den 4 aufgeführten Inschriften das Kultbild dem Juppiter und der Juno Regina weihen. Von den 50 Weihinschriften, die wahrscheinlich zu Juppitergigantensäulen gehören, also solchen auf Viergöttersteinen, Wochengöttersteinen, Beialtären, ist die hälfte dem Juppiter allein, die Hälfte ihm mit Juno Regina gewidmet; nur einer dieser Steine, der außerhalb des Gigantensäulengebiets gefundene Wochengöttersteín von Agnin, Dep. Isére (Haug, Wd. Zeitschr. 9, 1890, S. 35, Espérandieu Recueil I 412) ist dem J. O. M. et caeteris dis deabusque geweiht. Es legt sich dadurch der Schluß nahe, daß Regina in unseren Gegenden die Übersetzung eines germanischen Namens oder Beinamens sein muß, wie schon JGS., S. 81 unter Beifügung weiterer Gründe ausgeführt ist, und weiter, daß Altäre des geschlossenen Gebietes der Gigantensäulen, also im ganzen des obergermanischen Gebietes, die dem Juppiter und der Juno Regina ohne Beisatz anderer Götter geweiht sind, demselben germanischen Götterpaar zugehören wie die Gigantensäulen, die dieses nennen; sie sind jedenfalls zum Teil als Beialtäre zu solchen Säulen anzusehen. Und was von den Gigantensäulen nach dem eben Gesagten selbstverständlich ist, daß nie ein exotischer Gott auf diesen stets oder fast stets nur Juppiter oder das Götterpaar nennenden Denkmälern mitgenannt ist, das gilt beachtenswerterweise auch von den Altären unseres Gebiets, die das Götterpaar nennen, wiewohl auf ihnen verschiedene Götter mitgenannt sind [1]).

Gewiß ist Regina auch echt römischer Beiname und gern gebraucht, wo die kapitolinische Trias genannt wird; wo diese in germanischem Gebiet

[1]) Daß nun für den Jagsthauser Altar C XIII 6559, Riese, 1949, 8 die Wahrscheinlichkeit wächst, daß in J. O. M. Jun. Reg. Marti et Herculi diis patriis dis deabusque omnibus die Worte dis patriis nicht andere Götter einführen, sondern Apposition sind zu den zwei letztgenannten oder zu allen vier, mag nebenbei bemerkt werden. Vgl. Haug-Sixt, Römische Inschriften in Württemberg², Nr. 454.

Digitized by Google

zusammen genannt wird, werden wir eine Beziehung auf germanische Götter von vornherein für unwahrscheinlich halten. In der Mitte stehen Fälle, wo das Götterpaar mit anderen Gottheiten als Minerva zusammen genannt ist; hier ist im allgemeinen die Möglichkeit nach beiden Seiten hin gleich; spezifisch-römische Gottheiten, die mitgenannt werden, lassen eher an das kapitolinische Götterpaar denken, lokale Gottheiten eher an das germanische; auch der Fall ist denkbar, daß ein Stifter sich an J. O. M. und Juno Regina wendet dem lokalen Gebrauch äußerlich folgend, aber ohne Verständnis für das Wesen der Gottheiten. Ich zähle sämtliche Altäre der beiden Germanien auf — aus den gallischen Ländern und aus Rätien kommt keiner in Betracht —, die mit bestimmtem Datum dem Götterpaar allein oder mit anderen Göttern geweiht sind, und beginne mit denen, bei denen eine Beziehung zu den germanischen Gottheiten unwahrscheinlich ist.

Der Altar von Xanten C XIII, 8625, Riese, 1350, ist von einem signifer der 30. Legion geweiht der kapitolinischen Dreiheit Juppiter, Juno Regina und Minerva auf den 1. Juli 239. Die Kalenden finden sich ziemlich oft als Weihetage für alle möglichen Götter (vgl. die Anm. S. 90), der erste jedes Kalendervierteljahrs mag allgemein als besonders wichtiger Tag erschienen sein; der Ort liegt, wie im allgemeinen ganz Untergermanien, außerhalb des Gigantensäulengebiets.

Der nur halb erhaltene Altar, in Ladenburg eingemauert gewesen, von Mainz stammend, C XIII, 6727, Riese, 294, ist geweiht an irgendwelchen Kalenden zwischen 292 und 305: In h. d. d. J. O. M. Junoni Reginae Minervae dis deabusque immortalibus pro salute et incolumitate dominorum nostrorum Diocletiani et Maximiani invictorum Augustorum et Constanti et Maximiani nobilium Caesarum civitas Mogontiacensis dedicante Aurelio Lau.. (viro clarissimo praeside) Germaniae superioris Kalendis..... Das ist eine hochoffizielle Weihung, in der wir kaum germanischen Einfluß suchen dürfen; leider fehlt der Monat.

Wieder den Ersten eines Kalendervierteljahrs gibt die Altarinschrift [1]) von Kastel C XIII 7266, Riese 2222: J. O. M. Junoni Reginae Aquilinius Paternus decurio civitalis Mattiacorum ex voto posuit l. l. m. Dedicata K(alendis) Oct. ter et bis cos, von Borghesi auf Philippus Vater und Sohn und das Jahr 248 bezogen; nichts Charakteristisches besagend; doch mag bemerkt werden, daß uns hier zum zweitenmal dieser Erste eines Kalendervierteljahrs begegnet.

Ein Altar von Altrip im Museum Speyer C XIII 6129, Riese 2983, ist auf 22. September 239 datiert: J. O. M. Jun. Reg. Reginius Potens votum

[1]) Schon nach den Maßen, Höhe 72, Breite 39, Tiefe 21 cm nach Becker, Katalog der Mainzer Inschriften 1875, Nr. 12, sicher ein Altar, nicht eine Basis; oben Ornamentreste, die den Altar sichern. Mitteilung von Herrn P. T. Keßler, Mainz.

Digitized by Google

solvit X. K. Oct. Gordiano Aug. et Aviola cos[1]). Die Herbsttagundnachtgleiche fiel in jener Zeit auf 23./24. September, im Jahre 239 genau auf die Nacht 23./24. September 4 Uhr morgens. Die Datierung führt entweder auf den Vorabend des wichtigen Tages, so wie die der Säule von Schierstein, oder, wenn wir es mit der schematischen Ansetzung auf X. Kal. zu tun haben, auf den Tag der Tagundnachtgleiche selber.

Auffallend häufig ist die Nennung von J. O. M. und Juno Regina auf obergermanischen Altären der aus der 8. und 22. Legion — die Legion ist nicht immer genannt — hervorgegangenen Beneficiarier, freilich meist zusammen mit anderen Göttern; wo das Götterpaar allein genannt ist, liegt eine Beziehung auf germanischen Kult um so näher. So bei dem Mainzer Altar C XIII 6716, Riese 1182: J. O. M. Junoni Reginae Aulus Mucatralis bf. legati legionis XXII p. p. f. Alexandrianae v. s. l. l. m. X. K. D(ecembres) Albino et Maximo cos., also vom 22. November 227. Das ist der Winterbeginn nach dem isidorischen System (JGS., S. 141), offenbar wieder mit jener schematischen Ansetzung. Jene Legionen wurden damals im allgemeinen in der obergermanischen Provinz selber ausgehoben, und ein Angehöriger der 22. Legion ist auch in den Inschriften der Gigantensäulen vertreten (Säule von Schierstein).

Ziemlich viele von diesen Beneficiarieraltären sind jenem Götterpaar geweiht, zusammen mit dem Genius loci allein oder mit noch anderen Göttern, darunter einige wenige mit bestimmtem Datum. Lehner, Führer durch die antike Abteilung des Museums Bonn 1915, S. 160, glaubt, im Rheinland stets einen einheimischen, dem Glauben der Einheimischen angehörigen Schutzgott unter diesem Genius vermuten zu dürfen. Für unsere Beneficiarieraltäre finde ich dafür eine Bestätigung in dem Umstand, daß er nie mit einem exotischen Gott — auch die Beneficiarier dieser Legionen sind nicht unberührt geblieben von orientalischen Religionseinflüssen, zumal sicher auch einzelne Nichtgermanen unter ihnen waren, siehe C XIII 6383 von Köngen[2]), 6623 von Obernburg, 6638 von Stockstadt — zusammen genannt wird, wohl aber mit dem gallischen oder gallogermanischen Mars Caturix (C XIII 6474 von Böckingen) und recht häufig mit Juno Regina.

[1]) Wahrscheinlich Beialtar einer Gigantensäule: 98 cm hoch, 48 cm breit, s. Steinsaal Speyer 1911, Nr. 158; nach Mitteilung von H. Dr. Sprater unten an der Basis 34 cm tief, Rückseite eine Ebene bildend ohne Vorspringen der Basis und des oberen Gesimses, also offenbar an eine Wand gestellt gewesen, wohl an die einer maceries (s. JGS., S. 85), nach Material und Fundort vielleicht zusammengehörig mit der Gigantengruppe JGS., S. 16.

[2]) Dieser Köngener Altar ist dem Juppiter Dolichenus geweiht; auch hier ist der Stiftungstag gegeben, aber vor IVL ist eine Lücke; es könnte das Denkmal des syrischen Himmelsgottes ganz wohl auf den längsten Tag, X. Kal. Jul., geweiht gewesen sein, wozu der Raum passen würde. Auf dem Dolichenusaltar von Mainz, C XIII 11812, Riese, 2150, ist als Tag der Weihung genannt X. K. Jun., ein Tag, mit dem die Sonne in ein neues Zeichen des Tierkreises tritt; vgl. das gleich nachher zu C XIII 6696 und dem Kalender von Grand Gesagte.

Digitized by Google

Keinerlei Zusammenhang mit dem Jahreslauf zeigt der Altar von Stockstadt C XIII 6635, Riese 1948, 20, jenen drei Gottheiten gestiftet von C. Julius Peregrinus bf. cos. pro se et suis, und zwar Mamertino et Rufo cos. VII. Kal. Augustas, also 26. Juli 182. Dem Geschlechtsnamen Julius nach handelt es sich wohl nicht um einen Mann, der aus dem eigentlich germanischen Rekrutierungsgebiet stammt, die Legion, aus der er hervorgegangen, gibt er nicht an; das Datum mag also mit der Ablösung von seiner Station zusammenhängen, eine Erklärung, die man all diesen Daten schon geben wollte.

Ähnlich liegt die Sache bei der nicht erhaltenen Mainzer Inschrift C XIII 6696, Riese 1180: (J. O. M.) Junoni Reg. et Genio loci L. Crescentinius Gratinus bf. legati v. s. l. l. m. dedic. X. Kal. Aug. Imp. domino nostro Antonino cos., also gesetzt auf den 23. Juli 218. Auf dem merkwürdigen Bronzekalender von Grand, C XIII 5955, der nach der ursprünglichen Bestimmung Cäsars (Plinius N. H. 18, 221, 246ff.) sämtliche Jahrpunkte auf a. d. VIII. Kal. setzt, sind die Tage a. d. VIII. Kal. sämtlicher Monate als die Tage, an denen die Sonne in ein neues Zeichen des Tierkreises tritt, hervorgehoben, und so mögen diese Tage, nach dem jeweiligen Sonnenstand schematisch rektifiziert, als wichtige Jahrtage angesehen worden sein. Etwas für unsere germanischen Götter Charakteristisches ist damit nur insofern gegeben, als sie mit dem Kreislauf der Sonne in Beziehung gesetzt werden.

Aber die Wintersonnenwende, der 23. Dezember 231, ist wieder gegeben auf der Inschrift von Amorbach C XIII 11771, Riese 773, Hock, Korr.-Bl. des Gesamtv. 1913, S. 112ff., wohl Bruchstück eines Altars: (J. O. M.) et Junoni Reginae Genio loci Concordiae beneficiariorum Germaniae superioris pro salute sua et suorum.... Petronius Senilis miles leg. VIII. Aug. bf. consularis v. s. l. l. m. X. Kal. Jan. Pompeiano et Peli(gniano cos.)[1]).

Das wichtigste Denkmal ist der Altar von Stockstadt C XIII 6637, Riese 775: J. O. M. Junoni Reginae et Genio loci L. Nobilius L.. us bf. cos. miles leg. VIII. Aug. statione prima pro se et suis omnibus v. s. l. m. Mamertino et Rufo cos. X. Kal. Mart. Das ist der 20. Februar 182, und auf diesen Tag, nachmittags 4 Uhr MEZ., fällt der Frühjahrsneumond, gerade

[1]) Auf dem Beneficiarieraltar von Stockstadt C XIII 6633, Riese 1948, 6: J. O. M. Junoni Reg. et Genio loci C. A.... Justus bf. cos. pro se et suis mil... m.. imp. Commodo tertium et Burro cos.... Oct., von 181, dürfte zu ergänzen sein: X Kal., also Herbsttagundnachtgleiche, wozu der Raum paßt. — Eine unmittelbare Parallele zu dem Datum von Amorbach gibt vielleicht die Inschrift von Petriana (?) C VII 882, Weihinschrift für J. O. M. und das Numen Augusti von der cohors II Tungrorum auf X. Kal. J... des Jahres 241; Domaszewski, Religion des römischen Heeres, S. 28, Anm. 119 meint, es sei das Datum der Entlassung der Veteranen und wahrscheinlich X. Kal. Jan. zu lesen. Ich kenne die Gründe nicht, warum Domaszewski den kürzesten Tag als Entlassungstag ansieht; ich möchte an das zähe Festhalten eben dieser Tungrer an ihrem heimischen Kult erinnern s. Domaszewski, a. a. O., S. 46 und es offen lassen, ob Jan. oder Jul. zu lesen ist, also das Datum der Winter- oder Sommersonnenwende.

Digitized by Google

noch innerhalb des von mir vermuteten Rahmens. Ich denke, dieser Stifter hat gut gemacht, was der Heddernheimer Gemeinderat vom Jahr 240 durch Ungenauigkeit gesündigt hat. Diese Genauigkeit kann Zufall sein; die Schwankungen in der Länge des synodischen Monats sind beträchtlich und bei ungefährer Vorausberechnung kann die folgende, germanisch zum folgenden Tag gehörige Nacht als Neumondsnacht, jener 20. Februar also als Vortag des Neujahrstags angesehen worden sein, so wie der Stifter der Schiersteiner Säule den Vortag feierte.

Halb als Anmerkung, halb als Stütze meines Beweises gebe ich hier noch zwei Inschriften mit merkwürdigen Daten. Die eine ist die eines Jagsthausser Beneficiarieraltars C XIII 11762 (6556), Riese 1949, 8 Anm. (mit der falschen Lesung von 6556), Haug-Sixt² Nr. 455; seine Hauptinschrift lautet: J. O. M. Junoni Reg. Genio loci L. Flavius Paternus bf. cos. v. s. l. l. m.; quer über die linke Nebenseite ist roh eingeritzt: III. Id. Mar. Damit haben wir jedenfalls ein Datum in dem oben bezeichneten Rahmen des Frühjahrsneumonds, und da wir nun mit Ausnahme eines einzigen Falles lauter mehr oder weniger wichtige Tage des Jahreslaufs auf diesen Altären des Götterpaars gefunden haben, ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß wir auch hier einen solchen Tag haben, eben den Frühjahrsneumond. Haug, a. a. O. vermutet wegen eines ähnlichen Altars desselben Stifters C XIII 6634, mit der Inschrift: J. O. M. Junoni Reginae Mercurio et Genio loci L. Fl. Paternus bf. cos. v. s. l. l. m. imp. Vero tertium et Quadrato cos., daß die Weihung jenes Altars um dieses Jahr 167, eher vorher, fällt; es wäre dann jener Frühjahrsneumond zu setzen auf 13. März 161 (9 Uhr abends MEZ.), nicht etwa 13. März 180; der 16. März (10 Uhr vormittags) des Jahres 169 und der 12. März (7 Uhr vormittags) des Jahres 172 kommen um so weniger in Betracht, als die eingeritzelte Inschrift offenbar nachträglich, also genau nach dem beobachteten Neumond angebracht wurde; hat er in germanischer Art die Nacht der Beobachtung zum folgenden Tag (14. März) gerechnet, so wollte er mit dem 13. März ebenfalls den Jahresschluß bezeichnen.

Eine genau datierte Inschrift gibt der Steinpfeiler vom Heiligenberg bei Heidelberg C XIII 6405, Riese 1780, Haug in: Fundstätten Badens II, S. 283f., deren Anfang fehlt: ...Ostiarius Stellatinianus, quem Q. Vei... Vetus (?) consularis pro sua benivolentia et sullicitudine probavit, commiliton(ibus) German(is) num(eri?) fecit; votum solvit l. l. m. VII. K(alendas) Marti(as) Fusco et Dextro cos. (nach Haug). Zangemeister Wd. Korr.-Bl. 1889, S. 86 denkt ihn dem Merkur gewidmet, wegen der sonstigen Merkurfunde dort; ich mache aufmerksam, daß das Objekt, vielleicht eine Kapelle, jedenfalls germanischen Kameraden gewidmet war, und der bezeichnete Tag, der 23. Februar 225, ist nach römischer Rechnung der Vortag vor dem Frühjahrsneumond, der auf 24. Februar abends 10 Uhr MEZ. fiel. Das schließt einen germanischen Merkur — mit dem Beinamen Cimbrius und

Digitized by Google

Cimbrianus wurde dort oben Merkur verehrt, C XIII 6402, Riese 3338, und Germania 1920, S. 83 — nicht aus, ich möchte aber eher an J. O. M. und Juno Regina denken[1]). Die Vereinigung von einheimischem Merkurkult mit dem Kult des Gigantenjuppiters ist uns ja gesichert durch die Funde auf der ebenfalls mit Ringwall versehenen Hohen Donne s. Germania 1918, S. 89ff.; vgl. JGS. S. 9, A.

Die Grenzen der germanischen Stämme im römischen Reich, vor allem einmal gegen die Kelten, zu bestimmen ist nicht leicht; die Freiheit der Auswanderung und Einwanderung war groß und wurde benützt, das erweisen die Inschriften, und Zugewanderte machen sich gern um die Einheimischen verdient durch Stiftung von Denkmälern. Man muß also von solchen Überbleibseln, Denkmälern im weitesten Sinn, ausgehen, die als Volksgewohnheit erscheinen. Derart sind die Juppitergigantensäulen, die überwiegend einer ländlichen Bevölkerung zugehören; sie kommen also für solche Abgrenzung in Betracht.

Ich will das an zwei Beispielen zeigen. Daß man sich bei der Helvetiereinöde des Ptolemäus nicht mit der Vorstellung beruhigen darf, es wäre das heutige Württemberg nach Abzug der Helvetier um 75 vor Chr. (Sundber. aus Schwaben 12, 1904, S. 101) eine Einöde geblieben bis zur Kolonisation durch die Römer, habe ich JGS. S. 55, Anm. 3 gezeigt; es ist darunter vielmehr, durch das Kartenzeichen des Tannenwalds auf der zugehörigen Karte deutlich gemacht, die Keuperwaldgegend zu verstehen, die der Alb nördlich vorgelagert

[1]) Gegenbeispiele, mit Kalendertag datierte Juppiteraltäre, auf denen Juno Regina fehlt, sind verhältnismäßig nicht häufig. Der Beneficiariersaltar von Cannstatt C XIII 6442 ist dem J. O. M., Genio loci et Fortunae, dis deabusque geweiht auf die Iden des Januars 223, also auf einen bemerkenswerten Tag, aber nicht einen für den Sonnenlauf bezeichnenden. Auf die Iden des August 178 ist J. O. M., Apollini et Dianae, dis deabusque omnibus geweiht der Altar 6630 von Obernburg. Der Altar eines Ziviliſten in Dijon, 5473, dem J. O. M. allein geweiht auf XV. Kal. eines in der Inschrift fehlenden Monats des Jahres 249 (der Frühjahrsneumond würde etwa auf den 1. März fallen). Auf dem Beneficiariersaltar von Stockstadt, 11791, fehlt der Anfang, der mindestens noch Juppiter nannte: dis deabusque omnibus et Genio loci geweiht an den Iden eines fehlenden Monats des Jahres 186; auf dem von ebenda, 11792, fehlt der ganze Eingang, Juppiter mag wohl genannt gewesen sein, Weihung an den Iden eines fehlenden Monats des Jahres 183 (der Frühjahrsneumond würde 186 etwa auf 7. März, 183 auf 11. März fallen). Aus Untergermanien: von Bonn 8015, dem J. O. M. et Genio loci dis deabusque omnibus von einem Beneficiarier geweiht auf 1. Sept. 252; 8016 Jovi O. M. Herculi, Silvano, Genio domus auf 1. Okt. 190; 8014 Jovi Conservatori auf 30. Okt. 201; bei Köln 8207, J. O. M. et Genio loci auf 31. Juli. Auf den Juppiter Dolichenus ist oben S. 97, Anm. 1 hingewiesen. — Bei Weihungen an andere Gottheiten finden sich des öfteren die Kalenden (7742 1. Nov., 6544 und 6549, bei welchen beiden die Gottheiten fehlen, ohne daß ein Grund vorhanden wäre an Juppiter zu denken, 1. Sept. und 1. Nov.), die Nonen (6385), die Iden (6437, 6592, 6629 mit dem eben genannten 6630 zusammengehörig, 6665, 11774), endlich andere Monatstage (5170, 6681, 6752, 6738, 6780 und 6785, auf welch beiden die Gottheiten wieder fehlen).

Digitized by Google

ist; die fruchtbaren Gebiete der Neckargegend mußten immer wieder bald Siedler anlocken. Wir haben aber bei Strabo, 4, 6, 9, S. 207 eine ausdrückliche Angabe über die Bevölkerung dieser Gegend: Zuerst kommt (nördlich der Alpen) jenseits des Rheins und jenes Sees (Bodensee?) ein mäßig hoher Bergzug, wo die Quellen des Ister sind, nahe den Sueben und dem Herkynischen Waldgebirge. Der Anfang des § 9 zeigt, daß die Stelle im Jahre 18 nach Chr. geschrieben ist, so daß man sie nicht ohne Gewalt auf die Markomannen beziehen kann, deren Auswanderung nach Böhmen Strabo kennt (7, 1, 3, S. 290). Nach Strabo 7, 1, 5, S. 292 sah Tiberius, nachdem er vom Bodensee aus eine Tagereise vorgedrungen war, die Quellen des Ister, d. h. offenbar seine bei Donaueschingen zusammenkommenden Quellflüsse und wohl auch die Quelle im Schloßgarten zu Donaueschingen, die heute als Donauquelle bezeichnet wird; dieser Scherz ist alt, wie Plinius N. H. 31, 25 zeigt. Wenn Tiberius diese Entfernung in einem Tag zurücklegt — es sind der Luftlinie nach 35 km —, so weist das auf gesicherte Verhältnisse; von Helvetien aus und durch Helvetier war offenbar dieses Gebiet unter dem Schutz der römischen Herrschaft wieder besiedelt worden, wie denn Juliomagus = Schleitheim auf eine Gründung schon zu Cäsars Zeit hinweist und Einzelfunde der Gegend der frühesten Kaiserzeit angehören. Bis zur Anlegung der Kinzigtalstraße um 73 nach Chr., die Straßburg mit Rätien verbinden sollte, ist offenbar die ganze Vorschiebung der römischen Grenzen in diesem Gebiet von Helvetien ausgegangen. Aber jenseits dieser Linie, also nördlich von Arae Flaviae = Rottweil, müssen wir an jene Sueben denken [1]). Denn es ist nicht römische Art gewesen Germanen zu vertreiben, wenn die Möglichkeit war, sie zu unterwerfen. Des Tacitus Angabe, Germ. 29, daß levissimus quisque Gallorum das Dekumatland besetzt habe, mag sich in erster Linie auf jenen südlichen, von Helvetien aus besetzten Teil beziehen; und daß auch weiter nördlich einzelne Gallier sich ansiedelten, ist durch Inschriften gesichert (Haug-Sixt, Nr. 127, 128, 359). Aber der Kern der Bevölkerung dürfte hier germanisch gewesen sein, wie denn auch der Ausdruck jenen Tacitusstelle: non numeraverim inter Germaniae populos nicht heißen kann, es hätten hier blos Gallier gewohnt, sondern nur besagt, es gehöre diese Bevölkerung im ganzen nicht so recht zu den Germanen. Und wirklich beginnt nicht eben weit nördlich von Donaueschingen, nicht schon mit Rottweil, wo nur ein stehender Juppiter mit Gigant gefunden wurde (Germania 1917, S. 102), wohl aber mit Rottenburg das geschlossene Fundgebiet der Juppitergigantensäulen.

Wie genau sich die Grenze zwischen den gallischen Raurakern und den germanischen Tribokern mit der Grenze des Juppitergigantengebiets deckt, habe ich JGS., S. 53f. gezeigt. Dagegen wissen wir nichts Bestimmtes über die

[1]) Die Bezeichnung Helvetiereinöde kann also nicht erst in dieser Zeit des Wiedervorrückens der Helvetier entstanden sein.

Digitized by Google

Germanengrenze im Westen der Triboker. Es findet sich hier auf den Sandsteinhöhen des Wasgenwaldes rings um Zabern und Dagsburg herum eine offenbar eigenartige Bevölkerung. Urmediomatrisch, d. h. von alten mediomatrischen Zeiten her hier sitzen geblieben, kann sie nicht sein; denn es findet sich nur die für die Gallier neumodische Brandbestattung. Diese Bevölkerung kann also, wenn sie keltisch ist, erst eingewandert sein in der späteren Latènezeit, oder sie ist germanischen Ursprungs. Die steinernen Hausgrabmäler, die sich hier so zahlreich finden, erweisen einen Kulturzusammenhang mit den Mediomatrikern; denn auch in und bei Metz wurden solche gefunden. Dieser Kulturzusammenhang gehört aber erst der römischen Zeit an und ist römischen Ursprungs; denn gerade die Funde von Metz und Sablon zeigen alle möglichen Übergangsformen zwischen der römischen reliefartigen Ädikula (Keune, Lothr. Jahrb. 18, 1906, S. 491ff.) und dem Haus mit langgestrecktem First (S. 498, besonders Abb. 21), und diese letztere Form ist dann in jenen Waldgegenden besonders beliebt geworden (S. 398ff.; weitere Literatur s. bei Schumacher, Besiedlungskatalog, S. 49, Behn, Präh. Zeitschr. 1919/20, S. 94ff.) und zwar in scheinbar recht primitiven Formen, die nachträglich wieder eine Verbindung mit der aufrecht stehenden Platte eingehen (Anzeiger f. els. Altertumsk. 1909, S. 69, Fig. 2 u. 6). Bei Herleitung von altererbter Volksgewohnheit müßte man annehmen, daß in älterer Zeit Holzblöcke in Form von Grabhäusern auf das Brandgrab gesetzt wurden (so Behn, a. a. O. S. 94), die ein Windstoß hätte mitreißen können, eine üble Sicherung des Grabes. In anderen Gegenden hat die Entwicklung des Grabsteines mehr oder weniger selbständig zu ähnlichen Formen geführt, vgl. Behn, S. 98f.; ich erinnere noch an die Grabhäuser von Rottenburg, die in einem Unterstock, bestimmt in den Boden eingelassen zu werden, die Asche enthielten (Haug-Sixt, Nr. 152 u. 152a). Und der mediomatrische Bürger Mogetius, Sohn des Meddilus, von Leimen, Amt Heidelberg (Fundstätten Badens II, S. 304), hat nicht das langfirstige Grabhaus, sondern die hausförmige stehende Platte als nationale Eigentümlichkeit, eine deutlich aus römischen Formen abgeleitete Übergangsform, die sich auch bei Metz findet. Gegen mediomatrische und für germanische Bevölkerung in jenem Waldgebiet spricht aber sehr lebhaft das häufige Vorkommen von Waffen als Grabbeigaben, ähnlich wie bei den ebenfalls Gigantensäulen errichtenden Treverern[1]), Lanzenspitzen, Hieb- und anderen Messern, Beilen, s. Keune, Lothr. Jahrb. 1906, S. 410f.; spricht ferner das Fehlen des

[1]) Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania S. 375 A. 1. macht auf Tacitus hist. 3,35 aufmerksam, wo zum Zweck von Verhandlungen zu den Galliern ein Häduer, also ein Gallier geschickt wird, zu den Germanen ein Treverer, also augenscheinlich ein Germane im Sinne des Tacitus-Plinius. Die Treverer sind auch die einzigen aus den tres Galliae, die unter den equites singulares vorkommen s. Pauly-Wissowa s. v.

Digitized by Google

für die Mediomatriker geradezu charakteristischen Eponakults, ebenda S. 411; und spricht vor allem der Umstand, daß ein neues Vordringen der Mediomatriker in diese Waldgegenden nach Osten hin in augusteischer Zeit — auf ältere weisen keine Funde — recht unwahrscheinlich ist, da wir in einer Periode des Vordringens der Germanen gegen Westen stehen. Und wenn sich diese Bevölkerung nach den Funden auch von den Tribokern absondert, so ist eher an einen kleinen germanischen Stamm zu denken, der hier in diesem Waldgebiet — die Siedlungen sind heute vielfach wieder vom Wald bedeckt — in früher römischer Zeit mit römischer Bewilligung angesiedelt wurde [1]). Aus den Namen der Grabinschriften einen Gegenbeweis zu entnehmen, geht nach unserem heutigen Vermögen, zwischen germanischen und gallischen latinisierten Namen zu unterscheiden, nicht an; rein keltische Personennamen finden sich bei den germanischen Grenzvölkern schon recht früh als offenbare Entlehnungen s. Kossinna, Der Ursprung des Germanennamens in: Beitr. zur Gesch. d. d. Spr. u. Lit. 20, 1895, S. 278; Drexel zeigt Germania 1920, S. 83, daß die überwiegende Zahl der Dedikanten des Heiligenbergs bei Heidelberg mit seinem Kult des Mercurius Cimbrius oder Cimbrianus dem Namen nach romanisierte Kelten zu sein scheinen, und doch handelt es sich offenbar um eine germanische Gottheit und um das Stammesheiligtum der Suebi Nicretes. Dazu kommt, daß in Siedlungen städtischen Charakters wie Zabern sich handeltreibende gallische Elemente einmischen. Jene selbe Gegend hat nun eine Reihe von Juppitergigantensäulen oder Teilen von solchen geliefert, und bei diesen ist es ganz deutlich, daß sie, an der südöstlichen wie der nordöstlichen Peripherie des Mediomatrikergebiets sich findend, den Kern desselben vollständig umgehen, JGS. S. 58 u. 161.

Es gilt also weiterzusuchen, wieweit sich das Gebiet germanischer, besonders mittelrheinisch-germanischer Eigentümlichkeiten mit dem Gebiet der Juppitergigantensäulen deckt.

---

[1]) Man kann an die Caeracates denken, die Tacitus hist. 4, 70 als Bundesgenossen der Treverer zweimal nennt, zusammen mit Vangionen und Tribokern, das einemal zwischen den beiden, das andere Mal hinter beiden. Es müssen diese ein kleines, keine eigene civitas bildendes Volk irgendwo am Rand jener bekannten Germanenstämme sein; eine civitas — die Gründung neuer, verhältnismäßig kleiner civitates in den germanischen Provinzen gehört späterer Zeit an — würde Tacitus in der Germania und wohl auch Ptolemäus nennen. Schumacher, Mainzer Zeitschr. VIII/IX, 1913/14, S. 110 sucht sie weiter nördlich in Gegenden, die keine so ausgeprägte Sonderkultur zeigen.

Digitized by Google

Das Haus zu Tösta.

Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des nordischen Hauses.

Von Nils Åberg, Upsala.

Mit 5 Textabbildungen.

Auf dem Hofe Gryt unter Tösta, Ksp. Hölö, Södermanland, Schweden, wurden im Sommer 1919 vorgeschichtliche Hausüberreste von ganz sonderbarer Art angetroffen. Die Fundstätte liegt in einer sattelförmigen Senkung zwischen zwei Anhöhen. Gegen Norden wird sie begrenzt von einer waldigen Berghöhe, die in einen ausgedehnten Wald übergeht. Südlich liegt eine Klippe, die etwa 100 m in das offene kultivierte Feld hinausragt. Der Kamm der Fundstätte läuft nord-südlich, ungefähr der Linie 21 der Plankarte Abb. 1 entlang. Von da aus fällt das Gelände östlich und westlich, anfangs sanft, danach steiler. Nach beiden Richtungen ist offenes und kultiviertes Feld in einer Entfernung von etwa 100 m vorhanden.

Die fraglichen Altertümer, die von der Bevölkerung nicht beachtet zu sein scheinen, wurden durch einen Zufall entdeckt. Der Boden der Fundstätte war mit Wald und Dickicht bewachsen und sehr moosig. Aus einem Gebüsch von jungen Fichten blickte indessen die westliche Spitze der schiffförmigen Steinsetzung hervor, und dieser Umstand führte zur Entdeckung der fraglichen Altertümer. Nachdem der Boden von Gebüsch und Bäumen gesäubert worden war, konnte man die schiffförmige Steinsetzung sowie die Steinsetzung nördlich davon und den größeren Teil der moosigen Hausüberreste unterscheiden. Ganz unter der Erde versteckt waren noch die nordöstlichen Grundmauern, die beiden Steinkisten, sowie die runde Steinsetzung in Südwest.

Die Ausgrabung nahm sofort ihren Anfang, und durch Wegschaffen von Moos, Humus und einem Netz von Wurzeln wurden allmählich die in der Abb. 1 wiedergegebenen Altertümer, die unmittelbar auf der Moräne ruhten, bloßgelegt [1]). Die Altertümer bestehen aus zwei dicht aneinander liegenden

[1]) Auf dem Plane sind einige Baumstümpfe durch konzentrische Kreise mit Radien angegeben.

Digitized by Google

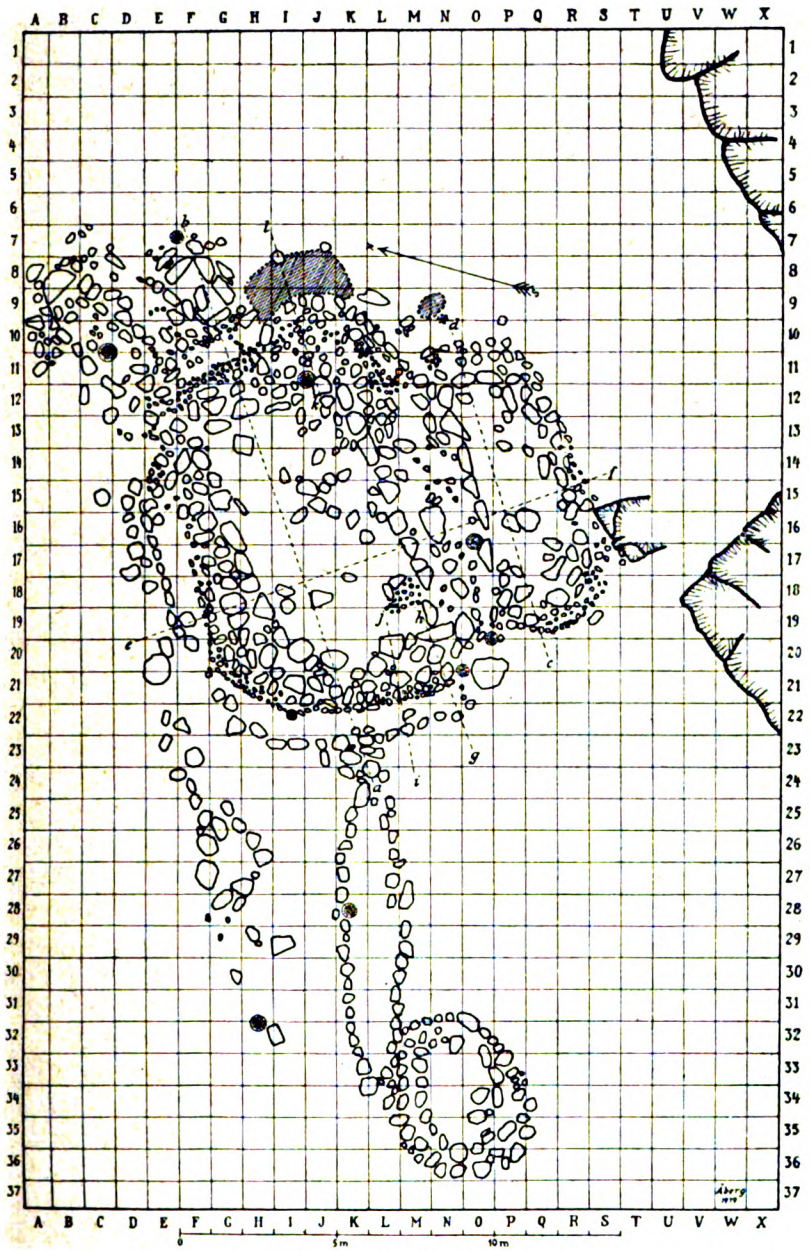


Abb. 1.

Hausüberresten, zwei rechteckigen Steinkisten im Nordosten sowie im Südwesten, einer schiffförmigen Steinsetzung, einer runden Steinsetzung und einer unregelmäßigeren Steinsetzung, welche gegen Südwesten hin mit dem Bauta-

Digitized by Google

steine HJ 32 endet. Wir wollen mit der Beschreibung der eigentlichen Hausüberreste anfangen.

Die Grundmauern der Häuser sind nicht kalt gemauert, sondern bestehen nur aus einer Steinschicht, die auf der Moräne ruht. Das größere Haus besitzt einen annähernd ovalen Umkreis — Maße: 12,5 × 8,5 m — mit einem Zimmer in Größe von 8 × 4,5 m. Die Grundmauern sind von erheblicher Dicke, etwa 2 m, und senken sich im allgemeinen etwas nach außen. Die größten Steine liegen nach dem Zimmer zu und sind mit flachen Innenseiten versehen. Nach außen werden die Steine kleiner, und ganz zu äußerst liegt eine Packung von kleinen Steinen. Diese Steinpackung ist auf der südwestlichen Kurzseite, von N 21 um die Ecke bis G 20, am sorgfältigsten ausgeformt. Von da ab wird sie der Längsseite entlang etwas undeutlicher, tritt indessen auf der nordöstlichen Kurzseite und der Ecke K 10 L 11—12 herum wieder gut hervor.

Außerhalb der Steinpackung und parallel mit derselben läuft in einer Entfernung von etwa 0,5 m eine Reihe mittelgroßer und dicht aneinander liegender Steine. Die Steinreihe tritt auf der südwestlichen Kurzseite und der nordwestlichen Längsseite am deutlichsten hervor. Auf der nordöstlichen Kurzseite kommt sie nicht zum Vorschein. wohl wegen des dortigen Auftretens der beiden Steinkisten, wird aber längs der östlichen Ecke von J 19 bis M 11 wieder deutlich. Bei M 11 ist festgestellt worden. daß der Schlußstein dieser Reihe unter einem dem kleineren Hause angehörenden Steine lag.

Das kleinere Haus ist von derselben Form, obwohl etwas schmäler als das größere; die Länge beträgt kaum 10 m, die Breite etwa 4 m. Auch die Grundmauern sind von derselben Beschaffenheit obwohl etwas einfacher. Nach innen liegen die großen Steine mit der flachen Seite gegen das Zimmer zu. nach außen geht die Mauer in eine Packung von kleinen Steinen über. Die äußere Steinreihe tritt indessen hier nicht auf. Das eigentliche Zimmer ist durch Entstellung etwas unregelmäßig geworden und die Kurzseiten sind abgerundet. Die gegen das Zimmer gerichteten flachen Steinseiten treten am deutlichsten auf der nordwestlichen Längsseite und der nordöstlichen Kurzseite hervor.

In dem kleineren Zimmer kamen einige unregelmäßig verteilte Steine von zum Teil ansehnlicher Größe vor. Auch in dem größeren Zimmer fanden sich planlos zerstreute Steine [1]), hauptsächlich in der östlichen Ecke. Außerdem bemerkt man hier eine das Zimmer schief durchkreuzende Steinreihe, von G 13 bis K 16. Beim ersten Anblick machte diese den Eindruck, als sei sie absichtlich gelegt, um eine Aufteilung des Zimmers in zwei Stuben zu ermöglichen. Eine solche querlaufende Wand erscheint indessen sehr unangebracht, und des-

[1]) Der runde Stein IJ 20 liegt mit seiner Oberfläche unbedeutend höher als der Fußboden.

Digitized by Google

halb ist vielleicht wahrscheinlicher, daß die reihenähnliche Gruppierung der Steine nur einem Zufall zuzuschreiben ist.

Bei der Bloßlegung des Fußbodens der beiden Zimmer wurde zuerst das Moos, der Humus und etwas Kies weggeschafft. Darunter ruhte eine ziemlich feste Schicht von Moränenkies mit zahlreichen kleineren Steinen gemischt. Ob diese Steine mit Absicht dort gelegt waren, um den Fußboden fester zu machen, oder ob sie als natürliche Bestandteile der Moräne zu betrachten seien, konnte nicht mit Sicherheit entschieden werden. Auf jeden Fall dürfte die bloßgelegte Fläche den Fußboden oder die natürliche Unterlage desselben gebildet haben. Mit Ausnahme einer Anzahl kleinerer Probelöcher, wurde die Abdeckung nur bis zu diesem Fußboden ausgedehnt. Die Profile Abb. 2 sind erst nach der Abdeckung gezogen worden.

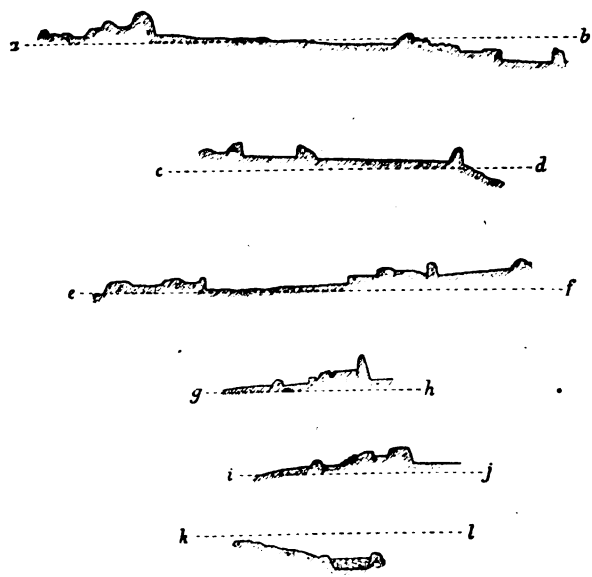


Abb. 2. Profile (Größe wie bei Abb. 1).

Aus den Profilen a—b und c—d geht hervor, daß der Fußboden der beiden Zimmer gegen Nordosten schwach abfällt, dabei der natürlichen Neigung des Geländes folgend. Das Profil e—f zeigt auch, daß das kleinere Zimmer etwas höher liegt als das größere.

Bei der Bloßlegung der beiden Zimmer wurden übrigens keine besonderen Beobachtungen gemacht. Es wurden keine Pfostenlöcher oder dgl. angetroffen, auch keine Kulturüberreste, keine Spur von Kohlen, keine Andeutungen von Herden. Während der ganzen Ausgrabung des Fundplatzes fanden sich keine Kulturüberreste, weder alte noch moderne, also nicht einmal ein eiserner Nagel, eine Glasscherbe oder ein Stückchen Ziegelstein.

Obwohl also die beiden Zimmer weder Kohlen noch Überreste von Herden enthielten, haben beide indessen Feuerherde besitzen müssen, da sich zwei Gruben mit Herdschutt und zerbrannten Steinen außerhalb der nordöstlichen Giebel befanden. Die Aschengrube des größeren Hauses liegt unmittelbar außerhalb der äußeren Steinreihe zwischen H 9 und K 8; sie enthielt blauschwarzen Schutt mit zahlreichen zerbrannten Steinchen gemischt, dagegen

Digitized by Google

keine Kulturüberreste. Der Schutt, dessen Mächtigkeit sich in der Mitte auf 40, an den Seiten auf 20 bis 25 cm belief, ruhte auf einer unberührten Schicht von weißgelbem, feinem und festem, etwas tonigem Sand. Nach den Seiten zu war der Schutt scharf begrenzt, woraus deutlich erhellt, daß er in eine zu diesem Zwecke gegrabene Grube geworfen worden ist. Die zum kleineren Hause gehörende Aschengrube MN 9 war weniger umfangreich und der Schutt war von geringerer Mächtigkeit.

Unmittelbar an dem nordöstlichen Giebel des größeren Hauses fanden sich zwei ungefähr rechteckige Kisten, gebildet von Steinplatten mit den flachen

Abb. 3. Die Fundstätte von Westen aus gesehen. Thordemann, Photo.

Seiten nach innen. Am besten bewahrt ist die kleinere Kiste F 8—9 G 9, deren innere Ausmaße 1,60 × 1 m betrugen. Sie enthielt Kies bis zu einer Tiefe von 40 cm; darunter fand sich derselbe weißgelbe Sand wie in der nahgelegenen Aschengrube. Die Höhe der Steinplatte FG 8 beträgt 60 cm. Die größere Kiste B 9 C 10 E 11 besteht aus kleineren Steinen, welche durch Baumwurzeln zum Teil aus ihrer ursprünglichen Lage verschoben worden sind. Die inneren Maße betragen etwa 3,75 × 1,20 m. Der äußere Giebel besteht aus einem bodenfesten Steine mit der flachen Seite nach innen. Die Kiste wurde bloßgelegt, der zahlreichen Baumwurzeln wegen jedoch nicht ausgegraben. — In dem Profile a—b erscheint die kleinere Kiste ganz rechts.

Digitized by Google

An der entgegengesetzten Kurzseite des größeren Hauses fanden sich Steinsetzungen anderer Art. Von dem Punkte KL 23 in der äußeren Steinreihe geht in südwestlicher Richtung eine gut ausgebildete schiffförmige Steinsetzung von einer Länge von 10,5 m, Breite von 2 m an der Mitte. Am südwestlichen Ende wird die schiffförmige Steinsetzung durch eine runde Steinsetzung von etwa 5 m Breiten-Durchmesser berührt. Beide Steinsetzungen ruhen unmittelbar auf der Moräne. Die Ausgrabung derselben war ohne Erfolg.

Unmittelbar außerhalb der äußeren Steinreihe bei D 15 fängt eine Steinsetzung an, die mit gewissen Unterbrechungen in südwestlicher Richtung sich

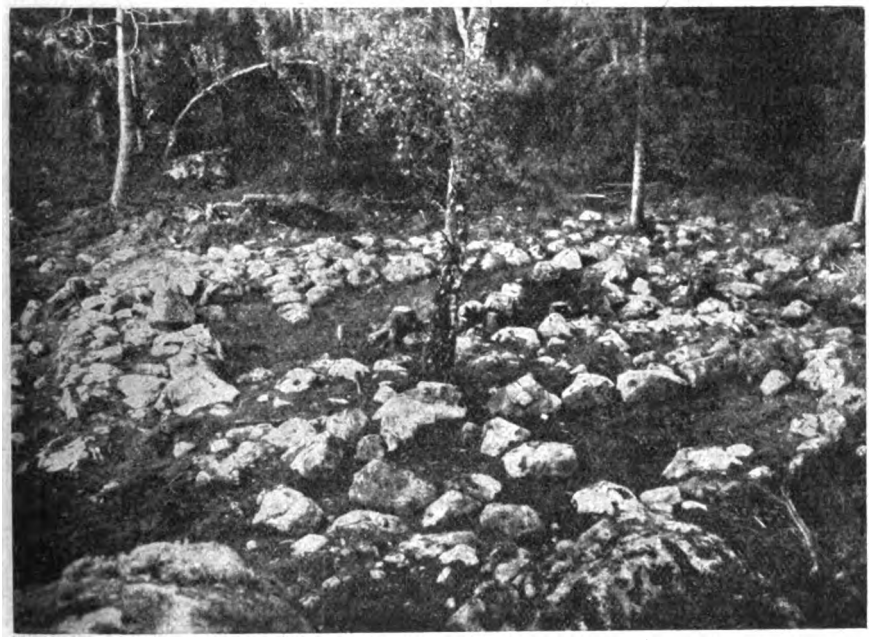


Abb. 4. Die Fundstätte von der Klippe im Süden aus gesehen. Thordemann, Photo.

verfolgen läßt. Bei E 22 verzweigen sich die Steine; die größte Breite findet sich in den Vierecken G 27 und H 26; danach scheint die stark beschädigte Steinsetzung wieder schmäler zu werden und keilt gegen den Stein HJ 32 aus. Vielleicht (?) dürften wir es hier mit den fragmentarischen Überresten einer schiffförmigen Steinsetzung von ungefähr derselben Größe und Gestalt wie die naheliegende zu tun haben. Auf jeden Fall indessen ist der Stein HJ 32 ein errichteter Bautastein von annähernd parallelepipedischer Form und den Maßen 1,15 × 0,69 × 0,43 m. Der Stein ist von einer Kiefer halb umgestürzt, die an der nördlichen Seite desselben emporgewachsen ist. Die oberirdische höhe des Steines beträgt 0,75 m.

* * *

Digitized by Google

Die oben beschriebenen Altertümer sind so eigenartig, daß man erst nach neuen Funden ähnlicher Art sie in ihre richtige Kulturumgebung einzupassen vermögen wird. Wir wollen uns deshalb nicht auf allzu weitschweifige Vermutungen einlassen, sondern uns darauf beschränken, einige allgemeine Gesichtspunkte hervorzuheben.

Die schiffförmige sowie die runde Steinsetzung sind unzweifelhaft als Gräber zu betrachten; ob wirkliche oder Kenotafe, mag dahingestellt bleiben. Dasselbe dürfte wohl auch der Fall mit den Steinkisten im Nordosten sein. Diese Gräber sind mit den Grundmauern der Häuser so innig verbunden, daß sie unmöglich früher als diese haben angelegt worden sein können. Sie müssen also zu einer Zeit entstanden sein, wo die Häuser schon standen oder nachdem sie zerstört worden waren. Aus diesem Grunde, sowie dem Aussehen der Grundmauern nach zu urteilen, sind die fraglichen Altertümer vorgeschichtlich. Ob sie der Wikingerzeit oder einer noch älteren Zeit angehört haben, ist indessen schwer zu entscheiden, da keine chronologisch verwertbaren Funde gemacht worden sind.

Die Grundmauern des größeren Hauses besitzen im Verhältnis zu dem von ihnen eingeschlossenen Raume eine außerordentliche Dicke. In dieser Hinsicht können sie mit dem Hause von Håga [1]) oder den gotländischen „Kämpagrafvar" [2]) verglichen werden. In anderen Hinsichten dagegen weichen sie von dieser ab. Die Grundmauern der „Kämpagrafvar" bestehen aus Erdwällen, die entweder mit Feldsteinen und Kalksteinplatten gemischt sind oder auch eine kalt gemauerte Kalksteinmauer einschließen. Das Haus von Håga ist aus steingemischten Erdwällen gebildet Hier tritt indessen, wenigstens auf gewissen Punkten, eine Art Steinpackung in der Oberschicht des Walles auf, wodurch eine gewisse Ähnlichkeit mit den hier beschriebenen Altertümern entsteht.

Wie bei Håga fehlt den Grundmauern der beiden Häuser jede Spur von Eingangsöffnung. Diese hat also ganz oberhalb der Grundmauern liegen müssen. Dasselbe ist der Fall bei einigen der gotländischen „Kämpagrafvar".

Gräber aus der unmittelbaren Nähe von Hausüberresten sind auf Gotland nicht unbekannt. Bei Mattsarfve, Ksp. Hörsne wurden in einer Entfernung von etwa 10—20 m von einem „Kämpagraf" mehrere Grabhügel sowie eine undeutliche schiffförmige Steinsetzung angetroffen [3]). Zwei kleine Steinkisten fanden sich dicht an der Grundmauer zweier „Kämpagrafvar" von Rings, Ksp. Hejnum [4]). Eine so innige Verbindung vorgeschichtlicher Gräber und

[1]) Almgren, Kung Björns hög och andra fornlämningar vid Håga, Stockholm 1905.
[2]) Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademiens Månadsblad 1886, S. 97, 145; 1888, S. 49, 97.
[3]) Månadsbladet 1886, S. 97.
[4]) Månadsbladet 1888, S. 50 und 109.

Digitized by Google

hausüberreste wie die bei Tösta ist indessen aus anderen Plätzen, sei es auf Gotland oder auf dem schwedischen Festlande, unbekannt.

Über das Aussehen der fraglichen Häuser ist es sehr schwer eine klare Vorstellung zu bekommen. Möglich ist indessen, daß die Kurzseiten steile oder etwas nach innen geneigte Giebel aus stehendem Holz mit Flechtwerk von Reisig oder dgl. bildeten und daß das Dach fast oder ganz bis zum Boden hinablief, wobei es unmittelbar auf den Grundmauern der Längsseiten oder möglicherweise auf einem niedrigen Bette von liegendem Holz ruhte. Ein derartiges fast oder ganz bis zu den Grundmauern hinablaufendes Dach nimmt Almgren für das Haus von Håga an. Dieselbe Dachbauart findet sich in dem Schiffe von Gokstad [1]), in dem der frühen Bronzezeit angehörenden Grabhügel von Leubingen [2]) und bis zu unseren Tagen ist sie auf Island, in der schonischen Badstube oder „Brydestua" (Abb. 5) [3]) und auch anderswo in Skandinavien bewahrt.

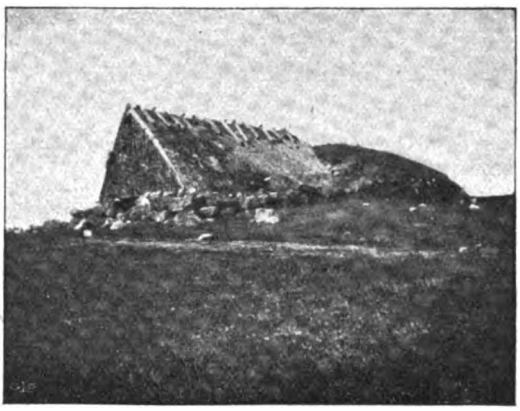


Abb. 5. Schonische Badstube aus Ksp. Eljaröd.

Gegen die Annahme von wirklichen Giebeln spricht indessen der Umstand, daß die Ecken der Grundmauern stark abgerundet sind, und daß die äußere Steinreihe der Rundung folgt und auch auf der Kurzseite erscheint. Denn hätte die Steinreihe dem äußeren Rande des Daches entlang gelegen — und dies ist wohl anzunehmen —, hätte sie auf den Kurzseiten fehlen müssen, wenn senkrechte Giebel vorhanden gewesen wären. Wahrscheinlicher ist deshalb ein von Thordeman ausgesprochener Gedanke, daß das Dach ein Walmdach gewesen sei.

Eine andere wichtige Frage, die sich an die fraglichen Altertümer anknüpft, ist die Entstehung der Stubeneinteilung des Hauses. Stubeneinteilung entsteht, teils wie in den „Kämpagrafvar" durch Abbalkungen in dem von den Grundmauern umschlossenen Zimmer, teils auch dadurch, daß zwei Häuser mit je einem Zimmer aneinander gelegt werden einer Längs- oder Kurzseite entlang. Diese schmelzen somit allmählich zusammen und werden zu einem Hause mit zwei Stuben. Die fragliche Entwicklung ist von mehreren Forschern hervorgehoben worden. Wir können zum Beispiel den folgenden Ausspruch

[1]) Gustafson, Norges oldtid, Kristiania 1906, Abb. 569.

[2]) Jahrsschr. f. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder, Bd. V, 1906, Taf. 1.

[3]) Lithberg, Den skånska gården (Svenska Turistföreningens Årsskrift 1919).

Digitized by Google

von Lithberg [1]) anführen: „In Skandinavien hat die Entwicklung eigene Wege eingeschlagen. Wie hinsichtlich des mittelschwedischen Bauernhauses wiederholt betont worden ist, hat dieses sein jetziges Aussehen dadurch bekommen, daß mehrere kleine Häuser aneinander gereiht worden sind, wobei sie allmählich zu einem zusammenhängenden Ganzen verwachsen sind. Die gewöhnliche schwedische Bauernhütte mit einer Vorstube in der Mitte, einer Wohnstube an der einen Seite derselben und einer Gaststube an der anderen, ist dadurch entstanden, daß zwei kleinere Häuser mit je einem Zimmer zu einem größeren mit mehreren Stuben verwachsen sind. Dieses Zusammenbauen kleinerer Häuser zu größeren Komplexen ist im Norden einzigartig [2]). Aber auch hier hat man in den westlichen und östlichen Teilen Skandinaviens verschiedene Bahnen eingeschlagen. Innerhalb des ersteren Gebietes hat man regelmäßig die Häuser den Längsseiten entlang zusammengefügt. Dies ist der Fall auf Island, und diese Bauweise hat man, wie Funde aus alten Zeiten zeigen, bei der Auswanderung aus Norwegen mitgebracht. In den östlichen Teilen Skandinaviens wurden die Häuser den Kurzseiten entlang zusammengefügt."

Wenn also die beiden Häuser von Tösta dieselbe Dachbauart gehabt haben, die oben geschildert worden ist, haben sie offenbar nicht die unmittelbare Vorstufe des Hauses mit Stubeneinteilung darstellen können. Denn jenes fordert Wand gegen Wand, in diesem Falle aber wäre der Berührungspunkt nur der äußere Rand der Dächer oder möglicherweise die niedrigen Holzbetten, auf denen die Dächer ruhten. Eine Vorstufe fraglicher Art ist also hier nicht vorhanden. Dagegen haben die Hausüberreste wohl einer solchen Übergangszeit angehören können, wo die Entwicklung vorwärts tastete und man ein bißchen hin und her versuchte. Dabei fehlte — was leicht verständlich ist — gewissen Kombinationen größere Entwicklungsfähigkeit, weshalb sie von selbst abstarben, während dagegen andere, die eine solche besaßen, weiter fortlebten. Gehören nun die Hausüberreste von Tösta einer solchen Gärungszeit an, wird man sie schwerlich als älter denn die Wikingerzeit ansehen können.

Die beiden Häuser von Tösta sind mit den Längsseiten gegeneinander zusammengeführt, und gewähren in dieser Hinsicht gewisse Ähnlichkeit mit den Verhältnissen auf Island [3]). Die westnordische Hauskombination ist also auch in den östlichen Teilen Skandinaviens vertreten gewesen. Dies ist auch, wie unten gezeigt wird, nicht unverständlich.

Die verschiedenartige Entwicklung der Haustypen im östlichen und westlichen Skandinavien scheint Lithberg, nach dem obigen Zitate zu urteilen, als Parallelerscheinungen aufzufassen. Es scheint mir aber, als seien die Ver-

[1]) a. a. O., S. 67.

[2]) Gegen diese Auffassung spricht sich Thordeman (a. a. O., S. 280, Anm. 2) aus.

[3]) Bruun, Fortidsminder og nutidshjem paa Island, Kopenhagen 1897.

Digitized by Google

hältnisse etwas andersartig gewesen. Bei der Kombination zweier oder mehrerer Häuser des Typus von Tösta lag es am nächsten, die Häuser den Längsseiten entlang zusammenzuführen. Die Eingänge verlegte man da in die aneinander stoßenden Giebel, wodurch man den leichtesten Verkehr zwischen den Häusern erhielt. Zwei solche Häuser mit den Giebeln aneinander zu legen wäre aber sinnlos, da man ja das eine Haus von unbegrenzter Länge machen konnte. Weder das Material noch die Bauweise hinderte dies.

Ganz anders gestaltete sich indessen das Verhältnis bei den gezimmerten Blockhäusern, denn bei diesen war die Länge des Hauses von der Länge des Holzes bedingt. Bei diesen lag es deshalb am nächsten, die Häuser so zu vereinigen, daß die Eingangsgiebel gegeneinander kamen und zwar so dicht aneinander, daß sie nur durch einen schmalen Gang getrennt blieben. Dadurch wurde der Verkehr zwischen den beiden Häusern am einfachsten. Und darauf konnte man den Gang überbauen, wodurch die Häuser allmählich verwuchsen, so daß ein Haus mit zwei Stuben und mit Eingang auf der Längsseite, wo der ehemalige Gang ausmündete, entstand.

Nun soll eben, nach Thordemans Ansicht [1]), das gezimmerte Blockhaus ursprünglich in den ausgedehnten Nadelholzgegenden Osteuropas entstanden sein, und von hier aus soll es sich gegen Westen verbreitet haben und in Skandinavien eingezogen sein. Hierdurch scheint mir die Entwicklung deutlicher hervorzutreten als mit der bloßen Annahme von Parallelerscheinungen. Das Verhältnis würde demnach folgendes sein: Die westnordische Hausvereinigung herrschte anfangs in allen Teilen Skandinaviens, wo überhaupt Hausvereinigungen zu der fraglichen Zeit stattfanden. Der Fund von Tösta zeigt uns, daß sie auch an der Ostseeküste vorgekommen ist. Seitdem hat die fragliche Hausvereinigung in Westskandinavien weitergelebt und bis auf unsere Tage auf dem baumlosen Island. In dem östlichen Skandinavien dagegen wurde der alte Haustypus von dem von Osten kommenden Blockhause verdrängt, und damit siegte ein ganz neues Konstruktionsprinzip.

Wann dieses neue Prinzip zuerst anfing sich geltend zu machen, ist schwer festzustellen. Seit uralten Zeiten dürften Hütten oder Häuser aus stehendem Holz, wie es die Hausurnen [2]) zeigen, und solche mit Dachkonstruktion, wie in dem Schiffe von Gokstad oder dem Grabe von Leubingen, Seite bei Seite fortgelebt haben. Die Vorbilder der Hausurnen waren Hütten mit leichter Dachbedeckung und im allgemeinen von schlanker Bauart. Vielleicht bot ihr Konstruktionsprinzip gewisse Schwierigkeiten bei einer Entwicklung zu größeren und gegen die Witterung gutgeschützten Häusern, und vielleicht mußten sie deshalb dem anderen Haustypus weichen, der die Möglichkeit zum Wachsen hatte und gleichzeitig mit Leichtigkeit die steigende

[1]) Thordeman, Förhistoriska hustyper i Norden (in Studier tillägnade Oscar Almgren 9. 11. 1919, Stockholm 1919).

[2]) Vgl. Thordeman, a. a. O., S. 271.

Digitized by Google

Schwere tragen konnte, ohne daß Konstruktionsveränderungen nötig waren. Es ist deshalb nicht unwahrscheinlich, daß gerade dieser Haustypus, der leicht wachsen konnte, ohne seine Standfestigkeit und seine gegen kalte und rauhe Witterung schützenden Eigenschaften zu verlieren, allmählich der herrschende im Norden wurde.

Zu diesem Grundtypus scheinen mir die gotländischen „Kämpagrafvar" gezählt werden zu müssen, sowie auch die Häuser von Håga und Tösta, die schonischen Badstuben und das isländische Haus. Es ist mir schwer verständlich, daß die gotländischen „Kämpagrafvar" auf das gezimmerte Blockhaus zurückgehen könnten [1]), da sie solchenfalls so gut wie alle die besonderen Eigenschaften ihres Vorbildes verloren haben müßten, um auf einheimische und uralte Konstruktionsprinzipien zurückzugreifen. Die Ausdehnung des „Kämpagrafs" in der Längsrichtung liegt nicht im Prinzipe des Blockhauses, auch nicht die Dachkonstruktion; das einzige wären vielleicht die Giebel und die Bedeckung des Eingangsgiebels („svale"). Wir dürften also wenigstens sagen können, daß die „Kämpagrafvar", falls sie überhaupt von dem osteuropäischen Blockhause beeinflußt worden sind, nicht imstande waren, diese neuen Anregungen fruchtbringend zu machen.

Die Einflüsse, welche möglicherweise durch die Vermittlung der „Kämpagrafvar" Skandinavien erreicht haben, haben also nicht die große Verschiedenheiten der Entwicklung im Osten und Westen hervorrufen können. Der Siegeszug des Blockhauses in Ostskandinavien ist wahrscheinlich jüngeren Datums. Und das Neue hat sich sicherlich nicht gleich bei den Prachtbauten durchgesetzt, sondern ist auf einer mehr bescheidenen Stufe geblieben. Es entwickelten sich kleine, einfach gezimmerte Holzhäuser; diese schlossen sich in kleinen Bauernhofanlagen zusammen; so wurden zwei solche kleine Häuser mit den Eingangsgiebeln gegeneinander zusammengeführt; diese verwuchsen allmählich und auf solche Weise entstand die erste Bauernhütte eines moderneren Typus.

Das Haus von Tösta aber gehört der in Ostskandinavien ausgestorbenen Bauart an.

[1]) Vgl. Thordeman, a. a. O., S. 273.

Digitized by Google

Ein Burgwall bei Polzin Kr. Belgard, Pommern.

Von Paul Schumacher, Präparandenlehrer in Weißenfels a. Saale.

Mit 1 Textabbildung.

Bericht über die Untersuchung des Burgwalls im Polziner Stadtforst am Mittwoch, den 12. Juni 1918.

Der Burgwall liegt 3,5 km Luftlinie südlich der Stadt im gemischten Bestande des Stadtwaldes, 158 m über N. N. Er ist in einstündigem Fußmarsch auf der Chaussee Polzin-Falkenburg und später abzweigend davon auf einem malerischen, schluchtenreichen Waldwege bequem zu erreichen.

Da der Polziner Stadtforst in früheren Zeiten bis an die Stadt heranreichte, so ist die heute noch sehr versteckte Lage des Burgwalles einstmals noch verborgener gewesen. Dieser Umstand allein läßt schon vermuten, daß wir es mit einer „Fliehburg" im Sinne von K. Schumacher-Mainz[1]) zu tun haben. Zudem ist der Ringwall von Norden, Westen und Osten her unzugänglich, weil er auf einer halbinselartigen Höhe gelegen ist, die sich 63 m über die Talsole des „Kleinen Kunterbaches" erhebt. Dieser landzungenartige Vorsprung kommt zustande durch die Vereinigung des eben genannten Baches mit einem ihm von links zufließenden anderen Wasserlaufe. Dadurch ist der Ringwall nur von Süden her leicht zugänglich.

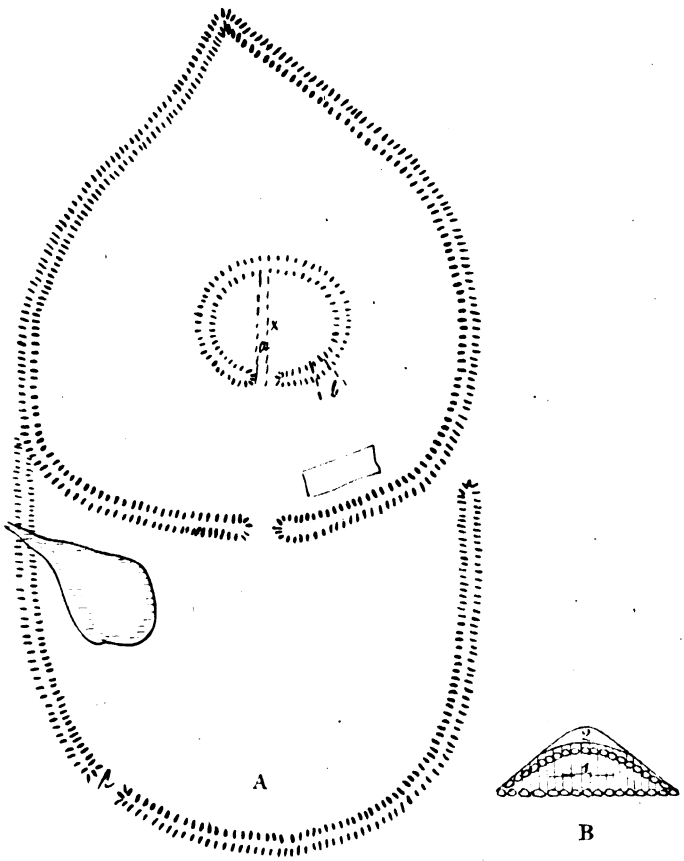
Die Wallanlage ist ganz andersartig als die der sonstigen in Pommern und dem übrigen Ostdeutschland bekannten Ringwälle. Um einen ovalen inneren Ring, dessen lange Achse[2]) von Westen nach Osten 17 m mißt, und dessen kurze Achse 14,5 m lang ist, schließt sich ein größerer äußerer Ring, der sich in seiner Form nach W, N, O an die Umrisse der Landzunge anschmiegt. Der südliche Teil des äußeren Walles bildet die etwas geschwungene Grundlinie des so entstandenen Dreiecks, dessen Spitze nicht genau nach N

[1]) K. Schumacher-Mainz, Beiträge zur Besiedelungsgeschichte des Hunsrücks usw. Prähist. Zeitschr. VIII. Bd., S. 125/152.

[2]) Messungen von Wallkrone zu Wallkrone.

Digitized by Google

zeigt, sondern nach NNW abweicht[1]). Diese Spitze ist vom inneren Ring 34 m entfernt. Im N beträgt die Entfernung der beiden Wallkronen voneinander 27 m und im W noch 24 m. Den geringsten Abstand haben die Ringe im O. Hier beträgt der Wallkronenabstand nur 17 m, während er im



A. Burgwall im Polziner Stadtforst. Gesamtanlage. Maßstab 1 : 1000. B. Profil des inneren Ringes. Maßstab 1 : 200.
× Eiche, ☐ Schutzhütte, a Untersuchungsgraben, b Anschnitt im SO, c Wegeinschnitt, ○○○ Pflasterung, 1 und 2 Kulturschichten.

S noch 19 m groß ist. Für die Umfänge ergeben sich folgende, auf der Wallkrone ermittelte Maße: innerer Ring 70 m, äußerer Ring 135 m.

Im Laufe der Zeit sind beide Ringwälle sehr stark beschädigt und abgetragen worden. Namentlich der äußere Wall hat besonders gelitten. Er ist stellenweise bis auf den Grund zerstört. Nur an einzelnen Punkten ist noch die ursprüngliche Form und Höhe der Wälle zu erkennen. Die Messungen an diesen

[1]) Siehe Zeichnung.

Digitized by Google

Stellen ergaben für beide Wälle eine schräge Höhe von durchschnittlich 3 m. Der innere Ring geht an zwei Punkten mit 4 m und 5 m über diesen Durchschnitt hinaus. Der Böschungswinkel ist bei beiden Wällen gleich und beträgt 35°. Dies ist ein Mittelmaß, wie ich es auch an den meisten der von mir gemessenen Ringwälle in der Provinz Posen feststellen konnte. Die Breite der Wallsohle wurde beim inneren Ring mit 4,5 m, beim äußeren Ring mit 7 m festgestellt. Im S haben beide Wälle einen Eingang von je 2½ m Breite. Sie sind aber wohl neuerdings angelegt, denn die vorgenommenen Ausgrabungen ergaben am inneren Ring, daß das Steinpflaster, auf dem der Wall aufgebaut ist, auch im Eingang etwa 1½ m breit unberührt lag. Das nach O hin fehlende eine Meter ist wohl bei der Herstellung des Eingangs beseitigt worden.

Der ovale innere Ring ist mit einem Graben umgeben, der heute zum Teil eingeebnet ist durch die Aufforstung, Anlage einer Schutzhütte usw. Auch der äußere Ring hat an seiner zugänglichen Südseite einen Wallgraben. An den übrigen Seiten liegt er fest am Steilhang. An ihn legt sich, an den Ecken im SO und SW beginnend, ein Vorwall an, der halbmondförmig nach S vorschwingt[1]). Er ist durch mehrmalige Aufforstung (heute ist er mit Jungholz bestanden) an seinen Ansatzstellen und weiterhin fast ganz eingeebnet, so daß sein Verlauf nur durch genaueste Beobachtung festzustellen war. Nur in der Mitte, genau südlich der Hauptwälle, erhebt er sich noch zu seiner ursprünglichen, ganz beträchtlichen Höhe. Seine Wallkrone liegt hier etwa 1½ m höher als die Kronen der Hauptwälle und so hoch, daß man von ihm einen guten Einblick in die Hauptwallanlage hat. Auf der Wallkrone gemessen hat der Vorwall einen Umfang von 145 m, sein senkrechter Abstand vom äußeren Hauptwall beträgt im S 42 m. Böschungswinkel und schräge Höhe lassen sich nicht genau mehr feststellen, da auch an der höchsten Stelle der Wall durch Anlage von Fußsteigen in seiner Form verändert wurde. An der SW-Ecke umschließt der Vorwall eine kleine Wasserkaule, die vom Grundwasser gespeist wird und sich neuerdings durch den hier nur mehr sehr niedrigen Vorwall einen Abfluß geschaffen hat. An der SO-Ecke ist die Anschlußstelle des Vorwalls an den Hauptwall durch einen angelegten Fußsteig ganz beseitigt. Die Sohlenbreite des Vorwalles beträgt an der breitesten Stelle etwa 16 m.

Zur besonderen Durchforschung der Wallanlage ließ ich durch den Kessel im inneren Hauptwall in N-S-Richtung einen 1 m breiten Graben ziehen. Dieser führte hart an einer neuerdings gepflanzten Eiche in der Mitte des Kessels vorbei in den Eingang im S des Walles. Dabei wurde im Eingang das schon erwähnte Steinpflaster bloßgelegt. Es besteht, wie die später im Kessel aufgedeckte Pflasterung, zumeist aus kopfgroßen unbehauenen Feldsteinen. Ein senkrechter Anschnitt der Wallenden am Eingang, sowie ein zu

[1]) Siehe Zeichnung.

Digitized by Google

Dreiviertel ausgeführter Durchschnitt im SO des inneren Ringes erzielten das überraschende Ergebnis einer weiteren Steinpflasterung, die sich bogenförmig durch den ganzen Wall hinzieht[1]). Eine Bepflasterung der Wallberme ist bisher von ostdeutschen Ringwällen noch nicht bekannt geworden. Der Polziner Burgwall steht damit vorläufig noch vereinzelt da. In dem SO-Einschnitt trat auch das Pflaster auf der Wallsohle wieder zutage. Daher ist anzunehmen, daß der ganze innere Wall auf einem solchen Pflaster ruht. Da der äußere Ring ebenfalls Steinpflasterung auf der Berme hat (ob er auch Pflasterung unter der Sohle aufweist, habe ich bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit durch Grabung nicht feststellen können), so ist anzunehmen, daß beide Wälle zur selben Zeit von demselben Erbauer aufgeführt wurden.

Der innere Ringwall besteht aus lockerem Sand, der aus der nächsten Umgebung genommen worden ist, so daß bei der Aufhöhung des Walles gleichzeitig der umgebende Graben entstand. Innerhalb der Steinpflasterung liegt eine etwa 2 cm dicke Kulturschicht, aus schwarzer Buchenholzkohle bestehend. Scherben waren in ihr, wie auch im Sande des Walles nirgends zu finden; überhaupt wurden die zur richtigen Datierung der Anlage so nötigen Scherben nirgends aufgegraben.

Über der Pflasterung der Berme liegt an den unbeschädigten Stellen noch eine Sandschicht von etwa 35—40 cm Dicke. In ihr findet sich eine weitere Kulturschicht, wiederum schwarze Holzkohle, etwa 20 cm über der Pflasterung liegend und an einigen Stellen auf der Wallkrone zutage tretend, sonst aber noch 10—15 cm unter ihr verlaufend.

Auch im Kessel wurden bei der Aushebung des Grabens zwei Kulturschichten ohne Scherben gefunden. Die obere liegt nur 20 cm unter der heutigen Oberfläche des Kessels in tonigem, eisenhaltigen Sand. Die zweite Brandschicht liegt 65 cm tief. Beide sind annähernd von der gleichen Mächtigkeit, etwa 2—2½ cm dick. In der Tiefe dieser unteren Kulturschicht wurde, 4,50 m vom nördlichen Innenrande des Walles entfernt, ein Steinpflaster aufgedeckt, das sich 1,80 m weit nach O und 1,15 m nach S erstreckt. Die Ecken an der Ostseite sind abgestumpft. Trotzdem die Steine oberflächlich in der Höhe der Kulturschicht liegen, zeigen sie doch wenig harte Brandspuren. Auch fanden sich in der Umgebung keine Knochenreste, obgleich diese Pflasterung doch wohl eine Herdstelle gewesen ist, die allerdings, dem Charakter der ganzen Anlage als „Fliehburg" entsprechend, nur selten und wenig benutzt wurde. Unter der unteren Kulturschicht liegt stark eisengängiger grauer Ton.

Das Vorhandensein einer oberen Kulturschicht bedeutet eine zweimalige Besiedelung. Wie lang der Zeitabschnitt ist, der zwischen beiden Besiedelungen lag, ist bei dem Mangel an Scherbenfunden nicht festzustellen.

[1]) Siehe Profilzeichnung.

Digitized by Google

Doch vermute ich, daß die obere Kulturschicht im Kessel und im inneren Wall identisch ist mit einer ebensolchen schwarzen Buchenholz-Kohlenschicht in der gleichen Dicke, die sich im Vorwall findet und die im SO desselben an einem Wegeinschnitt bloßgelegt wurde. Sie ist die einzige Kulturschicht in diesem Vorwall, der sich sonsthin von den Hauptwällen dadurch unterscheidet, daß er nicht auf einem Steinpflaster ruht, auch nicht von einem solchen bedeckt wird, sondern eine einfache Sandaufschüttung ist, wie sie von den vielen Ringwällen slawischen Ursprungs bekannt ist. An der Innenseite des Vorwalles liegt auf der schwarzen Brandschicht eine unten 110 cm breite und 60 cm dicke rotbraune Aschenschicht. Der Umstand, daß auf dem bedeckenden Steinpflaster der Hauptringe eine 35—40 cm dicke Sandschicht aufgelagert ist, legt die Vermutung nahe, daß die Erbauer des Vorwalles, als sie die vorgefundenen Ringwallanlagen durch diesen vergrößerten, die Hauptwälle mit Sand erhöhen als auch im Ansehen dem Vorwall angleichen wollten. Durch die Anlage des Vorwalles wurde die ursprüngliche „Fliehburg" um ein gutes Stück vergrößert. Diese Vergrößerung, die klugerweise eine Wasserstelle in den Wall einbezog, konnte nur von einem Volke vorgenommen werden, das beabsichtigte, den Ringwall als dauernde Wohnstätte zu benutzen. Die Mächtigkeit der rotbraunen Aschenschicht an der Innenseite des Vorwalles, sowie die Ähnlichkeit dieses Vorwalles mit den bekannten slawischen Ringen läßt den Schluß zu, daß die letzten Benutzer des Polziner Ringwalles die volkreichen Slawen waren, die eine Vergrößerung der Anlage wohl nötig hatten. Vielleicht finden sich im Zwischenraum zwischen Vor- und Hauptwall die bisher vermißten Scherben, die allein Aufschluß geben können über Zeit, Dauer und Volk der Besiedelungen.

Zu erwähnen ist noch, daß die ausgegrabenen Stellen wieder zugeworfen und in den früheren Zustand versetzt wurden.

Digitized by Google

III. Aus Museen und Vereinen.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Zweiggesellschaft Berlin.

Am 11. Dezember 1920 veranstaltete die Berliner Zweiggesellschaft im Universitätsgebäude einen Sitzungsabend, bei dem zwei größere Vorträge stattfanden.

Zunächst sprach Bergrat Dr. Heß von Wichdorff über das Thema, mit dem er bei der Hauptversammlung im April d. J. wegen der Fülle der damaligen Vorträge nicht mehr hatte zu Wort kommen können: Krantas und Jurabecken in Ostpreußen; veraltete Anschauungen der Geologie und Vorgeschichte. Der Vortrag ist in diesem Hefte (oben S. 41ff.) abgedruckt worden.

Dann hielt der Vorsitzende Geheimrat Kossinna einen sehr fesselnden Vortrag über den Namen „Germanen". Er ging aus von dem 2. Kapitel der Germania des Tacitus über die Entstehung der Germanen-Namens und übersetzte diese berühmte Stelle mit kleinen verdeutlichenden Ergänzungen in folgender Weise: „Einige Schriftsteller versichern folgendes: Der Name Germanen sei jung und erst neuerdings (den alten einheimischen Namen) hinzugefügt worden, da anfangs nur diejenigen, die zuerst den Rhein überschritten und (dort) die Gallier vertrieben hätten, nämlich die jetzigen Tungern, damals Germanen hießen. Auf diese Weise habe ein Name, der bloß Stammesname, nicht Volksname gewesen sei, allmählich seine Geltung derart erweitert, daß das (rechtsrheinische) Gesamtvolk zuerst nach dem Sieger (nämlich dem kleinen linksrheinischen Germanenstamm) aus banger Furcht (der besiegten Gallier und nur von diesen), späterhin auch von sich selbst (d. h. von dem Gesamtvolk) mit dem ihm von außen beigelegten Namen „Germanen" benannt wurde." Tacitus selber ist nie in Germanien gewesen, er hat seine Nachrichten aus dem Werk „Germanische Kriege" des älteren Plinius, daneben aus Livius' römischer Geschichte entlehnt, deren Nachrichten wieder auf den griechischen Geschichtsschreiber Timagenes (20 vor Chr.) zurückgehen.

Zu Timagenes' Zeiten war die Übertragung des Stammnamens Germanen auf das Gesamtvolk erst „neu". Aber in dem Berichte Caesars über seine gallischen Kriege vom Jahre 58 und in einer Nachricht des Kimbernhistorikers Poseidonios um 80 vor Chr. haben wir den Beweis, daß diese Übertragung bereits zu deren Zeit vollzogen war. Bei Tacitus um 100 nach Chr. heißt der linksrheinische Germanenstamm bereits Tungern, nicht mehr Germanen. Aber bei Caesar 160 Jahre vor Tacitus heißt er noch linksrheinische Germanen. Diese saßen von Köln bis Namur an der Maas und noch darüber hinaus. Der Name Tungern ist keltisch, ein Beweis, daß sich die Germanen nur als oberste Herrenschicht über die Kelten gelegt hatten. Der Name Germanen für die belgischen Maasgermanen war nach Caesars Unterjochung derselben allmählich verschwunden. Die Übertragung des Germanennamens auf das rechtsrheinische Gesamtvolk hatte im Munde der keltischen Belgier wohl bald nach der Eroberung des linksrheinischen Gebietes durch die Maasgermanen eingesetzt, überdauerte als römische Bezeichnung des Gesamtvolkes der Germanen viele Jahrhunderte und verliert sich in der Literatur erst, um den Namen der Alamannen, Franken usw. Platz zu machen.

Digitized by Google

Nun vermag die Archäologie uns Antwort zu geben, wann etwa jener kleine Germanenstamm zuerst den Rhein überschritten hat. Am Ende der Bronzezeit (um 750 vor Chr.) reichte die Westgrenze der Germanen bis an die untere Lippe. Im 7. und 6. Jahrhundert vor Chr. strecken die Germanen ihre ersten Fühler an den Niederrhein aus, erreichen die Wuppermündung und überschreiten den Rhein.

Was bedeutet nun aber der Name Germanen? Die neuzeitlichen Humanisten zum größten Teil erklärten ihn für römisch, denn es gebe ja ein lateinisches Wort germanus, das „sproßhaft", „stammhaft", „echt" bedeutet, doch ist diese Annahme Torheit nach allem, was wir über den geschichtlichen Ursprung des Germanennamens wissen. Die „Keltomanen" unter den Erforschern des Germanennamens, wie Caspar Zeuß, Jakob Grimm, Karl Müllenhoff usw., halten nicht bloß den Namen Germanen für keltisch, sondern auch den kleinen Stamm der Maasgermanen selbst. Zeuß übersetzt den Namen nach keltisch ger (nahe) als Nachbarn, Grimm nach keltisch garm (Geschrei) als Schreier, Henning nach einem thrakisch-phrygischen Wort germ mit warm, da er denselben Wortstamm auch den Kelten zuteilt; doch lautet das entsprechende keltische Wort für „warm" nicht germ, sondern borm, das in Bormio, in Worms und in Wurmbach bei Aachen (heiße Quellen) noch heute fortlebt. Alle diese Deutungen sind abzulehnen. Ebenso die früheren laienhaften Deutungen aus dem Germanischen: Germanen = Ger-Männer, was aber im Altertum Gaisomani gelautet haben müßte; desgleichen Germanen = Wehr-Männer, was vielmehr Variomani hätte heißen müssen. Noch törichter ist, Germanen als gebrende Männer zu deuten. Dagegen hat W. Wackernagel schon vor 70 Jahren formal den richtigen Weg gefunden, indem er den Namen entstehen ließ aus einer Zusammensetzung von ga und irman, nur hat er irman falsch als Volk übersetzt, also ga-irmans als Volksgenossen. Das Richtige hat erst im letzten Jahre R. Much gesehen: german ist tatsächlich Zusammenziehung von ga-erman, aber erman bedeutet nicht Volk, sondern, wie Karl Müllenhoff erwiesen hat, „hoch", „erhaben", griechisch ὄρμενος (Partizip), dann gewaltig, allgemein, gesamt. Unter germanischen Personennamen erscheint erman in Ermanrich, Ermenwalt, Erminhildis, Erminberga, Ermingabis. Dieselben Zusammensetzungen finden sich nun mit Germen, Germening, Germenhildis, Girminburg. Es gibt auch eine germanische Göttin Garmangabis, bezeugt auf der Inschrift eines Altars, den friesische Reiter aus Twenthe (in Holland) 240 nach Chr. in England errichtet haben. Diese Garmangabis ist die Allgeberin.

Die Silbe Ga (= lat. con) hat in Zusammensetzungen den Vokal oft eingebüßt, nicht nur vor Konsonanten, wie in Gleis, Glück, gleich, Glauben, Gnade, Graf, sondern auch vor Vokalen, wie in Gau und Gunst. Germanos, woraus die Römer Germani machten, bedeutet also die Gesamten, wie die Alamannen.

Wie die Wissenschaft kämpfen muß, um dem Deutschtum diesen Namen als geistiges Eigentum sicherzustellen!

Prof. Dr. Conrad Paape.

•

Die **erste Sitzung im dreizehnten Vereinsjahre** fand am **31. Mai 1921** im Universitätsgebäude statt. An die außerordentlich zahlreich erschienene Versammlung richtete der Vorsitzende Geheimrat Kossinna etwa folgende Ansprache:

„Ich eröffne die Sitzung, indem ich die so zahlreich erschienenen Mitglieder und Gäste begrüße, an erster Stelle und besonders herzlich den Redner des heutigen Abends Herrn Universitätsprofessor Dr. Pedro Bosch-Gimpera, das in Europa am weitesten entfernt von uns wohnende unserer Mitglieder. Herr Professor Bosch weilt jetzt nicht zum ersten Male in Deutschland: schon 1913 und 1914 war er als junger Doktor in Berlin, um deutsche Wissenschaft nicht nur aus Büchern, sondern an ihrem Herde in mündlicher Mitteilung kennen zu lernen. Als Teilnehmer auch für den Winter 1914/15 hatte er sich zu meinen archäologischen Übungen angemeldet. Der Ausbruch des Krieges hielt ihn dann von noch-

Digitized by Google

maliger Rückkehr hierher ab. Doch hatte ich persönlich die Freude, auch während der letzten sieben schweren Jahre ständig mit meinem katalonischen Freunde in brieflichem Verkehr zu bleiben. Die Einrichtung des Professorenaustausches, die sich Amerika gegenüber als eine vollkommene Verfehlung erwiesen hat, ist jetzt mit den uns befreundeten Völkern Europas, im Verein mit einem Studentenaustausch, wieder aufgenommen worden und verspricht hier bessere Erfolge. Und diese Einrichtung hat uns das Glück verschafft, unseren alten Freund, der mittlerweile in Barcelona längst ordentlicher Professor, dem Namen nach für alte Geschichte, tatsächlich aber für Vorgeschichte, geworden ist, wieder unter uns begrüßen zu können. Die Freude unserer Gesellschaft ist um so größer, als wir damit Gelegenheit haben, unsere Dankbarkeit und unsere Gegenliebe für die so freundschaftliche Gesinnung des gesamten spanischen Volkes zu bekunden."

„Manches unserer Mitglieder denkt vielleicht: die iberische Halbinsel sei heute zwar nicht schwer erreichbar für uns, in der grauen Zeit der Vorgeschichte wäre sie aber doch für Mitteleuropa sicher so abgelegen gewesen, daß damals nicht der geringste kulturelle Verbindungsfaden zwischen beiden Gebieten bestanden habe, und da könne die spanische Vorgeschichte doch nicht viel Wichtiges für unsere eigene Vorgeschichte bieten. Eine solche Anschauung wäre völlig verfehlt. In der gesamten Vorgeschichte ist Mittel- und Westeuropa ein untrennbar zusammengehöriges Ganzes. Nicht nur während der Eiszeiten, sondern auch während der jüngeren Perioden, so in der Völkerwanderungszeit, in der Latènezeit und besonders auch in der jüngeren Steinzeit. Hier kann allein die westeuropäische Vorgeschichte, wenn sie erst so klar daliegen wird, wie unsere schon so tief erforschte mittel- und nordeuropäische, das Rätsel lösen, aus welchem Herde sich in frühneolithischer Zeit jene Stammesgruppe ablöste, die dann an der Ostsee zum indogermanischen Urvolk erwuchs. Nur die iberische und französische Vorgeschichte kann uns über die Westnachbarn der Indogermanen aufklären, wie wir über ihre Nord- und Ostnachbarn, nämlich die Vorfinnen und Urfinnen, bereits durch die deutsch-nordische Forschung aufgeklärt worden sind. Nur die iberische Forschung kann uns darüber aufklären, woher die Iberer gekommen und wie weit sie einst nach Norden vorgedrungen sind; ferner was für ein Volk sich hinter den Leuten der Glockenbecherzivilisation verbirgt, die von Mittelspanien einst durch Südostfrankreich über das Oberrheingebiet nach Mitteleuropa sich ausbreiteten. Doch über die kulturellen Fernwirkungen von Spanien her soll schon in nächster Woche ein anderer ausländischer Forscher uns einen Vortrag halten. Professor Bosch will heute nur die vor- und frühgeschichtlichen Zivilisationen der iberischen Halbinsel selbst schildern, wahrlich an sich schon ein gewaltiger Stoff."

„Lange war die Erforschung dieser Zivilisationen auf Portugal beschränkt, allmählich griff auch Spanien ein und 1886 taten dasselbe die Franzosen, zuerst Cartailhac in Toulouse: sind doch die Provenzalen den Katalanen so nah verwandt, daß man sie als ein und dasselbe Volk betrachten muß, weit näher als den staatlich mit ihnen verbundenen Nordfranzosen. Dann kamen die wallonischen Gebrüder Siret mit ihren berühmten Ausgrabungen in der südostspanischen Provinz Almeria; dann Pierre Paris, endlich Déchelette."

„Unter diesen Portugiesen, Spaniern, Südfranzosen, Wallonen stand der deutsche Forscher Emil Hübner, der bekannte Berliner Gelehrte, ganz vereinsamt da mit seiner Arqueologia en España (Barcelona 1883). Ebenso unser Vorstandsmitglied Bezzenberger mit seiner Erforschung der Balearen. Die Scheidewand zwischen spanischer und deutscher Forschung wurde eigentlich erst entfernt durch unser Vorstandsmitglied Georg Wilke, der in seinem Buche über „Südwesteuropäische Megalithkultur" (Würzburg 1912, Mannusbibliothek) zum ersten Male die Methoden der neueren deutsch-nordischen Forschung auf die Steinzeit der iberischen Halbinsel anwandte. Dann kam das Werk des Erlanger Professors Schulten über seine von 1905—1913 sich erstreckenden Ausgrabungen von Numantia, die für die frühesten geschichtlichen Zeiten Spaniens besonders aufklärend wirkten. Und nun

Digitized by Google

war die unmittelbare Drahtleitung zwischen spanischer und deutscher vorgeschichtlicher Archäologie ein für allemal hergestellt."

Nach diesen Begrüßungsworten an Professor Bosch machte der Vorsitzende noch einige geschäftliche Mitteilungen, so über die Mannusbibliothek, die einen unerhörten Aufschwung nimmt, da sie nicht wie bisher jährlich 1—2 Bände liefert, sondern in diesem Jahre es auf mindestens 7, vielleicht sogar auf 10 Bände bringen wird, von denen bisher Bd. 21 (Jahn, Der Reitersporn), Bd. 25 (Lienau, Vor- und Frühgeschichte von Frankfurt a. d. Oder) und Bd. 26 (Kossinna, Die Indogermanen I) erschienen sind, ungerechnet die neue, 3. Aufl. von Bd. 9 (Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte). Über das Wachstum der Hauptgesellschaft konnte der Vorsitzende ebenfalls erfreuliche Mitteilungen machen, da die Mitgliederzahl neuerdings auf annähernd **470** gestiegen ist.

Es folgte nunmehr der Vortrag des Dr. Pedro Bosch-Gimpera, Professor der Vorgeschichte an der Universität Barcelona: Die Folge der vor- und frühgeschichtlichen Kulturen auf der iberischen Halbinsel. Wir bringen keine Inhaltsangabe darüber, da der Vortrag im nächsten Mannushefte im Wortlaut mitgeteilt werden wird.

Die 2. Sitzung des 13. Vereinsjahres, die am **11. Juni 1921** im Universitätsgebäude stattfand, wurde vom Vorsitzenden Geheimrat Kossinna mit etwa folgender Ansprache eröffnet:

„Unser Gruß gilt zuvorderst dem Redner des heutigen Abends, unserem schwedischen Mitgliede Herrn Dozenten Dr. Åberg aus Upsala. Was ich in voriger Woche von Professor Bosch-Gimpera bemerkte, trifft ebenso auf Dozent Åberg zu: auch er hat sich an der altberühmten heimischen Schulung, zu Upsala und Stockholm, nicht genug sein lassen, sondern fand schon vor mehr als einem Jahrzehnt den Weg zu deutscher Wissenschaft und kam, damals noch Student, zum Studium nach Berlin. Seitdem haben wir oft die Freude gehabt, ihn wiederzusehen, wenn er auf seinen so zahlreichen Museumsreisen durch Mittel- und Westeuropa hier Halt machte. Dozent Åberg hat unsere Wissenschaft schon mit einer großen Zahl trefflicher Werke beschenkt, die für uns um so schwerer wiegen, als sie sich zum großen Teil auch mit deutscher Vorgeschichte beschäftigen. Zweien Perioden hat Åberg sein eingehendstes Studium zugewandt, der neolithischen und der Völkerwanderungs- nebst Merowingerzeit, ohne aber andere Perioden, wie die Bronzezeit (vgl. Kalmar Läns Bronzezeit, Kalmar 1915), darüber zu vernachlässigen. Der Zeit der germanischen Völkerwanderungen gewidmet ist eine vortreffliche, ganz neuen Stoff verarbeitende Studie „Ostpreußen zur Völkerwanderungszeit" (Upsala 1919), eine andere handelt über „Das germanische Sternornament" auf Silberarbeiten des 4. und 5. Jahrh. nach Chr. (Antikv. Tidskr. f. Sverige 21, 3, 1918). — Und auch jetzt wieder befindet sich Dozent Åberg auf dem Wege nach Süddeutschland und der Schweiz, um die Eigenheit der merowingischen Kultur der Franken und Westgoten in Frankreich durch Aufdeckung ihrer Gegensätze zu den Kulturen der oberrheinischen Stämme, Franken wie Alemannen und Baiern, schärfer und klarer bestimmen zu können."

„Aber heute werden wir es mehr mit der Steinzeit zu tun haben. Und auf diesem Gebiete hat Åberg bahnbrechend gewirkt zunächst durch sein eindringendes Studium der westeuropäischen Kulturen, wie es schon seine vorzügliche Dissertation „Studien über die jüngere Steinzeit im Norden und in Westeuropa" (Norrköping 1912) zeigte, worin er die verschwommenen Verhältnisse in Belgien, Frankreich, in der Schweiz und in England ungemein klärte. Bahnbrechend war aber auch seine großzügige Behandlung der durchlochten Streitäxte aus Felsgestein über ganz Europa hin, ein Stoff, der vorher vernachlässigt worden war gegenüber dem Studium der Feuersteingeräte. Hierher gehört nicht nur seine Arbeit über die Steinzeit des Läns Kalmar (Kalmar 1912), sondern auch seine Schrift „Die Typologie der nordischen Streitäxte" (Mannusbibl. 17) und namentlich sein prächtiges, zwei-

Digitized by Google

bändiges Werk „Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit" (Upsala 1918). Mit diesem Werke hat sich Åberg angeschlossen an die Reihe jener schwedischen Meister, die wir ebenso in Deutschland als unsere Forscher anerkennen und verehren: Hans Hildebrand, Oscar Montelius, Oscar Almgren, Bernhard Salin. An dies Werk schließt sich nach Westen hin sein Buch über „Die Steinzeit in den Niederlanden" (Upsala 1916), endlich seine soeben genannte Dissertation über die Steinzeit Westeuropas. Nun fehlte ihm in Westeuropa nur noch Spanien. Dieses bereiste Åberg in der ersten Hälfte des Jahres 1920 und sein Werk hierüber befindet sich in Halle bereits unter der Presse."

„Professor Bosch hat uns in voriger Woche auf Grund der neuen und reichen Ergebnisse seiner tiefdringenden Forschungen ein geradezu glänzend volles Bild der gesamten Entwicklung der vor- und frühgeschichtlichen Zivilisationen der iberischen Halbinsel entworfen. Das Schönste darin war wohl die scharfe Abgrenzung der Kulturgebiete, wie sie sich schon in paläolithischer Zeit bildet und dann in den späteren Perioden immer wieder in gleicher oder ähnlicher Weise hindurchleuchtet und schließlich ausmündet in die verschiedenen schriftlich bezeugten frühgeschichtlichen Völker Spaniens.

Heute sollen wir nun hören, wie diese spanischen Kulturen auswärts hin wirkten, nach Italien einerseits und besonders nach Norden anderseits, d. h. über Frankreich nach Mitteleuropa und England, vielleicht sogar nach Skandinavien: das Schlußkapitel aus Åbergs im Druck befindlichen Werke. In dieser Frage sind ja im letzten Jahrzehnt sehr übertriebene, ja phantastische Meinungen geäußert worden und zwar von Sophus Müller in Kopenhagen, dem ausgezeichneten Erforscher Dänemarks, der leider stets einer blühenden Phantastik verfällt, sobald er seine Blicke südwärts über die Grenzen Dänemarks hinauslenkt, nach Deutschland, Westeuropa oder gar Südeuropa. Diese Gegenden kennt Sophus Müller nämlich nur aus Büchern, nicht aus Museumsstudien, und so kommt es, daß er sich hier von seiner Neigung, dem Trugbild des Südens sich hinzugeben, in geradezu unrettbarer Weise hat gefangen nehmen lassen."

„Demgegenüber werden wir heute einen wirklichen Kenner der spanischen Vorgeschichte hören, der alle Funde selbst gesehen hat und der berufen ist, uns auf sicheren Wegen zum Ziele klarer Erkenntnis zu leiten."

Darauf hielt Dozent Dr. Nils Åberg von der Universität Upsala einen Vortrag über „die Einflüsse der vorgeschichtlichen Kulturen der iberischen Halbinsel auf Europa", worin er folgendes ausführte:

Die Palmella-Los Millares-Zivilisation der iberischen Halbinsel, die durch Glockenbecher gekennzeichnet wird, gehört der frühesten südeuropäischen Kupferzeit an und ist gleichzeitig mit den mittleren oder jüngeren Ganggräbern Skandinaviens. Etwas jünger sind die portugiesischen Steinkisten, die mit den skandinavischen Steinkisten gleichzeitig sind. Am Ende der Palmellazeit erfährt die iberische Zivilisation eine auffallende Abmattung infolge großer Auswanderungen der sie tragenden Bevölkerung. Die Richtung dieser Auswanderungen geht einmal über Südfrankreich oder über See nach der Bretagne, Irland und England und zweitens über Südfrankreich oder über See nach Sizilien, Sardinien und der Poebene.

Von Oberitalien oder wahrscheinlich unmittelbar von Spanien über Südostfrankreich gehen dann Wellen iberischer Zivilisation nach Mitteleuropa, wo diese sich in der Glockenbecherzivilisation reich entwickelt.

Südfrankreich, die Bretagne und teilweise England gehören kulturell in gewissen Beziehungen zusammen. So ist ein Schnurbecher nach Südfrankreich aus der Bretagne gekommen, ebenso weitmundige Näpfe mit steilem Hals, die in der Bretagne wie in England den Glockenbechern gesellt sind. In der Bretagne gibt es gegenüber Südfrankreich eine ältere Zivilisation, die in Dolmen erscheint und viel Beile aus Felsgestein enthält, aber selten Feuersteinpfeilspitzen und nie Metall oder Glockenbecher. Erst später folgen hier in

Digitized by Google

Ganggräbern oder mehr steinkistenartigen Dolmen Feuersteinpfeilspitzen, Glockenbecher, z. T. auch Schnurbecher (diese von England oder vom Rheine her) und viel durchlochte Streitäxte aus Felsgestein. Englands Glockenbecherzivilisation ist teils unmittelbar von Spanien (Metopenmuster, Marmoridole, tubenartige Glasperlen, Elfenbein), teils vom Rhein und namentlich von Sachsen-Thüringen her beeinflußt (Wolfszahn- und Winkelbandmuster, Schnurverzierung). In England überdauern die Glockenbecher bis in die Zeit des Leichenbrands hinein. Die italische Glockenbecherzivilisation ist etwas älter als die bekannte Remedellostufe, die der Periode der skandinavischen Steinkisten entspricht. Zu den Glockenbechern gesellen sich auch in Italien Kupfersachen (Pfriemen, Nadeln, Messerchen, z. T. auch Beile). Die deutsche Glockenbecherzivilisation ist von Einwanderern aus der iberischen Halbinsel getragen. In Deutschland sind die Glockenbecher breiter als in Spanien, besitzen dabei eine mannigfaltigere Verzierung (Rauten, Quadranten usw.), wie sie wohl die iberischen Schieferamulette zeigen, aber nicht die dortigen Glockenbecher. Iberische Glockenschalen, die auch in Sardinien erscheinen, kommen in Süddeutschland nur einmal an der oberen Donau vor, häufiger in Mähren. Der bekannte Kupferdolch von Eisleben und die gleichen Stücke aus Mähren sind dieselben, wie der Dolch von Ciempozuelos. Die sächsisch-thüringische Winkelband- und Kreuzverzierung des Bodens ähneln sehr der iberischen Art. Wenn die jütländische Obergrabkeramik sächsisch-thüringische Einflüsse aufweist, so sind diese letzten Endes vielleicht auch iberischer Herkunft. Ganz deutliche iberische Einflüsse zeigt die Frühstufe der Schönfelder Keramik mit ihrer radialen Verzierung der flachen Standfläche und ihren Dreieckstempelungen; ebenso die schwedische Bootaxtkeramik, die sich ähnlich wie die Schönfelder Keramik entwickelt: Wandverzierung mit iberischem Winkelband (Kreisquadranten-Muster), Boden zuerst flach mit Sonderverzierung, später gewölbt mit Kreisabschneidung. Da sich in Mitteleuropa keine den Bootaxtnäpfen (oder -schalen) ähnliche Gefäße finden, so sind wohl die englischen Schalenbecher (entstanden aus den dortigen hochgebauten Zonenbechern) die Zwischenglieder zwischen Schweden und Spanien. Die englischen rundbauchigen Schalen haben entweder radiale oder sternförmige Bodenverzierung oder eine solche mit Kreisquadranten und Winkelfüllung: alles das iberische Art. Wahrscheinlich stammt dieser englisch-iberische Verzierungseinfluß aber nicht unmittelbar aus Spanien, sondern aus dem Saalegebiet. Durch Vermittelung der Bootaxtkeramik kommt der iberische Einfluß schließlich zu der finnländischen Kammkeramik und breitet sich mit dieser ins innere Rußland hinein fort. G. K.

Digitized by Google

IV. Bücherbesprechungen.

H. Heß von Wichdorff, Geologie der Kurischen Nehrung. Abhandlungen der Preuß. Geol. Landesanstalt N. F. Heft 77. Berlin 1919.

Der Verfasser kommt nach jahrelangen, sorgfältigen Untersuchungen zu neuen Ergebnissen, die Berendts Ansicht über die Entstehung der Kurischen Nehrung als überholten Standpunkt erscheinen lassen. Nicht Hebungen und Senkungen verdankt die Kurische Nehrung ihre Entstehung, wie es Berendt angenommen hatte, sondern sie ist nach diesen neuen Forschungen unter den jetzt noch herrschenden Wasserstandsbedingungen entstanden. Nach Heß von Wichdorff brach in altalluvialer Zeit die Ostsee in den niedrig gelegenen aus Geschiebemergel bestehenden Strandbezirk zwischen samländischer Steilküste und Memeler Höhenzug ein. Das Gebiet des Memeldeltas und der heutigen Kurischen Nehrung wurde eine Meeresbucht. Die einmündenden Süßwasserflüsse begannen den Meeresteil nach und nach durch Absatz von Haffsanden, Haffmergeln und Faulschlammschichten zu verflachen. Die Ostsee setzte entlang der alten Strandlinie infolge ihrer Strand- und Uferströmungen mächtige Schichten von Meeressand gleichzeitig ab. So entstand nach und nach der Unterbau der Kurischen Nehrung, der durch immer erneuten Seesandabsatz schließlich aus dem Wasser herausragte. Der trocknende Seesand wurde zum Flugsand. Es bildete sich eine Flugsandebene heraus, die zur heutigen Nehrungsplatte wurde. Einzelne Vegetationszonen in ihr verraten, daß schon Vegetation Fuß zu fassen suchte. Dünen entstanden, die hin und her wanderten, aber schließlich als Parabeldünen festen Fuß faßten. Kaum war mit der Bildung dieser Parabeldünen die Dünenbildung zur Ruhe gekommen, da überzog sich die ganze Nehrungsoberfläche mit einem einheitlichen Wald. Wichtig ist es, daß der alte Nehrungswald sich auch heute noch überall unter den Wanderdünen nachweisen läßt. Er bedeckte nicht nur die oberen Teile der Nehrung, sondern gedieh auch auf den steilen Hängen der alten Parabeldünen, die heute zum größten Teil von den Wanderdünen bedeckt sind. An schiefen Abwehungsflächen von Wanderdünen bietet sich oft ein Bild über- (oder besser hinter-) einander liegender Waldstreifen, die alle dann einem einheitlichen Waldboden angehören und nur durch das schiefe Abwehen scheinbar übereinanderstehend sichtbar werden. In dem alten Waldboden mit seinen erhaltenen schwarzen Rohhumus- bzw. Trockentorfschichten ist ein wichtiger Leithorizont für die Geschichte der Kurischen Nehrung gegeben. Der Mensch der jüngeren Steinzeit bewohnte den alten Waldboden, wie es aus Tausenden von Funden erwiesen ist. Urnenscherben großer Gefäße, Seestrandgerölle mit Brandspuren, Getreidemahlsteine, Steinäxte, Steinbeile, Steinmeißel aus Amphibolit, seltener aus Granit oder Feuerstein fanden sich, die Steinäxte zeigten oft noch unfertige Löcher für den Stiel. Feuersteinpfeilspitzen, Messer und zahlreiche Bohrkerne vom Durchbohren der Steinäxte verraten, daß die Gegenstände an Ort und Stelle gemacht wurden. Aus Bernstein fand man Ringe, Röhren, Anhänger und menschliche Figuren gefertigt. Der

Digitized by Google

alte Nehrungswald muß nach diesen Funden über 4000 Jahre alt sein. Da ging man zur Zeit des Siebenjährigen Krieges daran, einen Teil des Nehrungswaldes abzuholzen. Sofort waren die Wanderdünen am Werke, große Teile der Nehrung und die alten Parabeldünen zu überschütten, damals verschwanden sieben Dörfer unter dem Dünensand. Erst von 1810 ab versuchte man, die Dünen festzulegen. Heute sind über die Hälfte der Wanderdünen wieder neu befestigt worden.

Auf Tafel 1 werden die schon oben erwähnten steinzeitlichen Funde abgebildet, die sich bei Rossitten, Kunzen, Pillkoppen, Karkelbeck und Schwarzort fanden. Das treffliche Werk ist also nicht nur mittelbar, sondern auch unmittelbar für den norddeutschen Steinzeitforscher von Bedeutung.

Rudolf Hundt.

Wolfgang La Baume. Vorgeschichte von Westpreußen in ihren Grundzügen allgemeinverständlich dargestellt. Danzig 1920. 102 Seiten, 84 Textabbildungen, 18 Tafeln.

Der Verfasser hat mit seiner Erstlingsarbeit auf vorgeschichtlichem Gebiet eine lang empfundene Lücke in glücklicher Weise geschlossen. Westpreußen, das zu Lissauers Zeiten neben Ostpreußen an der Spitze der ostdeutschen Forschung stand und in Lissauers Denkmälern der Provinz Westpreußen (1887) eine für damalige Zeit vorbildliche Bearbeitung der westpreußischen Funde erhalten hatte, ist seitdem leider immer mehr ins Hintertreffen der Vorgeschichtsforschung geraten. Außer den guten vorgeschichtlichen Wandtafeln der Provinz (1897) und dem textlosen Tafelwerke zur Feier des 25jährigen Bestehens des westpreußischen Provinzialmuseums (1905) sind keine Arbeiten allgemeineren Inhalts mehr vom Danziger Museum herausgekommen. Auch die Zuwachsverzeichnisse in den amtlichen Berichten des Museums sind leider von Jahr zu Jahr kärglicher geworden. Dabei hat die Sammeltätigkeit der Anstalt keineswegs nachgelassen. Die reichen noch unveröffentlichten Schätze des Museums sind in den letzten Jahren fast nur noch in Arbeiten von Kossinna, Blume, Kostrzewski u. a. herangezogen und verwertet worden. Desto erfreulicher ist es, wenn nun von Danzig aus eine Übersicht über die Vorgeschichte der Provinz gegeben wird, die Westpreußen als einziger ostdeutschen Provinz noch fehlte. Der Verfasser hat die Ergebnisse der neueren Forschung, soweit sie Westpreußen berühren, zusammengetragen und führt sie in allgemeinverständlicher Form vor, indem er seine Ausführungen mit einer reichen Zahl guter Abbildungen trefflich unterstützt.

Die Fortschritte der Wissenschaft seit 1887 kommen beim Vergleich mit Lissauers Werk gut zur Geltung. Am meisten springt ein Grundunterschied in der Behandlung des Stoffes in die Augen. Lissauer schildert die Kulturzustände der einzelnen Vorzeitepochen, ohne über die volkliche Zugehörigkeit der Bewohner Westpreußens auf Grund der Kulturzusammenhänge Schlußfolgerungen zu wagen. La Baumes Arbeit zieht geflissentlich die Stammesgeschichte, hauptsächlich den Forschungen Kossinnas folgend, so stark heran, daß der geschichtliche Grundton der Betrachtungsweise den früher allein herrschenden naturwissenschaftlichen stark zurückdrängt. So erfreulich dieser Fortschritt ist, scheint mir der Verfasser hierin im Verhältnis zum Rahmen der Arbeit des Guten etwas zu viel getan zu haben, besonders bei der ausführlichen Aufzählung aller Anschauungen über die Träger der Lausitzer Kultur (S. 27—29) oder bei der Behandlung der überaus verwickelten germanischen Stammesgeschichte (S. 77—87). Die Einzelheiten dieses brodelnden Völkergewoges, mit dessen Aufhellung die Forschung noch vollauf beschäftigt ist, belasten die Darstellung und die Aufnahmefähigkeit eines dem Stoffe fernerstehenden Lesers zu sehr. Dem Verfasser selbst unterläuft dabei ein Widerspruch. Wenn er mit Kossinna und Blume die westpreußische Kultur der Spätlatènezeit den Burgundern und Rugiern zuschreibt (S. 82 bis 84), darf er nicht Beziehungen dieser burgundischen und rugischen Kultur mit Ostschweden,

Digitized by Google

für die gewisse Waffenformen sprechen, als Beweise für die gotische Einwanderung ausgeben (S. 85), zumal die gotische Kultur in Westpreußen erst durch kaiserzeitliche Funde gekennzeichnet wird (S. 84—85). In der Beurteilung der Völkerwanderungskultur Ostpreußens und des anschließenden Teiles von Westpreußen, die den Eisten zugesprochen wird (S. 86, 89), unterschätzt der Verfasser meiner Meinung nach ihr germanisches Gepräge. Die Auffassung Abergs, die von dem Verfasser nicht mehr verwertet werden konnte, wird den Tatsachen offenbar mehr gerecht.

Bei der Art der Anlage der Arbeit ist es natürlich unvermeidlich, daß die Kulturen, für die Vorarbeiten so gut wie fehlen, die daher den Fachmann am meisten anziehen, etwas kurz weggekommen sind. So ist es zu bedauern, daß von der Keramik der „Lausitzer Kultur", die auf S. 25 und 30 behandelt wird, keine Abbildungen gegeben worden sind. Die auf S. 54f. erwähnten Gräberfelder dieser Kultur scheinen mir keinesfalls ausschließlich früheisenzeitlich zu sein. So sind die beiden einzigen abgebildeten Gefäße dieser Gruppe (Taf. IX, 2, 3) ihrer Form nach echt bronzezeitlich. Eine gründliche Bearbeitung der Entwicklung der Gesichtsurnenkultur ist seit langem und bleibt weiterhin ein dringendes Bedürfnis. Die vom Verfasser auf S. 54 gegebene Karte der Verbreitung gibt dieser frühgermanischen Kultur viel zu enge Grenzen (vgl. die soeben veröffentlichte Karte Kossinnas in der 2. Auflage der Herkunft der Germanen).

Kurz hinweisen möchte ich auf einige kleine Unstimmigkeiten. Die längst überwundene Erklärung der bekannten Bronzehängegefäße als Lampen (S. 37) sollte nicht mehr ausgegraben werden. In den Literaturübersichten wird nur die ältere Arbeit von Montelius über die Kultur Schwedens (1885) aufgeführt, die doch seit 1906 durch desselben Forschers Kulturgeschichte Schwedens ersetzt worden ist. Daß der Verfasser auf S. 40 nur eine geringe Entwicklung von Handel und Verkehr in der jüngsten Bronzezeit annimmt, widerspricht aller unser Kenntnis. Bietet doch gerade Westpreußen von der Steinzeit an äußerst zahlreiche, oft geradezu überraschende Beweise von regem Güteraustausch.

Diese Ausstellungen sollen aber nicht den Wert der Arbeit verdunkeln, die ihrer im Vorwort umschriebenen Aufgabe voll gerecht geworden ist. Besonders zu begrüßen ist es, daß es dem Verfasser und den ihm wirtschaftlich zur Seite stehenden Danziger Körperschaften gelungen ist, die Arbeit trotz unserer Teuerungsnöte mit einer so schönen und reichen Reihe von Abbildungen auszustatten. Der Fachmann wird diesen Führer durch Westpreußens Vorgeschichte gern einsehen. Vor allem wünschen wir ihm aber eine weite Verbreitung in allen Kreisen Westpreußens, damit er neben den westpreußischen Wandtafeln das Verständnis für die Vorzeit der Heimatprovinz immer mehr erweckt und erweitert.

Breslau, Dezember 1920. **M. Jahn.**

E. Amende, 5 Einzelabhandlungen in Mitt. d. Gesch.- u. Altertumsforsch. Gesellsch. des Osterlandes. Bd. 13, Heft 1. Altenburg 1919.

Derselbe, Vorgeschichte des Altenburger Landes. Mit 25 Tafeln. Sonderabdruck aus „Mitteilungen des Osterlandes" N. F. Bd. 16. Altenburg 1919.

In beiden Schriften gibt der um die vorgeschichtliche Durchforschung seines Heimatlandes hochverdiente Verfasser eine Übersicht und Beschreibung aller in den Altenburgischen Landen bisher aufgefundenen vorgeschichtlichen Altertümer. Aus paläolithischer Zeit sind bisher nur zwei Funde bekannt geworden, eine Moustierspitze aus sekundärer Lagerstätte bei Altenburg, die wahrscheinlich aus einer Kiesgrube von Wildwitz stammt, und ein Faustkeil mit der Hälfte eines Schabers von Schmölln (im Besitze des Finders). Doch erscheint mir mit Rücksicht auf die Darlegungen Rademachers (Pr. Zeitschr. IV, 235ff.) die Zugehörigkeit der Schmöllner Stücke zum Paläolithikum nicht hinreichend gesichert

Digitized by Google

und der Fund könnte recht wohl auch dem Campignien angehören[1]). Aus der mittleren Steinzeit (Asylien, Tardenoisien, Campignien) fehlen bisher Belege, falls nicht doch der soeben genannte Fund von Schmölln hinzuzuzählen ist. Ein ziemlich großes Material liegt dagegen aus der jüngeren Steinzeit vor, aus der nicht nur eine Reihe bandkeramischer Siedelungen mit Spiral-, Mäander-, Stichband- und Rössener Verzierung, sondern auch Gräber mit Schnurkeramik und mit Kugelflaschen und außerdem noch zahlreiche Einzelfunde bekannt geworden sind.

Der früheste Bronzezeit gehört eine wohl einem Grabe entstammende Aunjetitzer henkeltasse von Hainchen bei Eisenberg und ein größerer Depotfund von Kriebitsch an, der außer 12 Ösenhalsringen und einem sächsischen Randbeil zwei ostdeutsche ovale Armringe, darunter einen von thüringer Form enthielt. Die Periode II ist wie im benachbarten Königreich Sachsen, wenn überhaupt, nur ganz spärlich vertreten. Reichlicher Periode III, aus der mehrere Brandgräber mit typischem lausitzer keramischem und Bronzeinventar, darunter ein gedrehter Armring älterer Form mit Stempelenden (Fo. u.), eine Nadel mit geripptem Keulenkopf von Lohma a. d. Leina und mehrere Schmuckköpfe unbekannter herkunft vorliegen. Sehr zahlreich ist das Material aus den folgenden Perioden, und namentlich ist Periode IV (= Hallstatt A Reinicke) durch eine größere Reihe von Funden aus Flach-, zum Teil auch noch Hügelgräbern mit Leichenbrand sehr gut belegt. Auch aus den folgenden Abschnitten, Hallstatt B und zum Teil auch noch C, liegen noch eine Anzahl Funde vor, so eine jüngere Vasenkopfnadel unbekannten Fundortes, ein Möriger Schwert von Hermstorf, mehrere Tongefäße vom Billendorfer Typus (Bosengröba), ein Tüllenbeil von Langenleuba u. a. m. In den Schlußabschnitt dieser Zeit (Hallstatt C) gehört der vom Verf. ausführlich beschriebene Schlöbener Fund aus der Wölmisse, der neuerdings auch von Kossinna (Mannus VII, S. 87ff.) eingehend besprochen worden ist. In der Hallstattstufe D erhält, wie das übrige Thüringen, so auch Altenburg eine keltische Bevölkerung, bezeugt durch mehrere typische Steigbügelringe und „Totenkränze" unbekannten Fundortes. Doch dringen schon in der LTA-Stufe die ersten germanischen Stämme ein (Brandgräber vom Weißen Berge bei Altenburg mit charakteristischen Früh-LT-Gefäßen). Aus LTD fehlen Funde bisher vollständig, wie dies auch für den größten Teil des benachbarten Kgr. Sachsen und die nördlich rechtssaalischen anstoßenden Gebiete gilt. Offenbar weil damals die mittelelbische Bevölkerung teils nach Westen abgewandert war (Swebenzug), zum guten Teil aber auch dem zunächst gegen das keltische Böhmen gerichteten Zuge der Kimbern sich angeschlossen hatte. (Vgl. Wilke, Deutsche Geschichtsblätter, Bd. VII, H. 11/12.)

Die Römische Kaiserzeit ist außer durch einige Münz- und andere Funde durch einen schönen Grabfund des 1. Jahrh. von Bornitz bei Zeitz vertreten, der außer Teilen vom Schildbuckel, Stuhlsporen, Schildbeschlagresten, einem zusammengebogenen Schwert westgermanischer Form, Trinkhornbeschlägen usf. einen typischen Bronzeeimer enthielt. Aus der Völkerwanderungszeit fehlen bisher Funde. Dagegen findet sich die slawische Zeit recht reichlich belegt, und zwar nicht nur durch Wall- und Siedelungsfunde, sondern auch durch mehrere Gruppen von Skelettgräbern mit den charakteristischen Schläfenringen, Perlen usw. (Dobraschütz; Rauschwitz; Röbschütz; Engerda, Geunitz, Kahla, Naschhausen). Im Irrtum befindet sich Verf., wenn er sagt (S. 37), slawische Brandgräber seine „in ganz Deutschland noch nirgends aufgefunden worden". (Vgl. hierzu den von mir in der Zeitschr. f. Ethn. 1902 veröffentlichten Fund von Lößnig bei Strehla und die weiteren dort angeführten Funde. Ferner Beltz, Die vorgesch. Altertümer von Mecklenburg-Schwerin, S. 375; Lissauer, Vorgesch. Denkmäler der Prov. Westpreußen, S. 175, und die in jeder hinsicht empfehlenswerte „Vorgesch. von Westpreußen" von Wolfgang La Beaume, S. 95.)

Beide Schriften sind klar und auch für den Laien leicht verständlich geschrieben. Für den Fachmann aber bilden sie wegen der sorgfältigen knappen Beschreibung der Funde,

[1]) Ich habe ihn leider noch nicht gesehen.

Digitized by Google

der beigefügten zahlreichen vorzüglichen Abbildungen, der übersichtlichen Stoffanordnung und der wohlerwogenen zeitlichen Eingliederung der Funde eine willkommene und wertvolle Quelle für weitere Forschungen. Die Wissenschaft hat daher allen Grund, dem Verf. für seine mustergültigen Veröffentlichungen aufrichtig zu danken. **Georg Wilke.**

Dosformiga spännen från vikingatiden. Akademisk avhandling av Hanna Rydh. Stockholm 1919, Ivar Haeggströms boktryckeri A. B.

Während die nordische Tierornamentik der Völkerwanderungszeit durch die Arbeit von Salin ihre endgültige Bearbeitung gefunden hat, herrscht in bezug auf die spätere Tierornamentik, die der nordischen Wikingerzeit, bis jetzt eine ziemliche Unklarheit betreffs der Einzelheiten ihrer typologischen und chronologischen Entwicklung.

Die einzige Behandlung des ganzen Themas hat Sophus Müller in seiner Arbeit „Dyreornamentiken i Norden" (Aarböger 1880) gebracht. In Zusammenhang mit einer Gesamtdarstellung der ganzen nordischen Tierornamentik behandelt er hier auch die späteren Stilarten derselben, die sog. irischen und karolingischen Stile, die das 9. bis 11. Jahrhundert beherrschen. (Eine kürzere Darstellung findet sich auch in „Nordische Altertumskunde II", S. 269ff.) Sophus Müller geht jedoch nicht näher auf die typologischen Einzelheiten ein, sondern beschränkt sich hauptsächlich darauf, die Voraussetzungen und Wurzeln des Stilmotives sowie seine Herkunft festzustellen. Mit der letzteren Frage haben auch spätere Forscher sich beschäftigt, z. B. Hj. Appelgren-Kivalo „Om den karolingiska stilens ursprung" in der Montelius-Festschrift von 1913, S. 359—374. Sophus Müller sieht den Ursprung dieser Stilrichtung in den kämpfenden Löwenfiguren römischer Ornamentsmotive Westeuropas; Appelgren-Kivalo sucht sein Heimatland in südlichem und östlichem Rußland. Auf welcher Seite die Richtigkeit liegt, ist noch nicht entschieden. An Sophus Müller schließt sich zum Teil Schetelig an, der diese Frage in dem Aufsatz „Drottning Aasas Kunstnere" (Kunst og Kultur 1918, H. 2, S. 108) berührt; aber er hebt hervor, daß, wenn auch die nordischen Künstler ihre erste Anregung von der westeuropäischen, auf klassischem Erbe ruhenden Kunstwelt empfangen, sie doch ihren Stil in rein nordischem Geist entwickelt haben.

In der hier vorliegenden Arbeit wird keine Stellung zu den erwähnten Fragen genommen. Das bisherige Material genügt noch kaum, um eine endgültige Antwort zu geben. Man muß abwarten, bis weitere Funde, besonders der reiche Osebergfund, veröffentlicht werden. Wahrscheinlich ist es eben die Holzschnitzerkunst, auf welche die nordische Metallkunst der Wikingerzeit zum großen Teil zurückgeht.

Die Verfasserin, Dr. Hanna Rydh, hat zur Behandlung eine besondere Schmuckform herausgegriffen, die dosenförmigen Spangen. An der Hand der Formentwicklung dieser wird auch die Entwicklung der Ornamentik und besonders die des karolingischen Stiles verfolgt, soweit dieser auf den Spangen vorkommt. Nach dem Vorwort ist diese Abhandlung als ein Glied der Untersuchungen der gesamten Ornamentik der nordischen Wikingerzeit zu betrachten, die die Verfasserin durchzuführen beabsichtigt.

Die dosenförmigen Spangen bilden einen Sondertypus, der auf die Insel Gotland beschränkt ist; auf dem schwedischen Festlande fehlt er vollständig. Sie gehen zurück auf kleine, runde Spangen, die von der Zeit um 600 ab oder vielleicht etwas früher eine lange Entwicklung durchmachen bis zum Ende des 8. Jahrh., wo die Dosenform fertiggebildet vorliegt. Bei diesem Zeitpunkt fängt die Untersuchung an.

Die Entwicklung vollzieht sich in drei großen Hauptreihen, die in den drei Hauptabschnitten der Arbeit behandelt werden. An diese schließen sich dann kleinere Abschnitte an, welche die absolute Chronologie, die Verwendung und die Verbreitung der Spangen behandeln. Als Abschluß wird auf die Beziehungen zu anderen vorgeschichtlichen Formen eingegangen.

Digitized by Google

Die erste, die Hauptreihe, geht unmittelbar auf die Spangen des 8. Jahrhunderts zurück, während die beiden anderen erst dann abzweigen, und zwar gleichzeitig, als jene typologisch wie zeitlich schon eine beträchtliche Entwicklung zurückgelegt hat. Die Ursprungsform ist ziemlich klein und niedrig, jedoch so hoch, daß auch die Kante Raum für Verzierung hat (siehe Salin, Tierornamentik S. 287, Abb. 627). Die Verzierung gehört noch dem Stil III der Völkerwanderungszeit an. Aber allmählich lösen sich die Tierschlingen dieses Stiles auf und die Verzierungsflächen werden von dem sog. karolingischen Tiere erobert. Diese Anfangsstufe gehört der Zeit um 800 an. Im Laufe der Entwicklung kommen solche Prachtformen wie z. B. die Spange bei Montelius, Kulturgeschichte Schwedens S. 305, Abb. 501 zustande.

Die ganze Kunstfertigkeit der Wikingerzeit mit ihrer oft protzigen und wenig geschmackvollen Überladung und Vorliebe für das Prunkhafte auf Kosten eines in mäßigen Grenzen gehaltenen reinen Stilgefühls spiegelt sich auf diesen Spangen wieder. Die Kunsterzeugnisse dieser Periode stehen in schroffem Gegensatz zu dem Geschmack der Völkerwanderungszeit, der trotz Auflösung und Entartung der einzelnen Ornamentmotive immer ein gewisses Gefühl für das Ornamentale beizubehalten verstand.

Durch die musterhafte Untersuchung der Verfasserin wird das Durcheinander von Tierfiguren und aufgelösten Ornamentmotiven, das die späteren Entwicklungsstadien der dosenförmigen Spangen kennzeichnet, geklärt, und das anfangs scheinbar Sinnlose bekommt seinen Sinn wieder.

In einem besonderen Abschnitt wird die absolute Chronologie behandelt. Im ganzen umfassen diese Spangen einen Zeitraum von etwas mehr als drei Jahrhunderten, vom Anfang der Wikingerzeit um 800 bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts. Innerhalb dieser Periode können kleinere Zeitabschnitte abgetrennt werden, so daß man für jeden einzelnen Spangentypus ziemlich genau den Zeitpunkt seiner Entstehung bestimmen kann.

Durch einige, hauptsächlich von der Verfasserin selbst ausgeführte Ausgrabungen ist die Verwendung auch festgestellt worden. Sie sind Frauenschmuck und wurden auf der Brust, etwa in der Halsgegend, getragen, entweder allein oder zusammen mit zwei tierkopfförmigen Spangen, die dann an jeder Seite der Brust ihren Platz hatten.

Der Wert des Buches wird durch zahlreiche, gute Abbildungen erhöht, die das Verständnis für den Entwicklungsgang der Ornamente erleichtern.

Es ist zu wünschen, daß es der Verfasserin vergönnt sein möge, der übrigen Wikingerzeitornamentik eine gleiche Untersuchung widmen zu können.

Halle a. S. Nils Niklasson.

Theodor Lindner, Weltgeschichte in zehn Bänden. Stuttgart und Berlin 1920, Cotta. 10 Bände. 8°.

Diese zehnbändige Weltgeschichte war ursprünglich nur als eine neunbändige „Weltgeschichte seit der Völkerwanderung" bis zu den Kriegserklärungen 1914 geplant. Die Geschichte des römischen Imperiums bis zur Völkerwanderung bildete das einleitende Buch hierzu. Erst spät hat sich Theodor Lindner entschlossen, dieser Einleitung seines Werkes noch eine weitere Ausdehnung nach vorn zu geben und seiner neunbändigen Weltgeschichte noch einen zehnten Band: Altertum, voraufzuschicken. Leider war es dem Verfasser nicht mehr vergönnt, die dadurch etwas in Unordnung geratene Harmonie seines Werkes wiederherzustellen. Theodor Lindner hat das Erscheinen des Bandes Altertum nicht mehr erlebt und der Band wird uns als posthumes Werk vorgelegt. Nicht gerade zufriedenstellend. Denn der Herausgeber hat es für nötig gehalten, die nach seiner Ansicht nicht ausreichenden Literaturangaben Lindners zu unterdrücken. Man muß das tadeln. Denn gerade bei dem großen Gewicht, das Lindner von vornherein auf die Literaturangaben als Wegweiser

Digitized by Google

für die, die vom Allgemeinen ins Besondere zu gehen wünschen, gelegt hat, muß solch Vorgehen doppelt als empfindlicher Mangel, um nicht zu sagen als Pietätlosigkeit gegen den Verfasser, erscheinen. Der Prähistoriker wird das am allermeisten empfinden, da sich gerade auf seinem Gebiete die Anschauungen noch am meisten zu klären haben, die einzelnen Ansichten vielfach noch am schroffsten gegenüberstehen. Da wäre ein Fingerzeig, auf wessen Forschungen sich Lindner in erster Linie stützt, besonders am Platze gewesen.

Wie sie nunmehr vorliegt, muß Theodor Lindners Weltgeschichte in zehn Bänden als der erste Versuch bezeichnet werden, eine Gesamtgeschichte der Menschheit von den ersten Spuren des Menschen überhaupt bis zur Gegenwart in chronologischer Folge zu geben. Inwieweit das dem genialen Hallischen Ordinarius im ganzen gelungen ist, das zu beurteilen ist hier nicht unsere Sache. Den Prähistoriker als solchen interessiert nur der erste Band des Werkes. Er ist in vier Bücher geteilt: Die Frühzeit, Asien und Ägypten, Die Griechen, Rom, die im ganzen in 30 Abschnitte gegliedert sind. Für uns kommt hauptsächlich das erste Buch, die Frühzeit, ein kurzer Abschnitt von knapp 39 Seiten, aber überaus inhaltreich, in Betracht. „Die übliche Bezeichnung Prähistorie", sagt Lindner (S. 4), „ist nicht ganz zutreffend, denn über wirkliche Geschichte handelt auch sie; besser ist sie Frühzeit zu nennen. Ihr Forschungsgebiet ist der Erdboden." Lindner handelt dann von der Entstehung des Menschen überhaupt. Keiner der jetzt vorhandenen menschenähnlichen Affen ist sein Ahnherr. (Das betrifft natürlich auch den von Charles Sealsfield in seinem Buch: Süden und Norden, besonders im zweiten Bande S. 55ff., so außerordentlich eindringlich geschilderten geschwänzten Menschenaffen Amerikas, der nach seinen Angaben noch vor hundert Jahren in Oaxaka, Yukatan und Guatemala anzutreffen war.) Entscheidend ist der Übergang zum aufrechten Gang, der nicht bloß eine körperliche, sondern auch eine geistige Umgestaltung zur Folge hatte. Große Zeiträume vergingen. „Streitig bleibt, in welchem Umfange die Menschwerdung erfolgte. Doch muß sich anfänglich mindestens eine größere Gruppe emporgearbeitet haben. Schon den ersten Menschen scheint der Wandertrieb innegewohnt zu haben. Die Weiterentwicklung kann nur in Gemeinschaften erfolgt sein; der Mensch war zum Gesellschaftstier geboren." Alter und Urheimat sind ganz unsicher, vielleicht war sein Ursprungsgebiet Europa; vielleicht die südliche Küste des Mittelmeers, Nordafrika oder das östlich davon liegende Asien. Im Tertiär liegt seine Vorentwicklung, ein zuverlässiger Beweis, daß er hier bereits vorhanden gewesen sei, ist nicht erbracht worden. „Erst im Quartär, während der Dauer der Eiszeit, des sogenannten Diluvium, wird der Mensch mit Sicherheit nachweisbar." Die erste Spur ist das 1856 im Neandertal gefundene Schädelbruchstück, dem sich mehrere andere Funde „in Belgien, in der Pfalz, Kroatien, Mähren und anderwärts" anreihen. Am wichtigsten sind die Funde im immer eisfrei gebliebenen Tale der Dézère, wo Otto Hauser 1908 den Homo primigenius von Moustier, einen Neandertaltypus, und später den jüngeren von Aurignac, den Stammherrn des heutigen Europäers, ausgrub. „Andere Funde, namentlich in Cro-Magnon und bei Mentone haben weitere Zeugnisse über diesen Homo recens gebracht".

Lindner läßt sich dann über die Zeitangaben aus, die „ganz unsicher" sind, kommt auf die Umgebung des Menschen, die Fauna seiner Zeit, zu sprechen, und wendet sich schließlich der Kultur dieser Zeit, die man als die diluviale oder paläolithische Zeit bezeichnet, zu. Er bespricht die Feuersteintechnik und die Industrie „mit Werkstätten", die sie im Gefolge hatte, die Malereien von Altamira und im Dézèretal. „Die Entstehungszeit mag in das zwölfte Jahrtausend fallen". Diese Kunst fand keine Fortsetzung.

„Diese paläolithischen Menschen lebten hauptsächlich von der Jagd." Ackerbau und Töpferei waren noch unbekannt, ebenso Haustiere, wohl aber gab es eine Hausindustrie, die Kleider aus Fellen und Schmuck herstellte. „Von einem Volke kann man noch nicht reden, höchstens von Gruppen, Sprachen waren jedenfalls bereits im Gange. Am wenigsten können wir uns über das geistige Leben dieser Menschen eine Vorstellung machen." Aber

Digitized by Google

„man darf sich diese Urzustände wenigstens in den späteren Perioden nicht allzu niedrig stehend denken". Hauptsächlich Europa gibt uns hier Kunde. Keine Entstehungsgebiete des Menschen sind Amerika und Australien, wohin die Menschen erst eingewandert sind.

Im zweiten Abschnitt dieses Buches bespricht Lindner die neolithische Periode und den Übergang zur Bronze- und Eisenzeit. Wir sind jetzt aus dem Diluvium, so überschreibt Lindner auch den ersten Abschnitt, in unsere Zeit, das Alluvium gelangt. Der Mensch hat Mittel- und Nordeuropa besiedelt. Es entsteht die Keramik mit ihrer gar nicht genügend zu beschreibenden Bedeutung. Die Kjökkenmöddinger im fünften Jahrtausend und die Megalithgräber, zwei Jahrtausende später, erscheinen. Man lernt Bronze herzustellen und kunstmäßig zu verarbeiten, und errichtet die Pfahlbauten; „man kennt im Alpengebiet über dreihundert Pfahlbaudörfer." Die Pfahlbauten beginnen in der rein neolithischen Zeit und hören erst mit dem Beginn der Eisenzeit auf, „so daß man ihren Bestand für die Zeit von 5000 oder 4000 bis ins 8. Jahrhundert berechnet hat. Die gefundenen Schädel weisen darauf hin, daß einer älteren Rasse eine andere folgte". Jetzt erscheinen auch die Landwirtschaft, der Körnerbau, Wohnhäuser, rund oder rechteckig, an Stelle von Zelten und Höhlen, Einbäume (Kähne), gut gefügte Schiffe aus Planken mit scharfem Kiel, Handel, Seefahrt, auch Seeraub, von denen die Anfänge des Handels aber schon in die paläolithische Zeit zu setzen sind. Diese „Kultur des Nordens" wurde allerdings weit überholt durch den Orient. Aber diese nördlichen Gegenden, wohin nie wieder eine Einwanderung erfolgte, waren der Ausgang gewaltiger Wanderungen gewesen. Jene Völker gehörten der Gruppe an, welche schließlich die alte Welt bestimmte, der der Indogermanen.

Lindner setzt also die Heimat der Indogermanen nach Nordeuropa. Von ihnen und ihren Wanderungen handelt der letzte (dritte) Abschnitt des ersten Buches. Einleitend beschäftigt sich Lindner hier mit der Rassenfrage. 3 bis 60 Rassen hat man unterschieden. Charakteristisch sind die schwarze in Afrika, die gelbe in Mittel- und Ostasien, und die weiße im ganzen Europa, in Nordafrika und Westasien. Heute sind die Sprachen das Entscheidende. Hat es eine Ursprache gegeben? Die Erkenntnis der sprachlichen Einheit der indogermanischen Völker erfolgte 1816 durch Franz Bopp. Wo lag die Urheimat der Indogermanen? „Jenes Neuland im Norden an der Ostsee und sein Umkreis sollen die erste Heimat der Indogermanen gewesen sein." Der Rätsel liegt allerdings eine Fülle vor. „Wir können daher nur sagen, daß von diesen Gegenden aus die Grundlagen der indogermanischen Sprachen ausgegangen sind." „Einen Anhalt geben die späteren germanischen Völker, die als echte Erben der Urzeit zu betrachten sind." Von hier wanderten die Indogermanen, vielleicht die Weichsel hinauf, schon früh südwärts.

„Ausgrabungen haben gelehrt, daß das Gebiet am Dnieſtr, Dniepr und südlich an der unteren Donau, das heutige Gouvernement Kiew, der angrenzende Chersones, ganz Podolien und der nördliche Teil Bessarabiens, von einer Bevölkerung besetzt war, deren Kultur im ganzen der damaligen auf germanischem Boden entsprach. Auch im Norden des Balkans, in Galizien, Ungarn, in der Bukowina und in Ostrumelien bis nach Thessalien ist eine entsprechende Kultur greifbar." „Alle Kennzeichen gestatten den Schluß, daß die Bevölkerung schon im dritten Jahrtausend hier wohnte." „Diese nicht geringe Kultur bricht jäh ab und ihr Gebiet verödete. Es bleibt keine andere Vermutung, als daß das Volk seine Wohnsitze verlassen hat." „Manche der Eigenarten, auch der Verzierung, finden sich bei den Griechen wieder, und so darf man auch aus anderen Gründen annehmen, daß die Vorfahren der Griechen von hier gekommen sind." — —

„Wir suchten den Weg zu erkennen, den wahrscheinlich die Indogermanen auf langwährenden Wanderungen von Südrußland aus nach dem Süden einschlugen und der einen Teil nach Indien führte, einen anderen nach Iran. Bei beiden hat sich die indogermanische Art in eigener Weise entwickelt."

Digitized by Google

„Die Vorfahren der Inder kamen aus dem östlichen Europa, begleitet von Roß und Rind. Sie waren Hirten..... Neben der Weidewirtschaft trieben sie auch einigen Ackerbau. Doch zugleich waren sie Krieger." — —

Ich habe es für nötig gehalten, einige Abschnitte zusammenhängend zu zitieren. Es erhellt daraus, daß Lindner auf dem Boden der von Gustaf Kossinna begründeten Siedlungsarchäologie steht. Das wird noch deutlicher, wenn man Lindners ganze Ausführungen, von denen ich nur einige willkürlich herausgegriffene besonders charakteristische Züge bringen konnte, im Zusammenhange liest. Wer Kossinnas Indogermanenkolleg gehört hat, wird hier alte Bekannte begrüßen.

Lindner hat, wie er selbst sagt, seine Weltgeschichte in erster Stelle als Entwicklungsgeschichte gedacht. Um so glücklicher war der Gedanke, sie schließlich nach vorn hin zu erweitern. Besitzen wir in ihr doch nunmehr ein Werk, das nicht nur, wie es Lindner wollte, auf einer einheitlichen Anschauung, gegründet auf einer geschlossenen Persönlichkeit von unbestechlichem Urteil (s. seine Ausführungen über die Ultramontanen 1870 und über den Ursprung des Weltkriegs!), sondern auch auf einer Fülle und Freiheit des Wissens beruht, wie sie so bald nicht wieder gefunden werden dürften. Dem Deutschen wird diese Weltgeschichte „die" Weltgeschichte schlechtweg sein. Für den Prähistoriker aber bedeutet sie die Anerkennung seiner langen Forschertätigkeit und den Beweis, daß seine Wissenschaft aufgehört hat, von den Fachhistorikern als eine Art Kuriosität betrachtet zu werden, und diejenigen, die immer noch zögernd und bereit stehen, der prähistorischen Forschung die Anerkennung als selbständige Wissenschaft vorzuenthalten, werden ehestens daran gehen müssen, ihre Ansichten zu revidieren, wenn sie nicht eines Tages ins Hintertreffen geraten wollen. Denn so gut wie Kunstarchäologie und Kunstgeschichte ist auch sie längst eine Wissenschaft für sich geworden.

Berlin. Theodor Abeling.

Digitized by Google

V. Nachrichten.

Wir haben diesmal eine Reihe Jubiläen verdienter und hervorragender Mitglieder zu erwähnen, denen unser Vorstand auf schriftlichem oder telegraphischem Wege seine herzlichsten Glückwünsche übermittelt hat:

Rittergutsbesitzer Joachim Otto von der Hagen auf Schmiedeberg bei Greiffenberg in der Uckermark, unser fleißiger Mitarbeiter durch gediegene Veröffentlichung seiner eigenen, durch streng wissenschaftliche Ausgrabungen erworbenen Sammlung, beging am 22. Dezmber 1920 seinen sechzigsten Geburtstag.

Schriftsteller Dr. Otto Schmidt-Gibichenfels, der verdiente und emsig tätige herausgeber der „Politisch-anthropologischen Monatsschrift", dieser hervorragenden nationalen Zeitschrift, die er auf anerkennenswerte Höhe gebracht hat, feierte am 16. Januar 1921 seinen sechzigsten Geburtstag.

Geheimer Studienrat Professor Dr. Emil Walter, der unermüdliche Erforscher pommerscher Vorgeschichte, beging am 18. Januar 1921 seinen siebzigsten Geburtstag und ist zu Ostern in den Ruhestand getreten, der ihm hoffentlich gestatten wird, der heimischen Vorgeschichte nunmehr seine ganze Kraft zuzuwenden.

Geheimer Regierungsrat Universitätsprofessor Dr. Adalbert Bezzenberger in Königsberg, Ehrenpräsident der Altertumsgesellschaft Prussia, unser stellvertretender Vorsitzender, feierte am 14. April 1921 seinen siebzigsten Geburtstag, nachdem er das dritte Mal das Rektorat der Albertina bekleidet hatte und dann in Emeritierung getreten war. „Dem berühmten Sprachforscher und tiefgründigen Kenner baltischen Volkstums in Geschichte und Vorgeschichte, ihrem hochverehrten zweiten Vorsitzenden" sendete unsere Gesellschaft besonders herzliche Glückwünsche. Unser Vorsitzender hat sein neuestes Werk: „Die Indogermanen. I. Das indogermanische Urvolk". Leipzig 1921 (Mannusbibl. Bd. 26) dem Jubilare zu seinem Ehrentage gewidmet, wie unsere Gesellschaft es mit diesem Doppelhefte nachträglich tut. Hoffentlich sind wir beim nächsten Hefte in der Lage, Ausführlicheres über Adalbert Bezzenberger zu bringen.

Ernst Snethlage, Sekretär am Statistischen Reichsamt, der hochverdiente Schatzmeister und Schriftführer unserer Hauptgesellschaft wie der Berliner Zweiggesellschaft, feierte am 23. April 1921 seinen sechzigsten Geburtstag. Die Berliner Zweiggesellschaft hatte es sich nicht nehmen lassen, diesen Tag durch ein abendliches Essen festlich zu gestalten. Unser Vorsitzender feierte hierbei den Jubilar mit etwa folgender Ansprache:

„Wissenschaften, die alt und grau geworden sind, wie die griechische und römische Philologie, oder die wenigstens im vollen Mannesalter stehen, wie etwa die germanische Philologie, haben meist keine eigenen größeren Gesellschaften, die ihrem besonderen Betriebe gewidmet sind. Sie haben ihre alten und neuen Zeitschriften und darin spiegelt sich ihr sachliches Leben ab; das Persönliche derjenigen Männer, die den Fortschritt dieses Lebens bewirken oder leiten, tritt hingegen kaum hervor. Anders bei jungen Wissenschaften wie die

Digitized by Google

unsrige, die einerseits sowohl bei ihrer sachlichen wie bei ihrer persönlichen Organisation noch in den Kinderschuhen stecken, andererseits über unermeßliche Felder noch unbeackerten Neulandes verfügen, die nach Arbeitern förmlich lechzen. Wegen der mangelnden Organisation kommen in der Hauptsache nur freiwillige, wenn auch nicht ungeschulte Arbeiter in Betracht. Um so wichtiger ist dabei die Persönlichkeit der Führenden für solche freiwillige Arbeiter. Das persönliche Verhältnis der Mitarbeiter, ihr Zusammenhalt ist daher bei solchen noch unfertigen Wissenschaften wie die unserige von allergrößter Bedeutung, von ungeheuer viel größerer Bedeutung als bei den altgesättigten Wissenschaften. Bei der heimischen Archäologie wird aber für alle Zeiten das Persönliche eine größere Rolle spielen, weil ihr Fortschritt, insofern als er mit der Vermehrung des Stoffes verbunden ist, nie ohne die Mitwirkung breiterer Schichten unseres Volkes möglich sein wird.

Soviel zur Erklärung des Umstandes, daß das Persönliche in unserer Gesellschaft und in unserem „Mannus" eine größere Rolle spielt, sehr mit Recht spielt, als in den Zeitschriften anderer Gesellschaften. Es spiegelt sich darin ein gut Stück Geschichte unserer Wissenschaft ab und ein künftiger Geschichtschreiber unserer Wissenschaft wird an dieser Fundgrube nicht vorübergehen dürfen.

Das ist der Grund, weshalb ich auch immer darauf bedacht gewesen bin, das Lebensalter der älteren führenden Persönlichkeiten in unserer Gesellschaft festzustellen, damit ihnen nicht etwa erst nach ihrem Tode, wo das oft sehr schwer zu machen ist, sondern schon bei Lebzeiten, bei Eintritt ihres 60. oder 70. Lebensjahres, eine Art Denkmal gesetzt werde. An dem Bau dieses Denkmals können die Jubilare dann als beste Kenner ihres Lebens und ihrer Leistungen noch selbst mitbauen.

Wir haben unter diesen älteren führenden Leuten unserer Gesellschaft solche, die sich durch wissenschaftlich-literarische Leistungen oder durch Museumsorganisation oder durch reiche Stoffzuführung mittels Ausgrabungen hervortun, endlich solche, die ihre Mühe, Arbeit und Zeit der Verwaltung unserer Gesellschaft widmen. Zu den letzteren gehört in erster Linie das verehrte Mitglied, dessen Jubiläum als Sechzigjähriger wir heute feiern, unser Schatzmeister und erster Schriftführer, der mit mir, wie Geheimrat Bezzenberger einmal schrieb, den Geschäfteführenden Ausschuß des Vorstandes bildet. Herr Snethlage kann heute zugleich den Tag feiern, an dem er 10 Jahre Schatzmeister unserer Gesellschaft ist, und im nächsten Jahre wird es ein Jahrzehnt, daß er zugleich ihr erster Schriftführer ist. Ja nicht genug damit: ebenso lange ist er auch Schriftführer des Groß-Berliner Zweiges unserer Gesellschaft. Sie sehen, daß unser Jubilar in beispielloser Selbstlosigkeit seine volle freie Zeit — und er hat keinen leichten Beruf am Statistischen Reichsamt, ein Beruf, der jedesfalls die besten Stunden täglicher Arbeitszeit und Arbeitskraft in Anspruch nimmt — ich sage, daß er seine volle freie Zeit unserer Gesellschaft opfert. Wer es weiß, was das bedeutet (ich weiß es nur zu gut, da ich in derselben Lage bin, wie unser Jubilar) wird nicht Worte genug des Dankes finden für dieses Tun. Das bringt nur jemand fertig, der erfüllt ist vom Scheitel bis zur Sohle mit idealer Gesinnung. In dieser idealen Gesinnung, wie auch in allem anderen Denken, Empfinden und Handeln kenne ich unseren Snethlage als Urbild eines Deutschen; wenn er auch vom äußerlich anthropologischen Standpunkte aus manchem vielleicht nicht als blonder, blauäugiger, langschädeliger, hochgewachsener urgermanischer Musterknabe erscheinen mag. Aber das Geistige, das Seelische gehört mindestens ebenso zum Wesen der Rasse wie das Körperliche; die selbstlose Hingabe an das Ideal und die nie wankende Treue in dieser Hingabe, in diesem Falle an die Wissenschaft unserer Vorgeschichte, das gehört zum Wesen des Germanen. Aber es spielt noch eine andere Treue hier hinein, eine persönliche: der Germane bewahrte unerschütterliche Treue dem frei gewählten Führer. Ohne mich überheben zu wollen, kann ich es aussprechen, daß Herr Snethlage mit seiner rein sachlichen Treue zu unserer Wissenschaft eine mich stets von neuem rührende Treue zu meiner Person, d. h. zu meinen persönlichen wissenschaftlichen

Digitized by Google

Überzeugungen und zu meinen geschäftlichen Entscheidungen verbindet. Nicht daß er etwa des Selbstdenkens sich dabei entschlüge. Im Gegenteil! Aber die langen Jahre unserer Bekanntschaft — Herr Snethlage hat von 1904—1908 meine Vorlesungen gehört und an meinen Übungen teilgenommen — haben ihn zu der Überzeugung geführt, daß ich auch die äußeren Dinge unserer Wissenschaft nach allen Seiten am besten übersehe. Er hat mir einmal einen langen Brief geschrieben, der mich besonders gerührt hat, worin er mir lebhaft schildert, wie er durch meinen Unterricht zu einer ganz neuen geschichtlichen Lebens- und Weltanschauung gekommen wäre, und daß dies der Grund sei, daß er mir so große Dankbarkeit bewahrt und sein ideales Streben fortan in den Dienst seiner nunmehrigen Weltanschauung gestellt hat.

Herr Snethlage hat ja einen bewegten, anfangs nicht glücklichen Lebenslauf hinter sich: erst Student, wurde er so schwer nervös leidend, daß er das Studium aufgeben mußte. Dann als Landwirt traf ihn durch Ungunst der Verhältnisse unverschuldetes Unglück: er mußte sein Gut und die ganze Landwirtschaft daran geben, war aber nunmehr wenigstens körperlich gesundet. So wandte er sich in schon späten Jahren der Beamtenlaufbahn zu. Aber sein Hochstreben hatte inzwischen nicht gelitten: neben den schweren Arbeiten, um das höhere Examen für seinen neuen Beruf abzulegen, warf er sich rein aus Durst nach höherer Beschäftigung, als sie sein Amt ihm bot, dem Studium der Geschichte und bald auch der Vorgeschichte in die Arme. Das Wintersemester 1904/05 führte mir in den Übungen unter anderen Schülern die drei Namen zu: Erich Blume, meinen unvergeßlichen 1. Amanuensis, Hans Hahne und Ernst Snethlage. Herr Snethlage studierte bei mir volle vier Jahre bis Herbst 1908 und im Januar 1909 half er dann unsere Gesellschaft mitbegründen und bald mitleiten.

Damit will ich meine Ansprache schließen und nur noch einmal den wärmsten Dank unserer ganzen Gesellschaft wiederholen und der Hoffnung Ausdruck geben, Herr Snethlage möge noch recht lange leben, um noch mindestens ein Jahrzehnt unserer Gesellschaft in derselben Weise zu dienen wie bisher. Was sollten wir ohne ihn anfangen? Sein Verlust wäre eine Katastrophe für unsere Gesellschaft, da Herr Snethlage leider gar keine Schule gemacht hat und keinen ebenbürtigen Nachfolger finden könnte. Die Gesellschaft hat es sich nicht nehmen lassen, dem Jubilar als äußerlichen Dank eine kleine Ehrengabe zu widmen, auf einstimmigen Beschluß des Vorstandes. Sie ist den traurigen Zeitläuften entsprechend, unter denen ja auch die Gesellschaft schwer leidet, nur bescheiden. Aber auf die Höhe des Wertes kommt es nicht so an, als auf die Gesinnung, in der die Gabe geboten wird: sie soll nur ein Sinnbild unseres Dankes und unserer Verehrung für den Jubilar sein."

Unser finnländisches Mitglied Herr Dr. A. M. Tallgren vom Nationalmuseum in Helsingfors, der hervorragende Kenner der russischen Vorgeschichte und besonders fruchtbare Schriftsteller auf diesem Gebiete (eine größere Anzahl seiner einschlägigen Schriften sind in meinem neuen Buche über „Die Indogermanen" besprochen worden) ist zum ordentlichen Professor der Vorgeschichte an der neugeschaffenen estnischen Universität Dorpat berufen worden.

Digitized by Google

Todesfälle.

Als verstorben haben wir zu melden unsere kernigen niedersächsischen Mitglieder: Fabrikbesitzer Carl H. Meyer und Präzeptor Römstedt, beide zu Bergen bei Celle, Prov. Hannover.

Ludwig Pfeiffer †.

Im Mai 1921 verschied im 79. Lebensjahre unser Mitglied der Geheime Medizinalrat Dr. med. Ludwig Pfeiffer in Weimar, ehemaliger Leibarzt des Großherzogs Karl Alexander und seiner Gemahlin Sophie. Pfeiffer stammte aus Eisenach und praktizierte in Weimar seit 1866. In der Ärztewelt ist der Verstorbene als Mitbegründer des „Allgemeinen ärztlichen Vereins von Thüringen" bekannt. Seine Lieblingsbeschäftigung war die vorgeschichtliche Forschung und hierin wiederum besonders die primitive Technik. Vielfach hat er mit literarischen Arbeiten auf diesem Gebiet das Korrespondenzblatt der Allg. ärztl. Ver. v. Thür. bedacht, so 1900 (Medizinisch interessante Funde aus dem merowingischen Gräberfeld in Weimar), 1901 (ein neuer medizinischer interessanter Fund aus Gräbern [Hocker mit Trepanationsnarbe], 1909 (Die Skelettreste des Menschen und die bearbeiteten Knochen aus der Diluvialzeit Thüringens), 1910 (Das Zerlegen der Jagdtiere der Steinzeit) usw. Größere Werke sind: Die steinzeitliche Technik. Jena 1912; Die steinzeitliche Muscheltechnik. Jena 1914; Die Werkzeuge des Steinzeitmenschen. Jena 1920. Sein Hauptverdienst liegt in dem, was er für das städtische Museum in Weimar getan hat, insonderheit für die reiche Sammlung zur vorgeschichtlichen Technik, durch die es so außerordentlich lehrreich wirkt. G. K.

Felix Peiser †.

Durch den kürzlich erfolgten Tod unseres Mitgliedes Professor Peisers in Königsberg i. P. hat die Altertumsgesellschaft Prussia ihren Vorsitzenden und zugleich einen ihrer erfolgreichsten Mitarbeiter verloren.

Was Peiser in beiden Eigenschaften war, ist bei der Trauerfeier im Königsberger Krematorium von berufenster Stelle aus in großen Zügen gewürdigt worden. Im folgenden soll etwas eingehender jener Tätigkeit gedacht werden, die Professor Peiser als ostpreußischer Vorgeschichtsforscher entfaltet hat. Daß Peiser, der eigentlich Orientalist war, sich der ostpreußischen Vorgeschichte überhaupt widmete, verdanken wir wohl in erster Linie Geheimrat Bezzenberger, der, wie vor ihm Tischler, zur Aufhellung der älteren Perioden unserer Vorgeschichte und der darin wahrnehmbaren Beziehungen zu den alten Kulturländern des Mittelmeeres seinen Blick oft auf den vorderen Orient gerichtet hat. Wenn Peiser nun auch nicht oft Gelegenheit gehabt hat, seine orientalistischen Kenntnisse unserer Vorgeschichte dienstbar zu machen, so hat ihn doch auch dieses Forschungsgebiet so angezogen, daß er ihm einen großen Teil seiner kostbaren Zeit geopfert hat und auch seinerseits sowohl mit der Feder wie auch dem Spaten lange Jahre hindurch rastlos dafür tätig gewesen ist.

Schon im Jahre 1896 ist Peiser Mitglied der Prussia geworden und 1902 trat er auch in den Vorstand ein, wo er zunächst Schriftführer und später stellvertretender Vorsitzender wurde, bis er 1916 an Stelle Geheimrat Bezzenbergers selber zum Vorsitz und damit zur Leitung des Prussiamuseums berufen wurde.

Als Leiter des Prussiamuseums hat Peiser sich besonders bemüht, dessen reiche Bestände trotz des immer steigenden Raummangels sowohl für den Fachmann wie für den Besucher noch übersichtlicher zu gestalten. Die Gegenstände aus neuerer Zeit wurden in

Digitized by Google

die unteren Räume verlegt, für die ethnographische Abteilung eine Baracke angebaut. Die oberen Säle des Museums wurden ganz und gar der vorgeschichtlichen Abteilung zugewiesen, die den wertvollsten Teil des Museums bildet und ein außerordentlich reiches, weit über die Grenzen Ostpreußens hinaus bekanntes Fundmaterial aus allen Perioden der Vorgeschichte und aus allen Teilen der Provinz enthält und in welchem sich seit 1906 auch die prähistorische Sammlung des damals aufgelösten Provinzialmuseums der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft befindet. Die Neuordnung dieser großen Abteilung des Prussiamuseums ist besonders den reichen Gräberfeldfunden zugute gekommen, die alle Besucher am meisten zu fesseln pflegen. Peiser hat sie zu 6 größeren landschaftlichen Gruppen zusammengefaßt, die er wie folgt bezeichnet hat: I. Das Neide-Soldau-Gebiet. II. Das Passargegebiet. III. Das Pregelgebiet. IV. Das Samland. V. Die masurische Seenplatte. VI. Das Memelgebiet. Wie man sieht, ist das eine rein geographische Anordnung. Sie ist besonders zweckmäßig, weil sie historischen Abgrenzungen, die vorläufig noch nicht mit genügender Schärfe herausgearbeitet werden konnten, nicht hinderlich in den Weg tritt. Sie hat außerdem den Vorzug, den Besucher aus der Provinz schnell an diejenige Stelle zu führen, die er jeweilig im Museum besonders sucht. Das Interesse der Landbevölkerung für die Vorgeschichte der engeren Heimat zu fördern und dauernd wach zu erhalten, ist aber ein Gesichtspunkt, den die Leitung eines Heimatmuseums nichts aus den Augen verlieren darf, und auch Prof. Peiser hat den Wert dieses Gesichtspunktes nie verkannt. Hat er dadurch doch auch selber oft die Anregung zu neuen Grabungen empfangen, alte Beziehungen auffrischen, neue einleiten und anknüpfen können. Aber nicht allein für die sichere Aufbewahrung und gute Aufstellung der Funde hat Prof. Peiser sich nach Kräften eingesetzt, ihm hat stets auch ihre Vermehrung und wissenschaftliche Verwertung am Herzen gelegen. Durch Geheimrat Bezzenberger dazu vorbereitet, hat er viele Jahre hindurch selber den Spaten des Forschers gehandhabt und dem Museum dadurch eine Fülle des schönsten und wertvollsten Fundmaterials auch seinerseits zugeführt. Von 1904—1915 verging kaum ein Jahr, in dem er nicht eine oder mehrere größere Ausgrabungen in verschiedenen Teilen der Provinz unternommen hat. Wir werden gleich näher darauf zurückkommen. Im Jahre 1916 hatte Prof. Peiser das Unglück, sich eine Entzündung der Regenbogenhaut zuzuziehen, die ihn an weiteren Ausgrabungen verhinderte. Und in den folgenden Jahren stellten sich neue körperliche Beschwerden ein, die ihm auch sonst die Freude an seinen Arbeiten empfindlich beeinträchtigten und ihn oft sehr quälten. In diesem Jahre gedachte er Kissingen aufzusuchen, von wo er völlig geheilt zurückzukehren hoffte. Das Schicksal hatte es anders beschlossen. Am 25. April machte in den frühen Morgenstunden ein Herzschlag seinem so unermüdlichen und arbeitsfrohen Leben ein Ende. Das geschah in der Nacht von Sonntag zu Montag. Noch am Freitag vorher hatte Peiser mit gewohnter Umsicht und Energie eine Vorstandssitzung und daran anschließend die laufende allgemeine Sitzung der Prussia geleitet, an deren Schluß er von dem bevorstehenden Antritt seiner Reise sprach und sich dazu von den Anwesenden verabschiedete. Wir haben ihn nur im Sarge wiedergesehen.

Doch wir kehren zur Betrachtung der Peiserschen Ausgrabungen zurück, von denen wir, um ihre Fülle zu zeigen, hier eine größere Anzahl derselben namhaft machen. So hat Peiser im Regierungsbezirk Königsberg beispielsweise in den Kreisen Braunsberg, Fischhausen, Friedland, Königsberg, Labiau, Mohrungen, Pr. Eylau und Rastenburg gegraben, im Regierungsbezirk Gumbinnen in den Kreisen Angerburg, Oletzko und Tilsit, im Regierungsbezirk Allenstein, den er besonders liebte, im Gebiet der masurischen Seenplatte, in den Kreisen Johannisburg, Lötzen, Neidenburg, Ortelsburg, Rössel und Sensburg. Dabei kommen die Ländereien folgender Orte in Betracht: Augusthof, Allmoyen, Alt-Keykuth, Alt-Muntowen, Alt-Kossewen, Aweyden, Abbau Cobjeiten, Abbau Rössel, Biescobnicken, Bischofsburg, Bludau, Blöcken, Bartlicishof, Babienten, Cruttinnen, Doliwen,

Digitized by Google

Dietrichswalde, Frauenburg Gonschor, Grunden, Groß-Schläfken, Grzybowen, Huntenberg, Haaszen, Jaskowskasee, Inulzen, Käbers, Kirtigehnen, Klein-Puppen, Kamien, Kelbonken, Lawken, Littfinken, Legden, Medenau, Mingfen, Meistersfelde, Mertinsdorf, Moythienen, Naunienen, Nikutowen, Onufrigowen, Perkau, Pruschinowen-Wolka, Piassutten, Ringels, Selbongen, Sußnick, Splitter, Salza, Sorgenau, Scharnigk, Siegesdicken, Scheufelsdorf, Schulstein, Trentitten, Wigrinnen, Wilmsdorf, Warengen, Walderfee, Waplitz, Wawrochen, Waldhaus Görlitz, Woplauken.

Chronologisch verteilen sich diese Ausgrabungen auf die Hügelgräber unserer jüngsten Bronze- und Latènezeit, d. h. auf die letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt, auf die Gräberfelder der römischen Kaiserzeit und der daran anschließenden sog. Völkerwanderungszeit (das 1.—8. Jahrh. nach Chr.) und auf die Friedhöfe der jüngsten heidnischen Zeit, die in Ostpreußen bis tief in die Zeit des deutschen Ordens hineinreicht.

Bei allen seinen Ausgrabungen hat Peiser stets sehr sorgfältige Aufzeichnungen über die Art und Lagerung der Funde und den Inhalt der einzelnen Gräber gemacht. Eine größere Anzahl seiner Fundberichte ist bereits in den Sitzungsberichten der Prussia veröffentlicht, andere stehen noch aus, doch werden auch sie auf Grund der Tagebücher nach und nach herausgegeben werden können. Besonders wichtig und wissenschaftlich äußerst wertvoll sind die von Peiser ausgegrabenen masurischen Gräberfelder, speziell diejenigen aus den Kreisen Sensburg und Ortelsburg, die zum Teil der römischen Kaiserzeit, zum Teil der Völkerwanderungszeit angehören. Eins derselben, das Grabfeld von Moythienen, hat Peiser im Beginn seiner Tätigkeit zusammen mit Hollack ausgegraben. Der Bericht darüber ist im Jahre 1904 als Festgabe zum 60jährigen Jubiläum der Prussia im Druck erschienen. Für die Veröffentlichung zweier anderer kaiserzeitlicher Gräberfelder, aus Onufrigowen und vom Jaskowskasee, beide im Kreise Sensburg, hatte Peiser bereits je elf große photographische Tafeln anfertigen lassen, zu deren Verwertung er aber nicht mehr gekommen ist. Sie sollten mit mehreren anderen Tafeln zusammen das von ihm geplante zusammenfassende große Werk über seine masurischen Ausgrabungen erläutern, in welchem er nicht nur die dortigen Gräberfelder der römischen Kaiserzeit, sondern auch diejenigen der Völkerwanderungszeit ausführlich behandeln wollte, die für die ostpreußische Vorgeschichte von besonderer Wichtigkeit sind. Es kommen darin nämlich Formen vor, die davon zeugen, daß im 6. und 7. Jahrh. nach Chr. in Masuren und besonders in den Kreisen Sensburg und Ortelsburg Germanen ansässig gewesen sind und zwar hat man es dabei einerseits mit Goten, andererseits mit einem noch nicht näher bestimmbaren anderen germanischen Stamme zu tun. Dieses letztere überaus wichtige Fundmaterial ist inzwischen übrigens bereits von anderer Seite bearbeitet worden, von dem schwedischen Prähistoriker Dr. Åberg in seinem Buch über „Ostpreußen in der Völkerwanderungszeit", das 1919 in Upsala erschien und in welchem auch die Peiserschen Funde ausführlich behandelt sind, Peiser selbst hatte sie Åberg zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt. Auch sonst hat Peiser die Forschung, wo immer es ihm möglich war, nach Kräften unterstützt und gefördert.

Peisers letzte größere Ausgrabung im Jahre 1915 zeigt ihn als Kriegsarchäologen. Er hat damals auf Anregung und mit weitestgehender Unterstützung der dafür zuständigen höchsten militärischen Dienststellen ein durch Kriegshandlungen angeschnittenes Gräberfeld der römischen Kaiserzeit in Pajki bei Prassnysch in Polen untersucht und seine Ergebnisse in einer reich ausgestatteten Sonderschrift veröffentlicht, deren Widmung Generalfeldmarschall v. Hindenburg anzunehmen geruhte.

Peisers umfangreiche Tätigkeit mit dem Spaten hat ihm, der im Hauptberuf einer anderen Wissenschaft verpflichtet war, wie er selbst an einer Stelle in seinem Buch über Pajki sagt, wenig Zeit gelassen, für die Vorgeschichte auch literarisch tätig zu sein. Seine vorerwähnten Fundberichte zeugen indessen davon, daß er sich auch in literarischer Hinsicht auf dem Gebiete der ostpreußischen Vorgeschichte und in deren Nachbarschaft gründlich um-

Digitized by Google

gesehen hat. Auch eine Reihe meist kleinerer Aufsätze legt dafür Zeugnis ab. In der Festschrift zum 70. Geburtstage Geheimrat Bezzenbergers ist Peiser ebenfalls mit einem literarischen Beitrag vertreten. Nicht unerwähnt darf bleiben, und damit knüpfen wir das Ende unserer Betrachtungen an ihren Anfang an, daß Peiser tatsächlich einmal auch als Orientalist der ostpreußischen Vorgeschichtsforschung einen wichtigen Dienst geleistet hat. Wir verdanken ihm die Bestimmung und Datierung der sogen. „Bronzefigur von Schernen", einer im Kreise Memel gefundenen vorderasiatischen Götterfigur aus dem Ende des zweiten Jahrtausends vor Christus, also aus unserer älteren Bronzezeit.

Heinrich Kemke.

Buch-Angebot.

Die Danziger Naturforschende Gesellschaft ist bereit, das Buch von **W. La Baume, Vorgeschichte von Westpreußen,** Danzig 1920 (182 S. mit 84 Textabb. u. 18 Tafeln) (vgl. oben Bücherbesprechungen S. 127 f.) an die Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zum Vorzugspreise von 6,50 Mk. abzugeben. Porto 0,60 Mk., Nachnahme 1,00 Mk. Bestellungen sind zu richten an Dr. La Baume, Danzig, Langemarkt 24.

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen u. Kugelflaschen.

Von Gustaf Kossinna.

Mit Textabbildungen und 3 Karten.

II. Kragenfläschchen.

Mit 18 Textabbildungen und 1 Karte (Tafel VII).

Nordgruppe.

Eine Untersuchung der Kragenfläschchen zeigt, daß sie wie die Trichterbecher in Dänemark ihren Ursprung haben, und zwar vermutlich in Jütland, wo sie am stärksten auftreten und auch eine, wenn gleich recht kurze, Entwicklung erleben. Denn sie sind im Ursprungsland streng gebannt in die Zeit der ältesten Megalithform, der Dolmen, während ihre Genossen, die Trichterbecher, wie wir gesehen haben, einerseits in ihren Vorstufen bis in die Zeit der Muschelhaufen zurückgehen, anderseits nach Ablauf der Dolmenzeit noch in den Ganggräbern Dänemarks erscheinen. Doch finden sich die ältesten Kragenfläschchen nicht ausschließlich in den Dolmen Dänemarks und Schleswig-Holsteins, sondern wie die Trichterbecher in vereinzelten Fällen auch in jenen Erdhügelgräbern Nord- und Westjütlands, die sich durch ihren Inhalt als vollkommen gleichzeitig mit den Dolmen erweisen. Viermal erscheinen sie in diesen Erdgräbern, und zwar dreimal in Jütland: Nr. 12 Lomborg, Nr. 16 Aarlev — hier im Verein mit einem Dolmentrichterbecher, siehe oben S. 15, Nr. 5 —, Nr. 17 Sorum, und einmal auf der Insel Langeland: Nr. 22 Lohals. Daß ich die Dolmen den Urindogermanen, die jütländischen Erdhügelgräber der Dolmenzeit aber den Vorfinnen zuschreibe, habe ich kürzlich in meinem Buche „Die Indogermanen I." S. 73f. mitgeteilt.

Außerhalb der kimbrischen Halbinsel und der dänischen Inseln kommen die Kragenfläschchen in Dolmen kaum vor. Vielmehr sind es hier jüngere Megalithgräber (Ganggräber, „Hünenbetten", sogar noch Steinkisten) oder Gräber anderer Art mit oder ohne Steinschutz, die jene Tongefäßchen be-

Digitized by Google

herbergen. Und zwar treffen wir die Kragenfläschchen überall in jenen Landschaften, wo auch die Trichterbecher verbreitet sind, wenn auch beide Gefäßarten oft auch nicht an denselben Orten auftreten. Zuweilen finden sie sich aber in ein und demselben Grabe vereint. Es ist also von vornherein anzu-

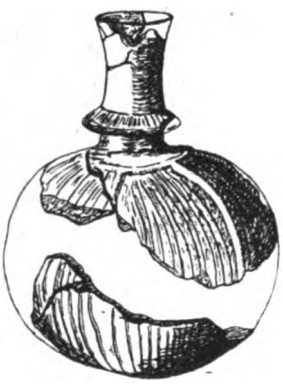


Abb. 40. 1/3. Weibüll, Kr. Hadersleben, Schleswig.

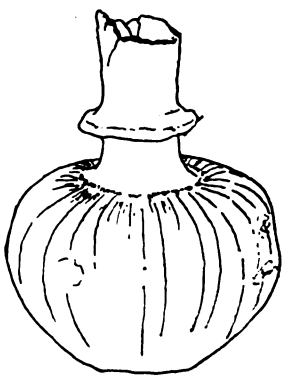


Abb. 41. 1/3. Schleswig-Holstein. Mus. Kiel, ohne Nr.

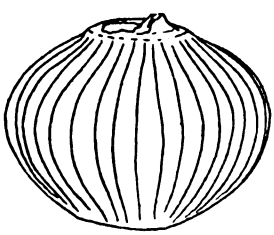


Abb. 42. 1/3. Schleswig-Holstein. Mus. Kiel, S. S. 1456.

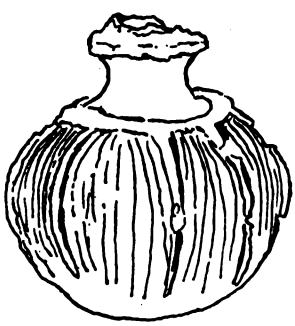


Abb. 43. 1/3. Sillehoel, Ksp. Loit, Kr. Apenrade, Schleswig. Mus. Kiel.

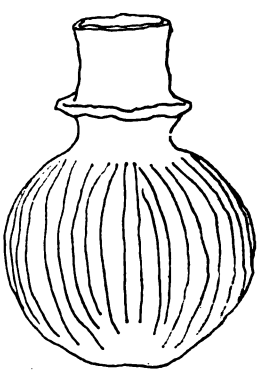


Abb. 44. 1/3. Ohlsdorf, Ksp. Eppendorf, Holstein. Mus. Hamburg.

Die Vorlagen für Abb. 41—44 werden dem Kieler Museum verdankt.

nehmen, daß beide Formen zu gleicher Zeit durch die nämlichen Völker- oder Stammesbewegungen ihre Wanderungen vollführt haben.

Dafür spricht auch die Typologie der Kragenfläschchen.

In Dänemark haben sie offensichtlich ihre vollkommenste, ursprünglichste Form, während sie in den nord- und mitteldeutschen Gebieten ebenso augenscheinliche Entartungen zeigen.

Die dänischen und schleswig-holsteinischen Kragenfläschchen besitzen

Digitized by Google

eine Höhe, die sich zwischen 12 und 15 cm bewegt, kennen also die Zwergenhaftigkeit nicht, die vielen deutschen Kragenfläschchen eigen ist; sie besitzen ferner einen langen engen zylindrischen Hals (Abb. 40—41); in allen anderen Gegenden ist der Hals fast durchweg kurz, oft sogar sehr kurz. Im ersteren Falle ist er vielfach nach außen geschweift, besonders bei der Ost- und Südgruppe (vgl. Abb. 49, 50, 53, 57 II).

Der Bauch ist wie bei den Trichterbechern ursprünglich und gewöhnlich kugelig (Abb. 40—44). Seine Verzierung besteht aus dichtgestellten senkrechten Furchen, die teils über den ganzen Bauch sich erstrecken (Abb. 41, 42, 44), teils nur seine Oberhälfte bedecken (Nr. 15, 19, 25, 29, 30, 34, 35) und schließlich zu einzelnen Gruppen auseinandertreten (Nr. 11, 16, 17, 20a, 21, 27). An Stelle der Furchen treten öfters plastisch aufgelegte Rippen, teils in weiteren

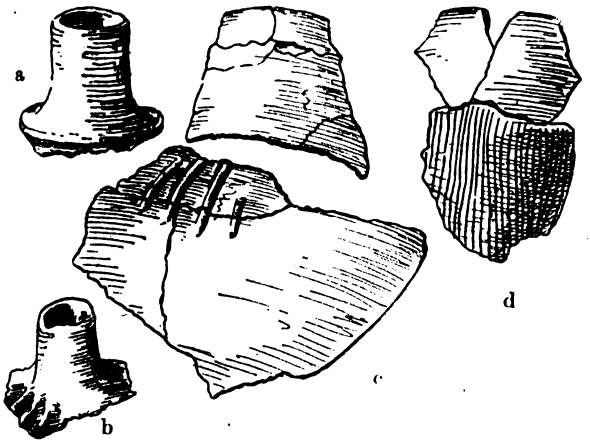


Abb. 45. 1/2. Zarrenthin, Kr. Demmin, Pommern.

Abb. 46. 1/4. Jütland.

Abständen (Nr. 1, 23), teils zu Gruppen vereinigt (Nr. 22) oder auch mit den senkrechten Furchen abwechselnd (Nr. 31, 32; Abb. 40, 43).

Der Kragen ist außerhalb Jütlands, d. h. auf den dänischen Inseln und in Schleswig-Holstein, überwiegend unverziert und zwar bei allen Arten der Bauchverzierung (Nr. 1, 19, 20a, 21, 23, 25, 29, 30, 32, 37b, 38). Verzierte Kragen sind, soweit ich aus Bild oder Beschreibung feststellen konnte, nur 7 vorhanden. Radiallinien, voll gezogen oder punktiert ausgeführt, zeigt die Kragenoberseite von Nr. 22 (Langeland), Nr. 27 (Möen), Nr. 28 (Bogö), Nr. 31 (Hadersleben, Abb. 40), Nr. 34 (Lübeck), Nr. 35 (Hamburg: bei der Abb. 44 nicht sichtbar), während Nr. 37b (Zarrenthin in Vorpommern) plastische Radialrippen zu haben scheint (Abb. 45b). In Jütland dagegen kommen unverzierte Kragen mit einer gleich zu besprechenden Ausnahme (Nr. 4) nicht vor, wobei ich allerdings bemerken muß, daß von den 9 einschlägigen Funden 3 mir nicht näher bekannt sind, da ich von ihnen nur

Digitized by Google

durch Petersens Anführungen weiß (Nr. 5, 8, 14), und daß das Stück unter Nr. 3 seinen Kragen eingebüßt hat. Die jütländischen Fundstücke unter Nr. 11, 12?, 15, 17 haben Radialverzierung der Kragenoberseite, Nr. 16 aber (Aarslev) hat statt dessen eine Zähnung des Kragenrandes. Damit kommen wir nun zu einer etwas jüngeren, immerhin noch der Dolmenzeit angehörigen Abart von Kragenfläschchen, die nicht kugelige, sondern kantig geknickte Bauchwandung aufweisen (Abb. 46). Von den 6 hier einschlägigen jütländischen Funden haben fünf (Nr. 6, 7, 9, 10, 13) denselben gezähnten Kragenrand wie Nr. 16, und nur Nr. 4 hat einen unverzierten Kragen. Außerdem ist kennzeichnend für die Abart mit geknickter Bauchwandung, daß der Oberteil des Bauches nicht mit dichtgestellten Linien oder mit einzelnen Liniengruppen, sondern mit weitgestellten gefüllten Bändern bedeckt ist, wobei wiederum Nr. 4 eine Ausnahme macht, wo unverzierter Kragen und Liniengruppen auf dem Oberbauche vereinigt sind. Außerhalb Jütlands erscheint nur noch in dem ihm benachbarten Fünen ein Stück (Nr. 18) mit Bauchknick, jedoch entbehrt es die kennzeichnende jütländische Verzierung dieser Abart, hat vielmehr statt dessen nach älterer Art dichtgestellte senkrechte Furchenlinien.

Westgruppe.

Wie schon bemerkt, kommen Kragenfläschchen außerhalb Dänemarks und Schleswig-Holsteins, also auch in Nordwestdeutschland und Nordostholland, nicht in Dolmen, sondern in Hünenbetten und Ganggräbern vor.

Ihr Hals ist hier kurz, der Kragen unansehnlich und nur selten verziert, der Bauch nur selten noch einmal vollkommen kugelig, d. h. so daß Wandung und Boden gleichmäßig gerundet ist. Meist ist der Bauch kantig geknickt, wie bei der jüngeren jütländischen Abart, und fast stets der Boden flach, letzteres zuweilen auch dann, wenn der Bauch noch kugelig ist. Im Oldenburger Museum befinden sich nur 3 Stücke mit kugeligem Bauch, dabei flachem Boden (Nr. 2, 5b, 8), dagegen 11 Stücke mit kantigem Bauch, darunter 1 mit rundem Boden (Nr. 1). Die beiden Dechtaer Stücke der Detmolder Sammlung haben ebenfalls Bauchknick und flachen Boden und sind gänzlich unverziert. Das eine derselben zeichnet sich aus durch seine besonders stark entartete Form, sowohl was Hals und Kragen, die wie miteinander verschmolzen aussehen, als was den breiten, wie plattgedrückten Bauch angeht (Abb. 47).

Von den 23 für die Beurteilung der Form genügend erhaltenen Stücken des Provinzialmuseums zu Hannover haben nur noch 4 kugeligen Bauch (Nr. 13, I, 15, 31 Seeste Nr. 3294, 3308) und 4 noch abgerundeten Bauch (Nr. 15, 17, 31 Seeste Nr. 3294, 3204).

Was die Verzierung anlangt, so ist die Kragenverzierung fast völlig verschwunden. Von den 14 Stücken des Oldenburger Museums besitzt nur eines der 7 Wildeshäuser einen auf der Oberseite mit radialen Strichen ver-

Digitized by Google

zierten Kragen, doch ohne Randzähnung, wie sie die jütländischen Stücke mit Bauchknick aufweisen, und von den 23 Stücken des Provinzialmuseums zu Hannover haben nur 2 dieselbe Radialverzierung: Börger 3391 und Thiene 3440. Ebenso haben die Dechtaer Stücke des Detmolder Museums unverzierten Kragen.

Auch die Oberbauchverzierung hat sehr merklich nachgelassen. Von den 14 im Oldenburger Museum befindlichen Stücken zeigen nur 5 noch ein solches Merkmal (Nr. 1, Nr. 4 Wildeshausen 1709, 1736, 1737, Nr. 9). Überall erscheinen dort radial angeordnete Strichgruppen, darunter an 2 Stücken je 5 kurze Tannenzweigornamente; dicht über dem Bauchknick zuweilen horizontale Umlauflinien. Auch im Hannöverschen sind Radiallinien, teilweise punktiert (Nr. 12b Börger 3391, Nr. 13 Sögel 3378, Nr. 20 Thiene 3441,

Abb. 47. 2/5. Dechta, Oldenburg. Mus. Detmold.

Abb. 48. 1/2. Lohne, Kr. Lingen, Hannover. Mus. Hildesheim.

3446, Nr. 22a Osnabrück 10835), teilweise in Winkeln (Nr. 20 Thiene 10524), teilweise in Tannenzweigmuster ausgeführt (Nr. 22 Osnabrück, Nr. 23 Seeste 3306) üblich, ebenso aber auch wagrechte Umlauflinien, teilweise aus Grübchen hergestellt (Nr. 12b Börger 3390, Nr. 20 Thiene 3436, 3440, Nr. 18a Lohne: Abb. 48). Wagrechte und senkrechte Verzierung vereinigt bieten Nr. 13 Sögel 3379, Nr. 31 Seeste 3305, 12997.

Für die Form des scharfen Bauchumbruchs muß man wohl auf die Bauchknickfläschchen Jütlands zurückgehen. Allein die Anknüpfung der Verzierung des Oberbauchs wird man am ehesten in Schleswig-Holstein suchen müssen, da ja die bandförmigen Radien der jütländischen Bauchknickgefäße in Nordwestdeutschland ganz fehlen. Auch das Fehlen der Kragenverzierung weist eher auf Schleswig-Holstein hin, als auf Jütland.

Wie bei den Trichterbechern erschließen wir also bei den Kragenfläschchen eine Einwanderung der Bevölkerung nach Nordwestdeutschland eher aus Schleswig-Holstein als aus Jütland.

Digitized by Google

Ostgruppe.

Anders bei der Ostgruppe. Hier fehlen zwischen Schleswig und der Weichselmündung südlich der Ostsee die Verbindungsglieder vollständig, während der für den Osten allein in Frage kommenden Ganggrabzeit.

Abb. 49. 2/5. Kreis Ohlau, Schlesien.

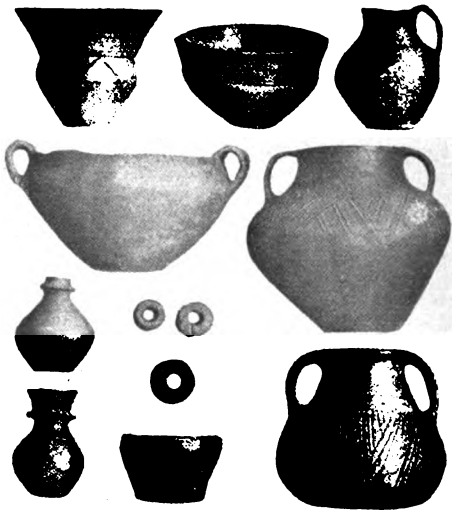


Abb. 50. 1/2. Jordansmühl, Kr. Nimptsch, Schlesien.

Noch viel weiter vom Osten liegt Nordwestdeutschland ab. Die Typologie scheint zunächst auch keinen Wegweiser abzugeben. Denn die ostdeutschen Kragenfläschchen sind so gut wie ganz unverziert und in der Form sind sie in mehr als einer Beziehung entartet. Sie sind klein, der Kragen ist besonders klein (eine Ausnahme macht hier nur Nr. 13 aus Miezynice bei Przemysl) und unverziert. Doch findet sich öfters eine Eigenheit bei Kragen, mitunter auch bei Halsmündung: sie sind am Rande gezähnt, so bei Nr. 8, 9, 15 (Ohlau, Jordansmühl,

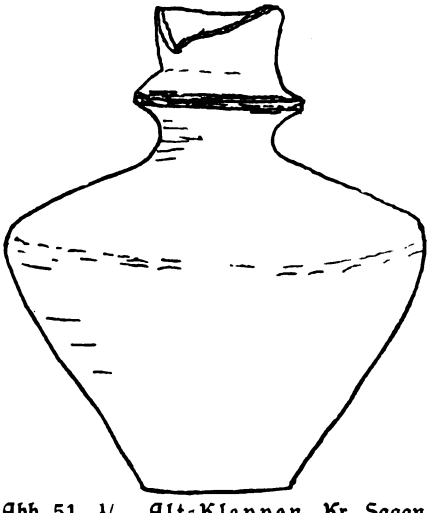


Abb. 51. 1/2. Alt-Kleppen, Kr. Sagan. Schlesien.

Abb. 52. Zastow bei Krakau.

Digitized by Google

Nalenczow). Und dies ist ein Zug, der die Ostgruppe unmittelbar mit der jütländischen Abart mit Bauchknick in Verbindung bringt. Sonst ist noch zu bemerken, daß der sehr kurze Hals teils steil aufragt, teils schräg ausladet und in letzterem Falle ein klein wenig höher wird: so bei den Gefäßen von Ohlau (Abb. 49), Jordansmühl (Abb. 50), Badewitz, Katharein (Nr. 8—11). Wichtig ist ein anderer Punkt, daß nämlich in Polen mehrfach eine Abart auftritt, bei der vom Kragen aus ein längerer Henkel abwärts läuft (Nr. 14, 14a, 15; Abb. 53), weil dieses Merkmal die Ostgruppe mit der von ihr, wie wir gleich sehen werden, abzuleitenden Südgruppe verbindet. Wie bei den schlesischen Trichterbechern allgemein das Bestreben besteht, den Absatz zwischen Hals und Bauch aufzuheben und die Wandung in stets gleicher Neigung

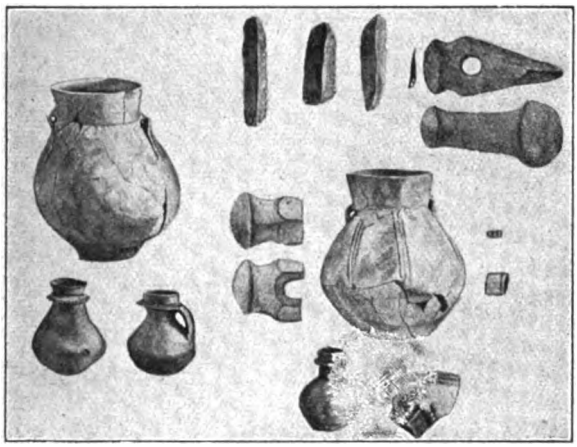


Abb. 53. Nalenczow, Gouv. Lublin.

emporzuführen, so haben wir diesen Zug einmal auch bei den schlesischen Kragenfläschchen: ein Stück von Noßwitz (Nr. 6) zeigt geradezu schlauchartigen Körper. Eine besondere Eigentümlichkeit des Kragenfläschchens von Zastow bei Krakow (Nr. 12) besteht darin, daß es auf vier Füßchen steht (Abb. 52), was sonst innerhalb der Steinzeit nur bei Schalen und Wannen vorkommt.

Südgruppe.

Die Südgruppe hat dieselben drei Typen wie die Ostgruppe: ganz kurzen steilen Hals oder ein wenig längeren schräg ausladenden Hals oder steilen Hals mit Henkel (Abb. 18, I—III). Stark abweichend ist nur die völlig erhaltene der beiden Fläschchen aus der Züscher Steinkiste (Nr. 5), deren steiler Hals recht lang ist, während der dünne unverzierte Kragen fast unmittelbar dem Bauche aufsitzt, der eine in die Breite abgeflachte Kugelform besitzt. Das andere Züscher Fläschchen, aus dem Vorraum der Steinkiste stammend,

Digitized by Google

gehört zu dem gehenkelten Typus III und einem gleichen Stücke begegnen wir in Leitmeritz (Nr. 7).

Diese Beziehung nach Osten zeigt, daß die Südgruppe nicht mit der Nordwestgruppe zusammenhängen kann. Wer aber nun noch eine Wanderung der Gefäßform aus dem Saale-Elbgebiet ins Odergebiet als möglich erwägen wollte, für den möchte das Züscher Grab durch seine Form ein meines Erachtens genügendes Hindernis bilden, dem Gedanken weiter Raum zu geben. Denn es ist eine Steinkiste mit Giebelloch, eine Grabart, die anerkanntermaßen ganz an den Schluß der Steinzeit gehört. Daß eine in Dänemark auf die Dolmenzeit beschränkte Gefäßform in Hessen zu noch so später Zeit erscheint, werden wir nur erklären können, wenn wir nachweisen oder wahrscheinlich

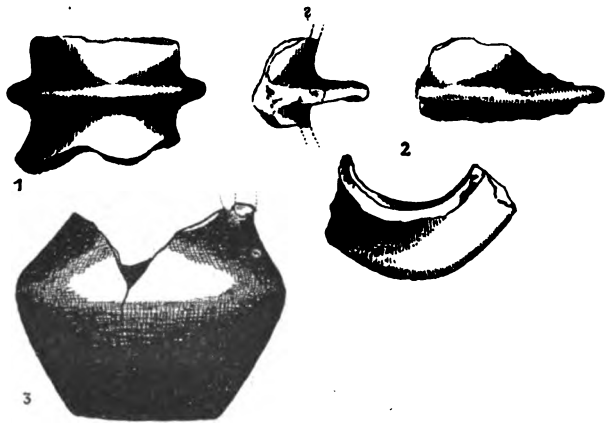


Abb. 54. Leitmeritz, Böhmen.

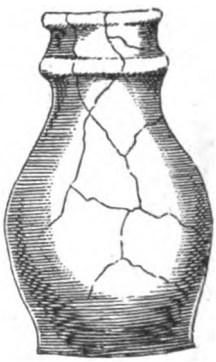


Abb. 55. Etwa 1/3. Lann-Blaen, Dep. Morbihan.

machen, daß die Gefäßform von Dänemark nach Hessen auf einen sehr weiten Wege gelangt ist. Das ist bei unserer Annahme der Fall, da wir die Wanderung von Dänemark nach der Weichselmündung und die Weichsel aufwärts über Posen, Schlesien, Böhmen, Thüringen nach Hessen gehen lassen [1]). Bei einer Wanderung von Dänemark sogleich nach der Saale und weiter nach Hessen wäre der große Zeitabstand des Vorkommens kaum erklärlich. Bestätigend tritt hinzu, daß die einschlägigen Gräber in Schlesien und Polen tatsächlich in die Zeit der Ganggräber gehören, also auch zeitlich einen Übergang von den Dolmen zu den Steinkisten darstellen. Wir erkennen in diesem Zusammenhange, daß die Form der Steinkisten, insonderheit derer mit Giebelloch, nach

[1]) Wie bei der Aufzählung der Trichterbecher, so konnte auch bei der Aufzählung der Kragenfläschchen die Anordnung der Landschaften innerhalb der Südgruppe meiner veränderten neuen Ansicht nicht angepaßt werden, da die Nummern der Karte nun einmal festgelegt waren.

Digitized by Google

hessen und weiter nach Südwestfalen (Warburg) nur von Thüringen hergekommen sein kann, nicht etwa von Frankreich her, wo es in derselben Spätzeit zwar Dolmen mit Giebelloch sehr zahlreich gibt, nicht aber Steinkisten nach mitteldeutscher Art. Entartete Steingräber, von denen aus Oberhessen und Nassau berichtet worden ist, dürften vielleicht ebenfalls in diesen Zusammenhang gehören.

Das südwestlichste aller deutschen Kragenfläschchen, das von der Eyersheimer Mühle in der Rheinpfalz, hat eine Mündung, die genau derjenigen des schlauchförmigen Gefäßchens von Lann-Blaen in der Bretagne (Abb. 55)

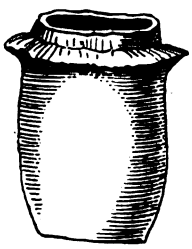


Abb. 56. Kérandrèze, Dep. Finistère.

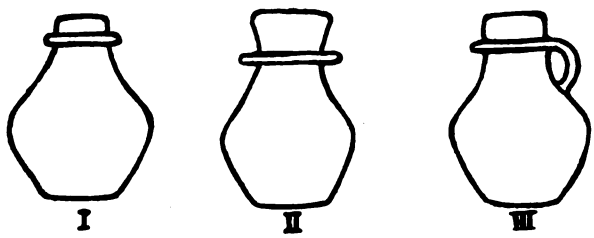


Abb. 57. Typen aus Leitmeritz.

entspricht, d. h. den Kragen bildet ein ganz niedriger umlaufender Wulst, der an der Öffnung des Gefäßes wiederholt wird. Aus dieser Ähnlichkeit schließen zu wollen, daß die Kragenfläschchen der Bretagne nicht auf dem Seewege von Holland oder Nordwestdeutschland, sondern auf dem Landwege vom Mittelrhein hergekommen wären, scheint mir zu weit zu gehen. Das andere der beiden Kragenfläschchen aus der Bretagne (Abb. 56) ist vollkommen zylindrisch und hat einen dünnen scharf auslaufenden Kragen.

Nachtrag zu den Trichterbechern.

Ich benutze die Gelegenheit, einen mir seit Jahren bekannten Trichterbecher, den ich in dem Verzeichnis aufzuführen leider vergessen habe, hier bekannt zu machen. Es ist ein Stück aus Mellenthin auf der Insel Usedom in Vorpommern, das sich in dem schmucken Museum der Stadt Swinemünde befindet, wo ich es kürzlich wieder gesehen habe. Der Rand ist ganz unverziert, der Bauch mit senkrechten Furchen dicht bedeckt. Der Becher entspricht also genau dem auch sonst in Mecklenburg, Vorpommern und in der Uckermark beobachteten Typus, der ein Abkömmling der schleswig-holsteinischen, nicht der jütländischen, Dolmenart ist (s. oben S. 36).

Digitized by Google

2. Kragenfläschchen: Tafel VII.

Ältere Kragenfläschchen (Nordgruppe).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Herred oder Kreis	Amt, Län oder Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Dänemark.			
1	1	?	?	?	?	Kopenhagen 6 922	Hansen, Ä. M., S. 6, Nr. 5 a
2	1	?	?	?	?	Kopenhagen Nr. ?	Petersen, Aarb., 1881, S. 345
				Jütland.			
3	1	?	?	?	?	Aarhus 2 916	Hansen, Ä. M., S. 6, Nr. 6, Taf. II, 2
4	1	?	?	?	?	Kopenhagen 3 168	Hansen, Ä. M., S. 3, Nr. 5 Petersen, Aarb., 1881, S. 345
5	1	?	?	?	?	Kopenhagen 18 564	Petersen, Aarb., 1881, S. 345
6	1	?	?	?	?	Kopenhagen 22 733	Hansen, Ä. M., S. 3, Nr. 6
7	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 26 653	Hansen, Ä. M., S. 2, Nr. 1
8	1	?	?	?	A. Hjörring	Hjörring	Nordmann, Aarb., 1917, S. 274
9	1	Dronninglund	Dronninglund	Dronninglund	Hjörring	Kopenhagen 18 452	Petersen, Aarb., 1881, S. 344 u. 345 Hansen, Ä. M., S. 3 Nr. 3, S. 13 Nr. 8.

Digitized by Google

10	1	Jersley	Jersley	Flesfum	Aalborg	Kopenhagen 15 299	Hansen, Ä. M., S. 2, Nr. 2, Taf. I,1 u. S. 14 Nordmann, Aarb., 1917, S. 271 Petersen, Aarb. 1881, S.345 Madsen, Afbildn. St., Taf. 45, 21
11	1	Stenstrup Hede, Skilmose Hoj	Kostrup	Hindsted	Aalborg	Kopenhagen A 2 226	Hansen, Ä. M., S. 5, Nr. 3a Petersen, Aarb. 1881, S.345
12	1	Lomborg	Lomborg	Skodborg	Ringkjöbing	Kopenhagen A 12 162	Friis Johannsen, Aarb. 1917, S. 143 Hansen, Ä. M., S. 15
13	1	Skjern Hovedgaard	Skjerne	Middelsom	Viborg	Kopenhagen 21 290	S. Müller, Kunst, Abb. 74 u. S. 13 Hansen, Ä. M., S. 3, Nr. 4 Petersen, Aarb. 1881,S.345
14	1	Skaervad	Ginnerup	Nørre Hd.	Randers	Kopenhagen A 4 092—4 100	Petersen, Aarb. 1881, S. 344 u. 345
15	1	Tovstrup	Hover	Hind	Ringkjöbing	Kopenhagen A 5 488	Hansen, Ä. M., S. 5, Nr. 1, b u. S. 14
16	1	Aarslev	Aarslev	Hasle?	Aarhus	Aarhus 4 080 b	hansen, Ä. M., S. 5, Nr. 3b, Taf. I, 5 u. S. 15 Friis Johannsen, Aarb. 1917, S. 142 u. 143
17	1	Jorum	Brøndum	Skad	Ribe	Kopenhagen	Friis Johannsen, Aarb. 1917 S. 134, Abb. 3 S. Müller, Kunst, Abb. 71 Hansen, Ä. M., S. 15

Digitized by Google

Ältere Kragenfläschchen (Nordgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Herred oder Kreis	Amt, Län oder Reg.-Bez.	Sammlung	Literatur
				Fünen.			
18	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 10 566	S. Müller, Kunst, Abb. 73 Hansen, Ä. M., S. 3 u. 4, Nr. 7, Taf. I, 3
19	1	?	?	?	Nordfünen	Odense	Hansen, Ä. M., S. 5, Nr. 1a, Taf. I, 4
20a	1	Frörup	Frörup	Vinding	Svendborg	Kopenhagen Z 51	Hansen, Ä. M., S. 6, Nr. 4b
20b	1	Kajbjerg Skov	Vinding	Vinding	Svendborg	Kopenhagen (Red. Zincks Smlg.)	Petersen, Aarb. 1881, S. 344 u. 345
21	1, identisch?	a) Lindeskov b) Hestehaveskoven, Lykkesholm	Ellested	Vinding	Svendborg	Kopenhagen A 27 579	Hansen, Ä. M., S. 5 u. 6 Nr. 4a Petersen, Aarb. 1881, S. 344 u. 345
				Langeland.			
22	1	Lohals	Hov	Nord Hd.	Svendborg	Langelands Mus. in Rudköbing	Hansen, Fornv. 1917, S. 85 ff. Hansen, Ä. M., S. 6, Nr. 7, S. 14 Friis Johannsen, Aarb. 1917, S. 145
				Ärö.			
23	1	—	Bregninge	Ärö	Svendborg	Odense 5088	Hansen, Ä. M., S. 6, Nr. 5b, Taf. I, 6

Digitized by Google

			Seeland.				
24	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 3 201	Petersen, Aarb. 1881, S. 344 u. 345
25	1	Ølstykke	Ølstykke	Ølstykke	Fredriksborg	Kopenhagen 9 681	Hansen, Ä. M., S. 5, Nr. 1c, S. 13
26	1	Dyrehavegaard	Lyngby	Sokkelund	Kopenhagen	?	Petersen, Aarb. 1881, S. 344 u. 345
			Moen.				
27a	identisch? 1	?	?	?	Praestö	Kopenhagen ohne Nr.	Hansen, Ä. M., S. 6, Nr. 4c
27b		?	?	?	Praestö?	Kopenhagen 53	Petersen, Aarb. 1881, S. 344 u. 345
			Bogö.				
28	1	Bogö	Bogö	Møenbo	Praestö	Kopenhagen A 4 306—4 310	Madsen, Gravh. XXXXI, 64, m Petersen, Aarb. 1881, S. 344 u. 345
			Schleswig-Holstein.				
29	1	?	?	?	Schleswig	Kiel ohne Nr.	Abb. 41 oben
30	1	?	?	?	Schleswig	Kiel H. S. 1 456	Abb. 42 oben
31	1	Weibüll	Wittstedt	Hadersleben	Schleswig	Hadersleben	Hansen, Ä. M., S. 5, Nr. 2, Taf. II, 1 S. Müller, Aarb. 1913, S. 263, Abb. 23 S. Müller, Kunst, Abb. 76
32	1	Sillehoel	Loit	Apenrade	Schleswig	Kiel K. S. 13 134	Abb. 43 oben
33	1	Gjenner	Osterlügum	Apenrade	Schleswig	Privatbesitz	Mitt. v. Lund, Hadersleben

Digitized by Google

Ältere Kragenfläschchen (Nordgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Herred oder Kreis	Amt, Län oder Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Oldenburg.			
34	1	Seeretz	West-Ratekau	Fürst. Lübeck	Oldenburg	Lübeck	Lübecker Festschrift 1897, Abt. II, S. 9, Taf. IV, 6
				Hamburg			
35	1	Ohlsdorf	Eppendorf	Hamburg	Hamburg	Hamburg (M. f. D. 1893: 237)	Abb. 44 oben
				Preußen.			
36	1	Tosterglope	—	Bleckede	Lüneburg	Berlin M. f. D. I I 698 b	Kossinna
37	2	Zarrenthin b. Jarmen	—	Demmin	Stettin	Stettin (J. Nr. 2 098)	Schumann, Stzgr., S. 64 Kossinna, Mannus II, S. 61 f. Åberg, Nord. Kult., S. 201 Abb. 45 oben
38	—	—	—	—	Stralsund	Stralsund	Åberg, Nord. Kult., S. 201, Abb. 303
				Schweden.			
39	1	Siretorp	Mjällby	—	Blekinge	Stockholm St. Hist. Mus.	Hansen, A. M., S. 11 u 12, Anm. 1
40	1	Räbelöffee	Fjälkestad	Villand	Kristianstad Schonen	Stockholm St. Hist. Mus.	Hansen, A. M., S. 11 u. 12, Anm. 1

Digitized by Google

Kragenfläschchen (Westgruppe). ●

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
			Oldenburg.				
1	1	?	?	—	—	Oldenburg 1 725	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
2	1	Grüppenbühren	Delmenhorst	—	—	Oldenburg 1 720	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
3	1	Almsloh	Delmenhorst	—	—	Oldenburg 3 256	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
4	7	Wildeshausen	Wildeshausen	—	—	Oldenburg 1 709, 1 733—1 738	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
5	a) 3 b) 1	Vechta Vechta	Vechta Vechta	— —	— —	Detmold Oldenburg 1 879	Kossinna, Abb. 47 oben Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
6	1	?	Vechta	—	—	Oldenburg 1 884	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
7	2	Cloppenburg	Cloppenburg	—	—	Hzl. M. Braunschweig	Åberg, Nord. Kult., S. 139
8	1	Hägeler Steine bei Lindern	Cloppenburg	—	—	Oldenburg 3 216	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
9	1	Westerstede	Westerstede	—	—	Oldenburg 2 727	Mitt. v. J. Martin, Oldenburg
			Preußen.				
10	2	Tannenhausen	Aurich	Aurich	Hannover	Emden 245	Kossinna
11	1	?	Leer	Aurich	Hannover	Emden 42	Åberg, Nord. Kult., S. 139
12a	1	Börger	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Berlin M. f. V. I,885	Kossinna

Digitized by Google

Kragenfläschchen (Westgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
12b	2 (nicht 3!)	Börger	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Hannover 3390, 3391	Åberg, Nord. Kult., S. 139 Mitt. d. Pr. Mus. Hannover Müller-Reimers, Taf. IV, Abb. 29
13	2	Sögel	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Hannover 3378, 3379	Åberg, Nord. Kult., S. 139
14	1	Stavern	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Osnabrück 513	Kossinna
15	1	Gr. Berßen	Hümmling	Osnabrück	Hannover	Hannover 3371	Åberg, Nord. Kult., S. 139
16	2	—	—	sicher Emsgebiet	—	Smlg. Klemenswerth b. Sögel I, C, 13, 15	Kossinna
17	1	Haselünne	Meppen	Osnabrück	Hannover	Hannover 3187	Åberg, Nord. Kult., S. 139
18	2 a)	Lohne	Lingen	Osnabrück	Hannover	Hildesheim	Kossinna, d. dtsch. Vorgesch.[1], Abb. 3, [2], Abb. 10
	b)	Lohne	Lingen	Osnabrück	Hannover	Sml. Klemenswerth	Kossinna
19	1	Mehringer Stücke b. Emsbühren	Lingen	Osnabrück	Hannover	Osnabrück 308 ff.	Kossinna
20	6	Thiene (nicht Thuine Kr. Lingen)	Bersenbrück	Osnabrück	Hannover	Hannover 3436—7, 3440–1, 3446, 10524	Mitt. d. Pr. Mus. Hannover Tewes, Uns. Vorzeit, Abb. 3
21	1	Üffeln (oder Driehausen)	Bersenbrück	Osnabrück	Hannover	Hannover 3178	Åberg, Nord. Kult., S. 139
22	1	Osnabrück	Osnabrück	Osnabrück	Hannover	Berlin M. f. V. I 148	Henne am Rhyn, Kulturgesch. d. dsch. Volkes [2], I, S. 7, Abb. 40
22a	5	?	Osnabrück	Osnabrück	Hannover	Hannover 10687, 10851—4, 10857	Mitt. d. Mus. Hannover
23–27	5	?	?	Osnabrück	Hannover	Osnabrück	Åberg, Nord. Kult., S. 139
28	1	Haaren bei Osterkappeln	Wittlage	Osnabrück	Hannover	Osnabrück	Åberg, Nord. Kult., S. 139
28a	2	Driehausen	Wittlage	Osnabrück	Hannover	Hannover	Mitt. d. Mus. Hannover

Digitized by Google

29	1	Amt Wittlage	Wittlage	Osnabrück	Hannover	Osnabrück	Åberg, Nord. Kult., S. 139
30	1	?	?	Hannover	Hannover	Berlin M. f. D. IV, 365	Kossinna
31	8	Seeste	Tecklenburg	Münster	Westfalen	Hannover 3293—4, 3304—8, 12997	Müller-Reimers, Taf. IV, Abb. 26 Hannöversche Wandtafel, Abb. 20 Åberg, Nord. Kult., S. 139
32	1	Reken	Borken	Münster	Westfalen	Münster 61	Åberg, Nord. Kult., S. 139
			Niederlande.				
33	(2?) 1	Dries	—	—	Drenthe	Assen 2	Åberg, Stz. Niederl., Nr. 22
34	1	Zeijen b. Dries	—	—	Drenthe	Assen 1	Pleyte, Taf. LXIII, 2 Åberg, Stz. Niederl., Nr. 21, Abb. 8
35	1	Assen	—	—	Drenthe	Assen 2	Åberg, Stz. Niederl., S. 40, Nr. 35
36	1	Rolde	—	—	Drenthe	Assen 12	Åberg, Stz. Niederl., Nr. 25
37	1	Eexl	—	—	Drenthe	—	Pleyte, Taf. XLIX, 2 Åberg, Stz. Niederl., S. 40, Nr. 40
38	7	Drouwen	—	—	Drenthe	—	Holwerda, Meded., Bd. VII; Präs. Zsch. V. 1913, S. 442f. Abb. 7; Intern. Arch. f. Ethnogr. 23, Suppl. S. 191 Taf. XVII, 59—61 Åberg, Stz. Niederl., S. 38, Nr. 9
39	1	?	—	—	Drenthe	Leiden III, 503	Holwerda, Nederl. vr. besch. Taf. I, 6 (?) Åberg, Stz. Niederl., S. 38, Nr. 4

Digitized by Google

Kragenfläschchen (Westgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
40	1	Emmen	—	—	Drenthe	—	Holwerda, Präh. Zsch. 1914, S. 67 Åberg, Stz. Niederl., S. 38, Nr. 10, Abb. 5
41	1	Angelslo	—	—	Drenthe	—	Pleyte, Taf. X, 1 Åberg, Stz. Niederl., S. 38, Nr. 7
42	1	Emmen	—	—	Drenthe	Assen 14	Pleyte, Taf. XV, 10 Åberg, Stz. Niederl., S. 39, Nr. 15, Abb. 9
43	—	Gegend von Emmen	—	—	Drenthe	—	Pleyte, Taf. V, 1 Åberg, Stz. Niederl., S. 40, Nr. 39
				Frankreich.			
44	1	Kérandrèze, Moëlan	Dép. Finistère	—	Bretagne	Schloß Kernuz	Du Chatellier, Taf. II, 10 Kossinna, Mannus II (1910), S. 61 u. 62, Abb. 2
45	1	Lann-Blaen	Dép. Morbihan	—	Bretagne	Sml. Le Pontois	Du Chatellier, Taf. XII, 10 Kossinna, Mannus II (1910), S. 61 u. 62, Abb. 3

Kragenfläschchen (Ostgruppe). ▲

Preußen.

1	2	Nikolaiken	Stuhm	Marienwerder	Westpreußen	Prussia, Königsberg (ehemals Prov. Mus. 17 581, 17 592)	Mitt. v. H. Kemke, Königsberg

Digitized by Google

2	1	Rentschkau	Thorn	Marienwerder	Westpreußen	St. Mus. Thorn	Kossinna, Mannus IX, S. 142 La Baume, Vorgesch. v. Westpreußen, Abb. 8
3	1	Gramtschen	Thorn	Marienwerder	Westpreußen	St. Mus. Thorn	Kossinna, Mannus IX, S. 142
3a	1	Tannhofen	Hohensalza	Posen	Posen	Bromberg	M. Schultze, histor. Monatsbl. f. d. Pr. Posen 1916, S. 57 ff.
4	1	Helldorf	Kolmar	Bromberg	Posen	Samotschin	Kossinna, Mannus II, S. 62, Anm., Abb. 4, S. 84 Åberg, Nord. Kult., S. 202
5	1	Lutynia	Pleschen	Posen	Posen	Poln. Mus. Posen	Kossinna, Mannus II, S. 62 u. 84 Åberg, Nord. Kult., S. 202 Posen. Album III, 1914, Taf. 45, Nr. 29
6a	1	Alt Kleppen b. Naumburg a. Bober	Sagan	Liegnitz	Schlesien	1882 in die Gubener Gymnasialsammlg. gekommen, laut Bemerkung von H. Jentsch auf einer Photographie des Mus. f. V. Berlin; jetzt nicht im Städt. Mus. Guben	Kossinna Abb. 51 oben
6	7	Noßwitz	Glogau	Liegnitz	Schlesien	Breslau	Kossinna, Mannus II, S. 62, 67, 85 Seger, Schl. Vorz., N. F. VII, S. 38, Abb. 138
7	1 (?)	?	?	?	Schlesien	?	Kossinna, Mannus II, S. 62 Åberg, Nord. Kult., S. 202

Digitized by Google

Kragenfläschchen (Ostgruppe) (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
8	1	?	Ohlau	Breslau	Schlesien	R.-G. Zentr.-Mus. Mainz	Kossinna, Mannus II, S. 62 f., Abb. 5 u. 85 Åberg, Nord. Kult., S. 202
9	2	Jordansmühl	Nimptsch	Breslau	Schlesien	Breslau	Seger, Arch. f. Anthr., N. F. V, S. 129 ff., Taf. VI, VIII Kossinna, Mannus II, S. 62 Åberg, Nord. Kult., S. 202
10	1	Badewitz	Leobschütz	Oppeln	Schlesien	Breslau	Kossinna, Mannus II, S. 62 u. 85 Åberg, Nord. Kult., S. 202 Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 51, Abb. 203 Seger, Arch. f. Anthr., N. F. V, S. 131, Abb. 27
			Österreich.				
11	1	Katharein	Troppau	—	Schlesien	—	Hörnes, Mitt. d. präh. Kommission, Wien I, S. 408, Abb. 11 Kossinna, Mannus II, S. 62 Åberg, Nord. Kult., S. 202
12	1 mit Füßchen	Zastow b. Krakau	—	—	Galizien	Univ. Mus. Krakau	Kossinna, Mannus II, S. 85 Åberg, Nord. Kult., S. 202
13	1	Miezynice b. Przemysl	—	—	Galizien	Univ. Mus. Lemberg	Åberg, Nord. Kult., S. 202

Digitized by Google

Rußland.

13a	1	Borki Kr. Lubnica	Stopnica	Gouv. Kielce	Polen	Smlg. Majewski, Warschau 11 514	Mitt. v. J. Kostrzewski, Posen
13b	1	Gora Kr. Lubnica	Stopnica	Gouv. Kielce	Polen	Smlg. Majewski, Warschau 9 793	Mitt. v. J. Kostrzewski, Posen
13c	1	Zalencni	Stopnica	Gouv. Kielce	Polen	Smlg. Majewski, Warschau 2 994	Mitt. v. J. Kostrzewski, Posen
13d	1	Lyczba	Stopnica	Gouv. Kielce	Polen	Smlg. Majewski, Warschau 14 788	E. Majewski, Wiadomosci archeolog. V, 1/2, S. 41 Abb. 2
14	1 gehenkelt	Bochotnica	Pulawy	Gouv. Lublin	Polen	Smlg. Majewski, Warschau	Åberg, Nord. Kult., S. 203
14a	1 gehenkelt	Gutanow	Pulawy	Gouv. Lublin	Polen	Smlg. Majewski, Warschau ohne Nr.	Mitt. v. J. Kostrzewski, Posen
14b	4	Antopol	Pulawy	Gouv. Lublin	Polen	Privatbesitz	Mater. antr. arch. Krakau XII, S. 42 f.
15	3 (1 gehenkelt)	Nalenczow Kr. Wamwolnica	Pulawy	Gouv. Lublin	Polen	—	Kossinna, Mannus II, S. 63 Abb. 8, S. 86 Åberg, Nord. Kult., S. 203 Mater. antr. arch. Krakau XII, Taf. XIV b
16	1, aus Steinkiste (1862)	Piantnica am Narew	—	Gouv. Lomscha	Polen	Rapperswyl b. Zürich	Demetrykiewicz, Sprawozdaniaz. Akad. Krakau, Juni—Oktober 1916
17	1 (unsicher, nur Unterteil erhalten)	Piasti	Lenczyca	Gouv. Kalisch	Polen	Smlg. Majewski, Warschau 18 730	Mitt. v. J. Kostrzewski, Posen
18	1	Dziwle	Petrikau	Gouv. Petrikau (Piotrkow)	Polen	Mus. f. Landw. u. Industrie, Warschau 1 085	Mitt. v. J. Kostrzewski, Posen

Digitized by Google

Kragenfläschchen (Südgruppe). +

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kreis	Reg.-Bez.	Provinz	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Preußen.			
1	3	Bocksberg b. Derenburg	Halberstadt	Magdeburg	Sachsen	Wernigerode u. Halberstadt	Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus IX, S. 219
2	1	Weißenfels (Schlachthofkiesgrube)	Weißenfels	Merseburg	Sachsen	Halle	Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus IX, S. 219
3	1	Thierschneck?	Grafschaft Camburg	Sachsen-Meiningen	Sachsen-Meiningen	Privatbesitz	Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus IX, S. 219
4	2	Nägelstedt	Langensalza	Erfurt	Sachsen	Halle	Götze, Höfer, Zschiesche, S. 167 Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kern, Mannus IX, S. 218
5	2 (1 gehenkelt)	Nahe bei Züschen in Waldeck, aber auf hessischem Boden	Fritzlar	Kassel	Hessen-Nassau	Kassel	Böhlau u. v. Gilsa, Neolithische Denkmäler aus Hessen, Kassel 1898, S. 8, Abb. 8, 9 Åberg, Nord. Kult., S. 144
				Rheinpfalz.			
6	4	Eyersheimer Mühle, Gem. Weisenheim a. Sand	Dürkheim	—	—	Speyer	Sprater, D. Urgesch. d. Pfalz, 1911, S. 10, Abb. 1915, S. 26, Abb. 21 Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus, II S. 61 Kern, Mannus, IX S. 218

Digitized by Google

				Böhmen.			
7	3 (1 gehenkelt)	Leitmeritz	—	—	—	Leitmeritz	Kern, Mannus IX, S. 216 u. 218
8	Bruchstücke	Berzkowitz b. Melnik	—	—	—	Prag	Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus IX, S. 219
9	Bruchstücke	Elbe-Kosteletz	—	—	—	Prag	Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus IX, S. 219
9a	1	Strak b. Nimburg a. Elbe	—	—	—	Podebrad	Cervinka, Moravska Starozitnosti II, S. 171 Cervinka, Pravěk 1911, S. 24
9b	4	Časlau	—	—	—	Časlau	Cervinka, a. a. O
10	Bruchstücke	Rivnač b. Kostok	—	—	—	Prag	Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus IX, S. 219
11	Bruchstücke	a) Scharka	—	—	—	Prag	Åberg, Nord. Kult., S. 144 Kossinna, Mannus IX, S. 219
		b) Scharka, Kosakenhöble	—	—	—	Smlg. Jira, Dejwitz b. Prag	Cervinka, a. a. O.
11a	1	Kbel b. Prag	—	—	—	Prag, Arch. Kab. d. Univ.	Cervinka, a. a. O.
				Mähren.			
12	1	Jewischowitz	Znaim	—	—	Smlg. Palliardi in Mährisch Budwitz	Palliardi, Wien. Präh. Zsch. I (1914), S. 273 Kern, Mannus IX, S. 218

Digitized by Google

Ein paläolithischer Knochenschaber im ortsgeschichtlichen Museum zu Diez a. L.

Von H. Heck jun., Diez.

Mit 4 Textabbildungen.

Etwa 5 km südöstlich der Kreisstadt Limburg a. d. Lahn liegt in der Gemarkung Lindenholzhausen in einer zum Emsbachtale abfallenden Senke ein kleiner Säuerling, der sog. Lubentiusbrunnen. Die Quelle wurde im Jahre 1913 einer ausgedehnten Neufassung unterworfen. Bei der Ausschachtung der Baugrube, die wegen steten Nachrutschens der Erdmassen, stark erweitert werden mußte (größte Ausdehnung: oberer Rand 28,66 m, unterer Rand 5,65 m Durchmesser), stießen die Arbeiter Anfang Juli 1913 in einer Tiefe von 4,30—4,65 m auf eine Anzahl Knochen, unter denen sich auch zwei Stücke befanden, die ganz unverkennbare Spuren menschlicher Bearbeitung trugen.

Durch die Umsicht des mit der Bauleitung beauftragten Vertreters der Firma Gebr. Baltzer in Diez a. L., Architekt Paul Baltzer, gelang es, wenigstens einen großen Teil der Knochen, darunter auch das eine der bearbeiteten Stücke, vor sicherer Verschleppung zu bewahren. Die Fundstücke gelangten vor kurzem durch Schenkung in den Besitz des ortsgeschichtlichen Museums der Stadt Diez und wurden anläßlich der Neuordnung der vorgeschichtlichen Sammlung einer eingehenden Untersuchung unterzogen.

Die Knochen sind stark fossilisiert, tief dunkelbraun und zeigen deutliche Spuren früherer Rollung. Es handelt sich um mehrere Extremitätenknochen, nach der Bestimmung durch Setzer von **Bos priscus** (Bison), und zwar eine Tibia dextra (rechtes Schienbein), Metacarpus dextra (zwei rechte Mittelhandknochen von jungen Tieren) und **Equus caballus** (Wildpferd) ein Metatarsus (Mittelfußknochen).

Das bearbeitete Stück, ein aus der Tibia von Bos priscus zugeschnittener Schaber, ist 12 cm lang und 4 cm breit. Das vordere (Schaber-)Ende ist gut abgerundet und zeigt deutliche Schnittspuren; das hintere Ende ist unter ge-

Digitized by Google

schickter Benutzung eines Teiles des Gelenkansatzes zu einem handlichen Griff ausgearbeitet (Abb. 1 und 2).

Über die Fundschicht gibt ein Gutachten des mit der quellentechnischen Überwachung beauftragten Bergrevierbeamten, Bergrat K. Huhn-Diez,

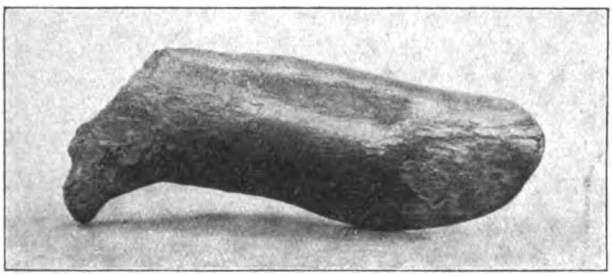


Abb. 1. Knochenschaber (Vorderansicht).

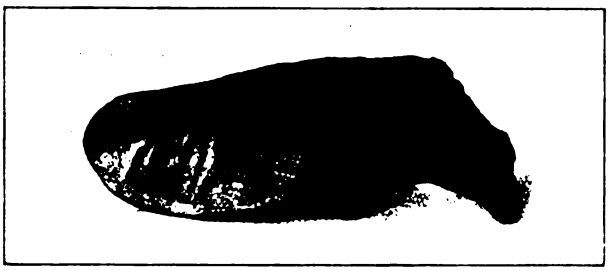


Abb. 2. Knochenschaber (Rückansicht).

guten Aufschluß. Dem Bericht ließ sich nachstehende Schichtenfolge entnehmen:

0,60 m lehmige Ackerkrume,
0,40 m Lehm mit Geröll,
0,65 m Lehm ohne Geröll,
0,25 m grüne Letten mit Pflanzenresten,
0,60 m grober Kies mit quarzigen Eisensteingeröllen,
0,55 m mittelgroßer Kies,
0,55 m grüne Letten,
0,20 m lettiger Torf,
0,50 m graue Letten,
0,35 m graue Letten mit Kiesschichten[1]), Fundschicht
4,65 m.

Die Schichten wurden von einem gelben lettigen Ton unterlagert, in dessen tieferen Lagen sich nach unten mehr und mehr zunehmende Geschiebe-

[1]) „In den Kiesschichten fanden sich Knochenreste und Pflanzenreste, auch waren einzelne Quarzgerölle von einer Schwefelkieshaut umhüllt". (Anmerkung Huhn.)

Digitized by Google

stücke, „anscheinend aus dem devonischen Quarzit des Untergrundes stammend", vorfanden. Das Grundgebirge wurde zwar nicht erreicht, da die Ausschachtungsarbeiten in einer Tiefe von 11 m eingestellt wurden, doch ließen die stark zunehmenden Quarzitbrocken auf eine allmähliche Annäherung schließen, so daß in etwa 12 m Tiefe das anstehende Gestein (Taunusquarzit) erwartet werden konnte.

Über das geologische Alter der Ablagerung gibt eine Anmerkung bei Ahlburg: „Über das Tertiär und das Diluvium im Flußgebiet der Lahn" [1]) Aufschluß. Die in der angeführten Schrift auf Tafel 11, Abb. 2 befindliche Abbildung (Ausschachtung der Baugrube) hat folgende Unterschrift: „Bei der Neufassung der Quelle wurde unter dem Tallehm das in der Nachbarschaft des Säuerlings völlig vertonte Grundgebirge — Taunusquarzit — freigelegt" (vgl. Abb. 3).

Wir hätten also nach Ahlburg in der gelben lettigen Schicht das vertonte Grundgebirge und in den darüberliegenden Schichten in der Hauptsache eine in ihrer Entstehungszeit der Niederterrasse gleich zu setzende, fluviatile Ablagerung zu sehen.

Diese Feststellung eröffnet einige Ausblicke auf das ungefähre Alter der Fundstücke. Daß die Knochen sich in der Ablagerung noch in primärer Lage befanden, ist nach der Entstehungsart der Fundschicht so gut wie ausgeschlossen, auch sprechen die deutlich erkennbaren Spuren ehemaliger Rollung für eine erfolgte Umlagerung. Diese Umlagerung muß jedoch in einer sehr frühen Periode der Aufschüttung erfolgt sein, da sich die Knochen in durchaus ungestörter Schicht im untersten Teile der Ablagerung vorfanden. Ihr Alter dürfte also ohne Zweifel noch in einen der Bildung der Niederterrasse (letzte Eiszeit) vorausgehenden Zeitabschnitt zu versetzen sein, wofür auch der stark fossile Zustand zu sprechen scheint.

Nach der Quartärchronologie von Jos. Bayer [2]), die, gestützt auf die gesicherten geologischen Feststellungen bei Markkleeberg, allmählich die meiste Aussicht auf Anerkennung haben dürfte, fällt in das der letzten Eiszeit vorausgehende Interglazial das sog. Mittel- oder Hochaurignacien. Die gleiche Kulturstufe finden wir in den nur 6 km von unserem Lindenholzhäuser Fundplatze entfernten Höhlenablagerungen der „Wildscheuer" bei Steeden a. d. Lahn [3]).

[1]) Jahrb. d. Preuß. Geol. Landesanst. für 1915, Bd. 36, Teil 1, Heft 2. (Den Hinweis auf die Schrift und die geologischen Belehrungen verdanke ich den Herren Dr. Mordziol und A. Günther-Koblenz-L., denen hierfür auch an dieser Stelle gedankt sein soll.)

[2]) Jos. Bayer, „Die Chronologie des jüngeren Quartärs". Wien 1913, in Kommission bei Alfred Hölder und Mannus Bd. 11/12, Heft 1 und 2, S. 214. (Besprechung von Sörgel, „Lösse, Eiszeiten und paläolithische Kulturen".)

[3]) R. R. Schmidt, „Die späteiszeitlichen Kulturepochen in Deutschland usw.". Korr.-Bl. d. Deutsch. Ges. f. Anthr. 39, Nr. 9/12, S. 76—79. Ferner in „Die Diluviale Vorzeit Deutschlands", S. 78—85 (mit ausführlichem Literaturnachweis).

Digitized by Google

hier hat R. R. Schmidt außer einem typischen Frühmagdalénieninventar ein Spät- und ein Hochaurignacien-Niveau festgestellt [1]).

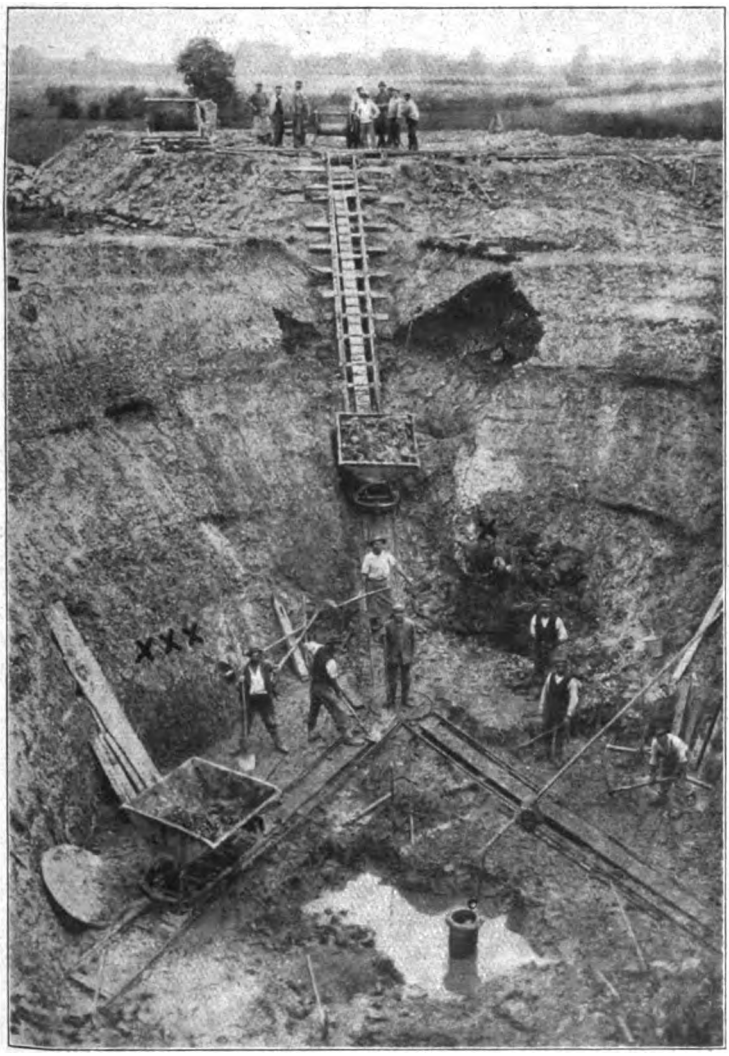


Abb. 3. Blick in die Baugrube. ××× Fundschicht.

Das von Schmidt konstruierte Spätaurignacien erscheint allerdings

[1]) Die Feststellungen Schmidts sind seinerzeit nicht unwidersprochen geblieben (H. Behlen, Die Steedener Höhle Wildscheuer, Ann. d. Ver. f. Nass. Altertumsk. Bd. 39, 1909, S. 218—351). Erneute Nachgrabungen haben nun ergeben, daß Schmidts Beobachtung der Schichtenfolge sich wahrscheinlich insofern als ungenau erwiesen haben dürfte, als die

Digitized by Google

nach den kürzlich erfolgten Feststellungen F. Kutschs[1]) in Frage gestellt, doch lassen die in größerer Zahl im Wiesbadener Museum und in der Sammlung Schmidt (Urgeschichtliche Sammlung, Tübingen) vorhandenen Leittypen keinen Zweifel über den Gesamt-Aurignaciencharakter der unter dem Magdalénienniveau liegenden Steedener Ablagerung, wenn auch eine Scheidung innerhalb des Aurignacien von Steeden typologisch anscheinend nicht mehr aufrecht zu erhalten sein dürfte.

Was bei dem Ergebnis der Schmidtschen Ausgrabung in Steeden für uns aber am wichtigsten ist, ist das Auffinden eines als Schaber zugeschliffenen

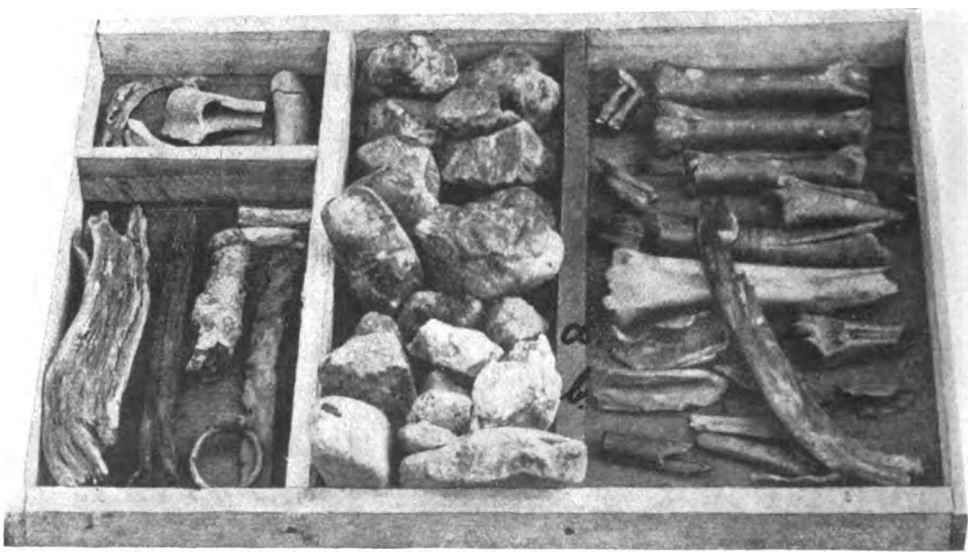


Abb. 4. a und b die beiden Knochenschaber.

Röhrenknochens[2]), den Schmidt seinem Spätaurignacien zugewiesen hat, und der der Steedener Schicht II (gelbe, lehmige) entstammt. Dieser Steedener Knochenschaber hat eine geradezu überraschende Ähnlichkeit mit dem zweiten in Lindenholzhausen gefundenen Stück (Abb. 4 (b)), dessen Verbleib leider bisher nicht ermittelt werden konnte.

---

von Schmidt als „gelbe, lehmige Schicht" angeführte Schicht neuerdings als Löß festgelegt werden konnte, der sich lediglich in der Färbung etwas von der aufliegenden „lößhaltigen" Schicht unterscheidet. Auch die von Schmidt festgestellten Nagetierhorizonte scheinen in Frage gestellt, jedoch steht das genaue Ergebnis der Untersuchung hier noch aus. (Mitteilung von H. Behlen und F. Kutsch.)

[1]) F. Kutsch, Zur paläolithischen Typologie. Korr.-Bl. d. Deutsch. Ges. f. Anthr. 51, Jahrg. 1920, Nr. 1/4, S. 11—12.

[2]) R. R. Schmidt, Die Diluviale Vorzeit Deutschlands. Taf. XXXV, 4a und b, Text S. 82.

Digitized by Google

Daß das Steedener Stück dem Aurignacien (wenn anscheinend auch nicht erwiesenermaßen dem Spätaurignacien) entstammt, steht außer Zweifel. Wir dürften also kaum fehlgehen, wenn wir den Lindenholzhäuser Knochenschaber ebenfalls dem Aurignacien zuteilen, zumal nicht nur die Typologie dafür spricht, sondern auch die geologischen Feststellungen eine solche Einreihung durchaus als zulässig erscheinen lassen.

Nachtrag.

Als sich die vorstehenden Zeilen bereits bei der Leitung des Mannus befanden, erhielt ich von Lindenholzhausen die Nachricht, daß die bisher als verschollen angesehenen Fundstücke sich inzwischen wiedergefunden hätten. Eine Besichtigung an Ort und Stelle ergab die Richtigkeit dieser Angabe. Leider hatte der Erhaltungszustand der Knochen bei der Aufbewahrung auf dem Dachboden, wohin die Stücke verschlagen worden waren, etwas gelitten, jedoch war eine Konservierung noch gut möglich. Die Besitzerin des Lubentiusbrunnens Frau Geheimrat Dr. Rosenthal, Berlin, hatte auf unsere Bitte hin die große Liebenswürdigkeit, unserer Sammlung die Fundstücke zu überweisen, so daß nunmehr der ganze Fund im Ortsgeschichtlichen Museum der Stadt Diez a. L. vereinigt ist.

Außer dem in Abb. 4 (b) abgebildeten Schaber fanden sich an sicher bearbeiteten Gegenständen vor: ein spitz zugeschnittener Röhrenknochen (Bohrer?) und zwei Knochenmeißel. Die Knochenreste stammen in der Mehrzahl von Equus und Bos (Bison).

Digitized by Google

Zwei Funde aus der Bronzezeit Thüringens.

Von Studienassessor Ernst Lehmann, Erfurt.

Mit 3 Textabbildungen.

Im Erfurter Museum befinden sich ein Bronzeschwert aus dem Forstrevier Tonna bei Döllstedt (Sachsen-Gotha) und eine bronzene Lanzenspitze von Badra (Schwarzburg-Sondershausen).

Nähere Fundumstände sind nicht bekannt; jedenfalls handelt es sich in beiden Fällen um Einzelfunde. Die gut erhaltenen und schön verzierten Stücke sind in den „Altertümern Thüringens" von Götze, Höfer, Zschiesche nur flüchtig behandelt, so daß eine genauere Veröffentlichung geboten erscheint.

Das Bronzeschwert hat folgende Maße: Ganze Länge 67,5 cm, Länge des Griffs einschließlich Knauf und Griffflügel 10 cm, Länge der Klinge einschließlich des von den Griffflügeln umfaßten Teils 59,5 cm, größte Breite der Klinge 3,7 cm. Das Gewicht beträgt 0,740 kg.

Das Schwert ist aus 3 Teilen, der Klinge, dem Griff und der Knaufplatte zusammengefügt. Die lanzettförmige Klinge hat eine graugrüne Patina, muß also aus einer anderen Legierung bestehen als der grünpatinierte Griff und die ebenso gefärbte Knaufplatte. Der Klingenoberteil ist beiderseits von den Griffflügeln an bis auf eine Länge von 4 cm schwach eingezogen und durch eine Riffelung abgestumpft. An seinen Rändern ziehen sich außerdem je vier Gruppen konzentrischer Halbkreise entlang. Die Klinge ist ferner mit zahlreichen eingeschliffenen Linien verziert, die den Rändern parallel laufen, zum Teil am oberen Klingenende beginnen und im zweiten, besonders aber im letzten Drittel der Klinge so zahlreich werden, daß sie die Ränder und die Spitze ganz bedecken und nur ein etwas erhabenes lanzettförmiges Mittelfeld freilassen, dessen größte Breite 14 mm beträgt. Leider zeigen die Schneiden eine große Anzahl Ausplitterungen, die dem Schwerte in neuerer Zeit vor der Abgabe an das Museum beigebracht worden sind; einige Stellen sind sogar mit einer Feile nachträglich geschärft. Soweit sich aber erkennen läßt, sind die

Digitized by Google

Schneiden ursprünglich mäßig scharf und außerdem frei von Verletzungen gewesen. Überhaupt fehlen irgendwelche Anzeichen dafür, daß die Klinge einmal im Kampfe geführt worden ist. Eine geringe seitliche Verbiegung ist anscheinend auch erst in neuerer Zeit entstanden.

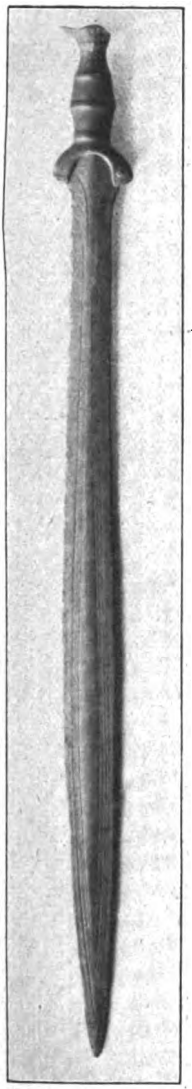


Abb. 1. 1/5. Döllstedt i. Th. Städt. Museum Erfurt.

Die schmalen Flügel des Griffes umspannen einen großen, ungefähr halbkreisförmigen Ausschnitt und schmiegen sich der Klinge so fest an, daß man an eine Vereinigung beider Teile durch Überfangguß hätte denken können. Dann wären aber die beiden Niete auf den Griffflügeln zum

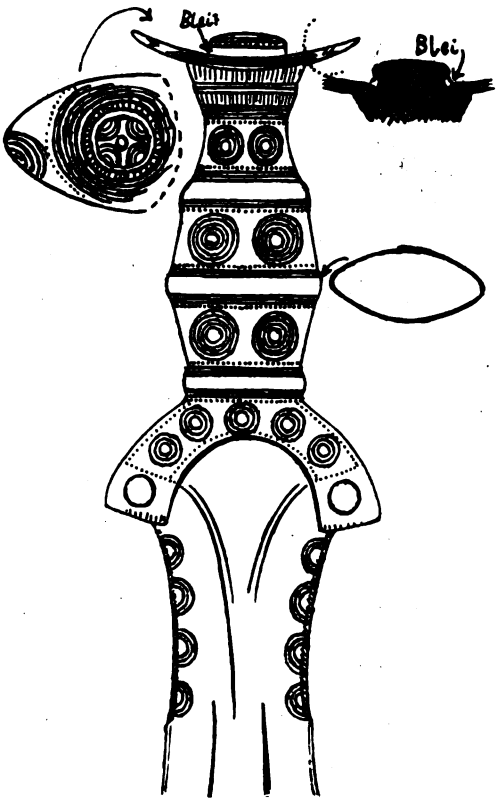


Abb. 2. 2/3. Landkreis Gotha, Döllstedt i. Th. Museum Erfurt.

mindesten überflüssig gewesen. Um nun ein sicheres Urteil über die Art der Befestigung zu gewinnen, wurde auf der weniger gut erhaltenen Seite des Schwertes zunächst am Scheitel des Griffausschnittes ein feines Bohrloch zwischen Klinge und Griff getrieben. Dabei ergab sich, daß die feste Ver-

Digitized by Google

einigung beider Teile bald aufhörte und daß ein dünner Draht 5,7 cm weit in den hohlgegossenen Griff eingeführt werden konnte. Zwei weitere an passenden Stellen des Griffes angebrachte Bohrlöcher ließen erkennen, daß in diese Höhlung ein 5 cm langer Fortsatz der Klinge (Griffangel) hineinragt, aber sie, wenigstens an den untersuchten Stellen, nicht ausfüllt. Der Griff ist also nicht genau nach der Klinge gearbeitet und die feste Verbindung beider Teile jedenfalls nur dadurch erzielt worden, daß man zunächst die Höhlung des Griffunterteils etwas enger formte, entweder gleich beim Guß oder nachträglich durch Zusammenklopfen, dann den Griff zur Rotglut erhitzte und die Klinge mit Gewalt hineinzwängte. Das erkaltende Metall schmiegte sich ihr dann fest an, und die Niete sorgten für eine weitere Befestigung.

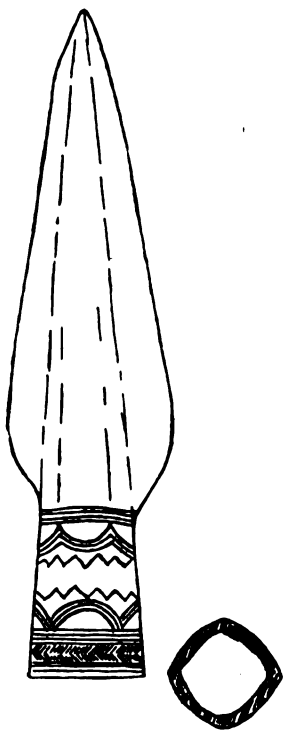


Abb. 3. 2/3. Badra i. Th. Schwarzburg-Sondershausen. Museum Erfurt.

Die auffallend kurze Griffstange zeigt in ihren unteren zwei Dritteln einen ovalen Querschnitt und eine genau doppelkegelförmige Gestalt. Um diesen Teil laufen drei wulstartige gleichbreite und symmetrisch angeordnete Querbänder. Über dem dritten derselben zieht sich die Griffstange zunächst stark zusammen und verbreitert sich dann nach dem Ende wieder, um einen im Querschnitt runden platten Knaufknopf zu bilden. Dieser überragt noch die kleine gebogene und ovale Knaufplatte, die von oben her über ihn hinübergeschoben ist und in ihrer Lage durch einen Ring aus grauem Metall (Blei?) festgehalten wird, der zwischen ihr und einem Wulste des Knaufknopfs eingegossen ist. Ein Teil der Knaufplatte ist abgebrochen.

Wie aus den beigefügten Abbildungen hervorgeht, tragen alle Teile des Griffes, auch der Knaufknopf und beide Seiten der Knaufplatte eine reiche Verzierung aus konzentrischen Kreisen, Linien und Punktreihen. Allerdings sind diese Figuren am Griffunterteil stark abgerieben und nicht mehr überall deutlich zu sehen; besser erhalten sind sie am Oberteil, wo sie durch die überstehende Knaufplatte geschützt waren. Das Schwert ist also lange getragen worden; wahrscheinlich war dabei die Klinge durch eine Scheide geschützt, denn man bemerkt auf ihrer Oberfläche nicht die geringste Abnutzung. Möglich wäre es allerdings auch, daß man einmal einen alten Schwertgriff mit einer neuen Klinge versehen hätte. (Die bei genauerer Betrachtung auffallende feine Jazettierung des Schwertgriffs ist erst in neuerer Zeit dadurch entstanden,

Digitized by Google

daß der Finder den Griff durch Abschaben mit einem Messer zu reinigen versucht hat.) Nebenbei möchte ich erwähnen, daß es nicht möglich ist, mit dem Schwerte einige Hieb- oder Stichbewegungen zu machen, ohne daß eine auch nur mäßig breite Faust entweder durch die scharfen Ränder der kleinen Knaufplatte oder durch die schmalen Griffflügel unangenehm berührt wird. Dieser Übelstand ist besonders wegen der Schwere des Schwertes wirksam und in keiner Weise zu umgehen, wie man auch das Schwert fassen mag. Welche Bedeutung solchen Bronzeschwertern mit kurzen Griffen zukommt, ist bekanntlich noch nicht entschieden.

Die Form der Griffstange, besonders die drei Querbänder, sowie die ganze Erscheinung des Schwertes von Döllstedt beweisen seine Zugehörigkeit zu den weit verbreiteten und auch in Thüringen mehrfach gefundenen Möriger Schwertern, über die Kossinna im Mannus, Bd. VIII, S. 119f. und IX, S. 129f. genaue Angaben gemacht hat. Von dem daselbst beschriebenen „Haupttypus" weicht das vorliegende Stück aber in mehrfacher Beziehung ab, wodurch die obige verhältnismäßig eingehende Beschreibung gerechtfertigt sein mag. Es fehlen die weitausgreifenden Parierflügel, der Ausschnitt am Heftabschluß zeigt nicht die Form eines kleinen gleichschenkligen Dreiecks mit spitzem Winkel und gewölbten oder geraden Schenkeln, sondern ist groß und halbkreisförmig, der Griff und die Knaufplatte bestehen nicht aus einem Stück, sondern sind nachträglich aneinandergefügt, wobei der Griff durch die sehr kleine Knaufplatte noch etwas hindurchragt und so einen Mittelknopf bildet, der beim Haupttypus fehlt. Auffällig ist bei dem Döllstedter Schwert auch die reiche Verzierung, die den eigentlichen Möriger Schwertern ebenfalls zu fehlen scheint. Alles dies deutet darauf hin, daß es sich hier um ein dem „Urtypus" der Möriger Schwerter nahestehendes ziemlich frühes Stück vom Beginn der Periode V der mitteleuropäischen Bronzezeit handelt.

Die bronzene Lanzenspitze von Badra besitzt eine Länge von 13,4 cm. Die Form des Blattes ist durch Nachschärfen etwas unregelmäßig geworden. Die Höhlung der Tülle reicht bis in die Spitze. 1,7 cm vom unteren Tüllenrand entfernt befinden sich zwei zur Befestigung dienende Löcher. Abgesehen von einem Gußfehler auf der Mittelrippe ist die Oberfläche der Spitze glatt und mit einer glänzenden schwarzgrünen Patina überzogen. Die Verzierung findet sich nur auf der Tülle; sie ist auf beiden Seiten die gleiche und ergibt sich aus der beigefügten Abbildung.

Digitized by Google

Eine Fälschung.

Von Adalbert Bezzenberger.

Mit 3 Textabbildungen.

Am 3. Februar 1916 schrieb mir Herr Geheimrat Steinbrecht: „Bei der eben begonnenen endgültigen Aufstellung der Blellschen Waffensammlungen in den dafür geschaffenen Wehrgangräumen im Nordflügel des Mittelschlosses der Marienburg — tritt — zugleich durch Nachforschungen Professor Kossinnas veranlaßt [1]) — eine Frage und eine Bitte auf, welche ich Ihnen vortrage.

Im Katalog der Prussiasammlung 1906, S. 31/32 ist unter 140 verzeichnet: Abguß eines am abgebrochenen alten Brandenburger Tor in Königsberg gefundenen Schwertgriffes.

Hollack, Vorgesch. Übersichtskarte S. 76 sagt von dem Schwertgriff: 'Fundort: Ehemaliger Falkenkrug am Brandenburger Tor. Befindlich in der Sammlung Blell'. Heydeck im Sitzungsbericht der Prussia, 22. Oktober 1880 fügt genauer hinzu 'bei einem außerhalb desselben (Brandenburger Tores) liegenden Kruge, genannt der Falke, wo die Schützen ihren Scheibenstand hatten'.....

Ich fand im Notizbuch Blells, nicht für die Öffentlichkeit berechnet, unterm 28. September 1874 eine Eintragung: 'Schötel. Bronzener Griff eines Schwertes....in der Nähe des weißen Falken in Brandenburg.... gefunden, 10 Thl.'

[1]) Wie ich schon in meiner „Reise nach West- und Ostpreußen" (Mannus 9, S. 123) bemerkt habe, war ich bei meinem Studium der Blellschen Sammlung durch den Anblick des sehr eigenartigen Griffs des Antennenschwertes „vom alten Brandenburger Tor in Königsberg" wegen seiner Übereinstimmung mit dem Griff des Braunsberger Schwertes der Prussia, dessen Bild mir aus dem Prussiakataloge und aus Bezzenbergers „Analysen" lebhaft vor Augen stand, derart betroffen, daß mir die Echtheit des Blellschen Schwertes sofort zweifelhaft wurde und ich den meinen Studien beiwohnenden Herrn Steinbrecht bat, mit der Prussia wegen weiterer Verfolgung dieser Angelegenheit in Verbindung zu treten. Ich konnte dann auch bereits a. a. O. und näher noch S. 195 das Ergebnis der Bezzenbergerschen Forschungen kurz mitteilen. G. Kossinna.

Digitized by Google

Blell hat also damals das Stück aus der Sammlung des (damals) verstorbenen Malers Schötel erworben. Über den Fundort ist er zunächst etwas abenteuerlich berichtet worden; später äußert er sich gegen Bujack, Sitzungsbericht 1882/83, S. 15, daß der Griff in Königsberg in Ostpreußen gefunden sei, und deutet an, daß er die schilfblattförmige, bei Braunsberg gefundene, Klinge dazu eingepaßt hätte [1]).

Er hat nämlich, wie die Besichtigung des in der Sammlung befindlichen Schwertes Nr. 101 ausgibt, zu dem alten Griff eine nachgebildete neue Klinge eingesetzt (nicht sklavisch der Königsberger Braunsberger Klinge nachgebildet, denn die Nachbildung ist etwa 10 cm länger als die Braunsberger; gewiß mit Rücksicht auf das Verhältnis der Grifflängen?). Es ist anzunehmen, daß Blells Scharfblick und Gewissenhaftigkeit alle Andeutungen des Befundes bei seinem Griff berücksichtigt hat, dennoch ist jetzt für den Forscher der Abguß des Griffes — der den Zustand vor der Ergänzung des Schwertes zeigt — von Wichtigkeit.

Hierbei überreiche ich eine Photographie, auf welcher das in Rede stehende Schwert unter Nr. 101 abgebildet ist. Ich hätte im Interesse unserer Sammlungen und im Interesse derer, die sie besichtigen, den Wunsch, neben dem ergänzten Schwert einen Abguß des unberührten Befundes zur Auslage zu bringen.

Darum erlaube ich mir die Anfrage, ob dort nicht auf unsere Kosten ein Abguß von dem im Besitz der Prussia befindlichen Originalabguß angefertigt werden könnte."

Hierauf antwortete ich am 2. März 1916: „Der Vergleich von Nr. 101 Ihrer Photographie und unserem betreffenden Abgusse gibt Fragen Raum, die sich ohne unmittelbaren Vergleich von Original und Abguß nicht bestimmt lösen lassen, und da dieselben für Sie, als den Inhaber des Originals, noch bedeutungsvoller sind, als für uns, außerdem aber bei einem Abguß der Kopie neue Fehler unterlaufen könnten, beehre ich mich, Ihnen die Kopie anbei zu übersenden.

Übrigens liegt die ganze Sache verwickelter als sie scheint. Unser Inventar (III, 2339) führt nämlich unter Januar 1884 diese Kopie auf neben zwei Delfter Vasen und einer ägyptischen Büste mit Hieroglyphen als 'einen zinnernen [2]) Abguß eines Griffs eines Bronzeschwertes' und als gekauft (alles in allem) für 24 Mk. von Buchhändler Volkmann in Königsberg.

[1]) Hier heißt es in einem Aufsatz über die Blellsche Waffenhalle: „Der Zufall hat es gemacht, daß die schilfblattförmige, bei Braunsberg gefundene Klinge passen konnte zu einem in Königsberg i. Ostpr. gefundenen bronzenen Griff. Es hat diese Schwertklinge die größte Ähnlichkeit mit dem in dem Prussiamuseum sich befindenden Braunsberger Schwert. Ein gleicher glücklicher Zufall fügte es, daß ein bei Danzig gefundener bronzener Griff zu einer beim Festungsbau in Mainz gefundenen Klinge paßte". — Wegen des Braunsberger Schwertes s. weiter unten.

[2]) In Wirklichkeit ist der angebliche Abguß in Eisen, und zwar als Hohlguß ausgeführt.

Digitized by Google

Der von Ihnen genannte Schötel war nicht Maler, sondern Schlossermeister.

Ich würde Ihnen außerordentlich dankbar sein, wenn Sie die große Güte hätten, mir das Ergebnis Ihrer Vergleichung von Original und Abguß mitzuteilen. Sollte sich dabei herausstellen, daß unser Abguß nicht Kopie Ihres Originals ist, so würde ich mir die weitere Bitte erlauben, uns durch Ihren Modelleur einen Abguß des letzteren anfertigen zu lassen."

In dem mir hierauf zugegangenen Antwortschreiben Steinbrechts (11. März 1916) heißt es: „Inzwischen begegnete ich bei der Bearbeitung der hinterlassenen Blellschen Aufzeichnungen der Nachricht, daß Schötel Schlossermeister war in Königsberg und zuletzt in Creuzburg lebte, was ich auch Kossinna ergänzend mitteilte. Seinen Sammlungsbestrebungen und wissenschaftlichen Auffassungen werden schon bedeutende Mängel angehaftet haben. Zu dem Abformen Eisen zu nehmen, ist vielleicht seiner Idee entsprungen. In jenen Jahren hielt man viel vom Eisenguß. Der Abguß stimmt aufs beste mit dem Blellschen Original überein, gibt aber in der Art der Oberfläche, in der Feinheit und Schärfe der Gliederungen das Original schlecht wieder. Vielfach ist da der Abguß nachher stark überarbeitet und zwar gerade an den wichtigsten Stellen: So sieht man nichts von den Stellen oder Resten der Klingennieten und von der ursprünglichen Beschaffenheit der Stelle, wo unten am Griff die Endigung der Angel heraustrat: An der Stelle ging beim Abguß eine Gußnaht durch, die dann weggefeilt und mit der ganzen Fläche glatt gearbeitet ist. Das Blellsche Original ist überaus schön instand, und offenbar sind die vier Nieten zur Klingenbefestigung eingefügt, ohne irgend dem Befund an dieser Stelle zu nahe zu kommen. An der unteren Knauffläche erkennt man am Original noch die Größe und Beschaffenheit des Angellochs; das von Blell mit der Klinge zugefügte Angelende füllt die ursprüngliche Öffnung in dem Knauf nicht ganz aus und ist wohl dem Braunsberger Fund nachgebildet. Das Loch — seitlich — in der Schale des Abgußes ist nachträglich hineingestoßen. Das Original ist an dieser Stelle unversehrt.

Die sehr schöne Beschaffenheit des Griffes hat offenbar Blell gereizt zu einer Vorführung eines vollständigen Bildes von dem Schwerte, denn Blell hatte ein ausgesprochenes Empfinden für die Schönheit eines Waffenstückes und hat nie seine Auffassung verleugnet, daß man diese in einer Waffensammlung dem Beschauer verdeutlichen bzw. durch Nachbildung oder Ergänzung vorführen müsse — nicht immer ist das der Altertumswissenschaft zu Dank geschehen. Dennoch ist bei diesem wie bei jedem derartigen Stück seiner Sammlung die peinlichste Respektierung des Originals einerseits, sowie die Kenntlichmachung des Bereiches der Ergänzung zu beobachten. Die Achtung des Befundes ging ihm doch noch über die Schönheit der Sache. Man ist ihm da nicht immer in der Beurteilung gerecht geworden.

Digitized by Google

Ich werde Ihnen, weil Sie in diesem Falle gewiß großes Interesse an dem eigenen Vergleich haben, das Blellsche Schwert zuschicken, sobald der Postverkehr gute Sicherheit bietet."

Nachdem ich das Schwert erhalten hatte, unterzog ich sein Verhältnis zum Königsberger Abguß einer eingehenden Prüfung und berichtete über ihre Ergebnisse an Herrn Steinbrecht wie folgt[1]):

I. A ist etwas länger als der Griff von B, während B und C in der Grifflänge einigermaßen übereinstimmen.

II. A und der Griff von B schneiden unten verschieden ab[2]), C steht A näher.

III. Eine der Antennen von A zeigt unten einige kleine Gußfehler; B nicht. Dagegen enthält der untere Rand des Knaufs von B unter der Angel einige feine Querstriche, die A fehlen, C aber gehabt haben kann.

IV. Blell hat in den von Schötel gekauften Griff eine neue Klinge eingesetzt. Die Verbindung beider Teile ist, wie es nicht anders sein konnte, durch Nieten bewirkt. Hat Blell zu diesem Zweck Nietlöcher hergestellt? Wenn ja, so fehlte dem Schötelschen Griff (B) etwas sehr wesentliches, und er kann nicht Teil eines alten Schwertes sein[3]).

Wenn nein, wenn also die Nietlöcher vorhanden waren, ist A nicht Abformung von B oder überhaupt eines alten Originals, da es keine Spur von Nietlöchern enthält.

V. Die Patina der Nieten von B stimmt zu der sonstigen Patinierung des Griffs von B, und da die Nieten jung sind, ist sie also künstlich. Demselben Verdacht unterliegt aber auch die Patina des Griffes und zugleich kann ich nicht verhehlen, daß sie mir mehr auf Messing, als auf Bronze hinzuweisen scheint. Hierin müßte man Gewißheit zu gewinnen suchen.

VI. Zwischen den Antennen von B befindet sich ein geriffelter Zapfen. Einen solchen besitzt auch C, und es ist ganz klar, daß er hier die Spitze der Angel ist, die durch ein Loch der Knaufplatte bis in den Knick des die Antennen verbindenden Steges geschoben und infolge der Vernietung von Griff und Klinge unbeweglich wurde. Ein auffallender Umstand, der dabei zu berücksichtigen ist, wird unter IX zur Sprache kommen.

---

[1]) Mit A ist der Königsberger Abguß, mit B das Blellsche Schwert in der Marienburg Nr. 101, mit C das Antennenschwert aus Braunsberg im Prussia-Museum (siehe meine Bronze-Analysen, S. 21, Abb. 20) bezeichnet.

[2]) Nämlich: der gerundete Ausschnitt in der Parierstange ist bei A etwas mehr nach unten gezogen, als bei B, und infolgedessen haben die von seinen Enden ausgehenden Ränder eine steilere Richtung als bei B.

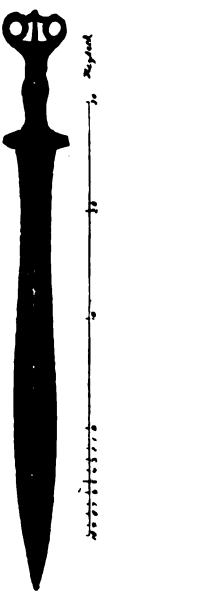
[3]) Dieser Satz bedarf einer Einschränkung. In meiner oben erwähnten Abhandlung (Mannus 9) habe ich S. 174ff. den Doppelguß und den Überfangguß von Bronzeschwertern der Periode V der Bronzezeit behandelt, wobei Griff und Klinge ohne Nietung miteinander verbunden sind; vgl. dort auch die Abbildungen S. 173f. und Taf. XVII, 12. G. Kossinna.]

Digitized by Google

Bei B springt das geschilderte Verhältnis aber nicht in die Augen. Sie schreiben: „An der unteren Knauffläche erkennt man am Original noch die Größe und Beschaffenheit des Angellochs; das von Blell mit der Klinge zugefügte Angelende füllt die ursprüngliche Öffnung mit dem Knauf nicht ganz aus und ist wohl dem Braunsberger Fund nachgebildet". Ich kann das nicht erkennen und bemerke, daß das Angelende von C an der Basis im Durchmesser

A
Prussia-Museum, Königsberg.

B
Samml. Blell, Marienburg.



C
Braunsberg, Prussia-Museum, Königsberg.

7½ mm und das von B 6 mm hat. Das betreffende Loch von C läßt der Angel einen nur geringen Spielraum und ist rund, während das, was Sie als ursprüngliches Loch von B anzusehen scheinen, ein unregelmäßiges Oval von verhältnismäßig erheblicherem Umfang gewesen wäre. Daß Blell nach dem Vorbild von C gearbeitet habe, ist mir deshalb nicht glaublich. Ein rundes Loch von beliebigem Durchmesser herzustellen, wäre ja nicht schwer gewesen.

Ich kann mich aber überhaupt nicht überzeugen, daß in die Knaufplatte von B ein Loch gemacht, und der das Angelende vertretende Zapfen

Digitized by Google

hindurchgeschoben ist. Vielmehr scheint mir der Griff von B im ganzen gegossen zu sein und der Zapfen nur ornamentalen Wert zu haben. Ist das richtig, so stände der Griff von B mindestens auf einer jüngeren Stufe als der von C.

VII. Alles in allem genommen neige ich zu der Annahme, daß der Griff von B eine Fälschung ist, deren Verfertiger ganz äußerlich einem Vorbilde folgte. Und ebenso scheint es mir um A zu stehen, das aber nicht nach B gearbeitet, sondern davon unabhängig ist. Außer I, II, IV kommt hierbei das Fehlen von Loch und Angelende in Betracht. Eine wirkliche Kopie müßte beides aufweisen.

VIII. A und B stehen dem Braunsberger Schwerte (C) überaus nahe, und wie meine Nachweise Bronze-Analysen S. 22 ergeben, ist C von äußerst seltener Form. Es wäre sehr auffallend, wenn dieselbe durch zwei ostpreußische Originale (B und C) vertreten wäre. Berücksichtigt man aber neben vorher gesagtem, daß C früher als A und B bekannt geworden ist, und liest man Prussia-Berichte 1880/81, S. 90.

> ... „Schötel...eines Mannes, der in nicht ungeschickter Weise einen Streithammer des 15. Jahrhunderts dreizehnmal nacharbeitete und der Prussia nicht freundlich gesonnen war, weil sie sein Verhalten in bezug auf Verkauf von Altertümern nicht gutheißen konnte"

so erhebt sich der dringende Verdacht, daß Schötel sowohl A wie B nach C hergestellt hat, an dessen Echtheit kein Zweifel aufkommen kann (vgl. auch die Analyse seiner Bronze). — Die Fundstelle von B kann hierin nicht beirren, da die Fundumstände unbekannt sind, und A ist, wie ich früher mitteilte, im Jahre 1884 ohne besondere Angabe mit einigen Raritäten gekauft.

IX. Über C bemerkt das Inventar der Prussia I, S. 21, Nr. 52: „Das bronzene Heft mit Gewalt abgebrochen". Daß dies Schwert zerbrochen in das Museum gekommen ist, obgleich es nach einem Bericht über seine Auffindung im Braunsberger Kreisblatt[1]) der Erde heil entnommen zu sein scheint, wird dadurch bestätigt, daß Klinge und Heft gesondert haben gewogen werden können (Bronze-Analysen S. 21, Anm.). Wie der Bruch beschaffen war, ist heute nicht mehr zu erkennen, denn die einzigen Schäden des Schwerts bestehen darin, daß aus einer Hälfte der Parierstange beiderseits unter den Nieten — es sind ihrer im ganzen 4 — ein Stückchen ausgebrochen ist und nach der Patina (Moorpatina) zu urteilen, sind die Verletzungen alt. Vermutlich sind also die Nieten — obgleich sie sich nicht von dem übrigen Schwert unter-

[1]) Dieser Bericht wird ergänzt durch ein Schreiben des Herrn Höpfner vom 15. September 1851 (in den Prussiaakten), worin es heißt: „obschon sich dort kein Berg befindet, und das Land sich nur nach der geringen Höhe vom Dorf Schilgehnen neigt, so nennt man die Gegend doch den Fuchsberg. Die Waffe hat etwa 2 Fuß tief in Moorerde gelegen und wiegt mit dem Heft 1 Pfund 20 1/2 Lot". (Die Gewichtsangabe 2 Pfd. 20 1/2 Lot im Braunsberger Kreisblatt ist also ein Druckfehler. Das heutige Gewicht beträgt im ganzen 795 g.)

Digitized by Google

scheiden — neu, und höchst wahrscheinlich ist die Zusammensetzung durch Schötel vorgenommen, denn nach Heydeck, a. a. O., S. 128 ist sie schon 1851, also gleich nach der Auffindung erfolgt, und Schötel war anfangs mit der Aufsicht über das Antiquarium der Prussia betraut. Als ganzes Stück zeigt sich das Schwert denn auch in einer kleinen unausgeführten Zeichnung, welche sein Inventarisator (Hagen) bei seiner Eintragung ins Inventar gemacht hat. Aber, wie bemerkt, ist diese Zeichnung nicht ausgeführt. Es fehlt in ihr eine Andeutung der erwähnten Ausbrüche und der Nieten, und wenn dies auch mit der Kleinheit dieser Züge entschuldigt werden kann — es fehlt in ihr auch das Angelende, und dies kann nur als Flüchtigkeitsfehler angesehen werden. Hierdurch wird es aber verständlich, weshalb auch A dieses wesentlichen Bestandteiles ermangelt: Sein Verfertiger wird unter dem Einfluß der Zeichnung gearbeitet haben, und da sie ihn auch auf ein Angelloch nicht hinwies, fehlt auch dieses in seinem Abguß. Da er in Eisen ausgeführt ist, sollte er übrigens wohl nur ein Versuch sein, und da er sich geschäftlich nicht anders verwerten ließ — wenigstens nicht in Königsberg, wo man das Bronzeoriginal kannte — kam er in den Trödel, aber er war immerhin so gut gelungen, daß sein Verfertiger eine Bronzekopie wagen zu dürfen glaubte und sie hat er denn, so nehme ich an, nach vorheriger Vergleichung A's mit dem Original im Anschluß an dieses angefertigt, so jedoch, daß er das Angelende als Teil des Griffs in Guß herstellte — eine Freiheit, die zwar gewagt, aber doch nicht groß genug war, um selbst heute einen ernsthaften Sammler vom Erwerb dieser Kopie abzuhalten.

Aus meiner weiteren Korrespondenz teile ich zunächst mit ein Schreiben vom 26. August 1916:

„Hierbei sende ich Abschrift der Analysen, welche auf Ihre Anregung bewirkt sind.... Ich ließ auch eine Probe von der Klinge entnehmen und untersuchen. Die Klinge halte ich nicht für eine Ergänzung von Blell, sondern von Schötel; hätte Blell sie gemacht, so würde doch in seinen Notizen etwas darüber vorhanden sein. Ich habe den bestimmten Eindruck, daß er dies Schwert als Ganzes erworben hat aus Schötels Nachlaß mit der Auskunft, daß der Griff alt ist — vielleicht ist er auch selbst erst später zu der Lesart gekommen, daß der Griff alt ist, denn die erste Aufzeichnung in der Kladde heißt: 'Bronzeschwert' usw..... Später ist korrigiert: 'Griff eines Bronzeschwerts' usw.

....Steinbrecht."

Die Analysen, angefertigt von Herrn Professor Dr. Reinhard Blochmann (†) in Königsberg, sind in folgendem Bericht enthalten:

Bericht über die Untersuchung von zwei Bronzeproben, welche Unterzeichnetem von der Kgl. Schloßbauverwaltung Marienburg nebst Schreiben vom 23. Juli d. Js. übermittelt wurden. Die Proben bestanden aus Bohrspänen im Gewicht von je ca. 1 g, sie waren von rötlich glänzender Farbe und bezeichnet mit:

Digitized by Google

A vom Griff des Bronzeschwertes Nr. 101,
B von der Klinge des Bronzeschwertes Nr. 101.
Die Untersuchung ergab für Probe

	A	B
Kupfer . . .	89,33 %	86,06 %
Zinn	6,50 %	6,87 %
Zink	2,74 %	3,63 %
Blei	1,18 %	2,69 %
Eisen	0,16 %	0,71 %
Nickel	Spuren [1])	Spuren [1])
	99,91 %	99,96 %

Den Abschluß meiner Korrespondenz mit Herrn Steinbrecht bildet sein nachstehendes Schreiben vom 16. März 1917:

„Daß Sie beabsichtigen den Gegenstand des gefälschten Schwertes der Blellschen Sammlung im Mannus zu behandeln, hat mein größtes Interesse.....

Ich kam nur schrittweise zur letzten Aufklärung: Blell hatte sich über das Schwert mir gegenüber zurückgehalten; während er über andere — freilich namentlich mittelalterliche Waffenstücke nach seiner Art sehr redselig und offenehrlich erzählen und lehren konnte.

Erst durch Professor Kossinna, der genaue Auskünfte erbat, bin ich veranlaßt worden, die Blellsche Kladde, die zu der Zeit gerade in meine Hände gekommen war, zu durchforschen. Nun verfügte ich über drei Momente:

1. Mein Vorurteil, daß Blell (und sein Rüstmeister Wichmann) seine werktätige Hand bei dem Schwert im Spiel hätten.
2. Über die Mitteilungen von Bujack und Heydeck in den Prussiaberichten.....
3. Die schlecht geschriebenen, merkwürdig verbesserten, unsicheren Notizen über den Erwerb des Schwertes bzw. Griffes in Blells Kladde.

Meine Vorstellungen schwankten hin und her. Ich glaubte zunächst, Kossinna zur Vorsicht mahnen zu müssen bei Behandlung dieses Gegenstandes.

Nun kam der Gipsabguß [2]) in der Prussia dazu und die allmähliche Aufklärung über den früheren Besitzer der Stücke. Zum Schluß Ihre Aufklärungen über den Fälscher.

Ich bin nun ganz klar darüber, daß Blell in gutem Glauben erst das ganze Schwert als echt gekauft hat, dann — nach Auftauchen des Griff-Abgusses — sich und seine Kladde verbessert hat. Aber seine Ansichten sind viel-

[1]) Weniger als 0,1 %.
[2]) So! lies „Griffabguß".

Digitized by Google

leicht auch betreffs des Griffes schon etwas ins Wanken gekommen. Er hat also zum Schluß das Schwert als einen unheimlichen Gast in seiner Sammlung angesehen. Auf den Grund zu kommen, das hat ihm die Unruhe seiner letzten Jahre unmöglich gemacht. Das Rätsel wäre so weiter geschleppt und hätte Blell und seine Sammlung bei uns in einen unheimlichen Verdacht gebracht, als Fälscherstätte oder als Stätte der Hehlerei.

In dieser Hinsicht begrüße ich es mit großer Freude und Genugtuung, daß Sie in scharfsichtiger Sichtung der Nachrichten und minutiöser Untersuchung der Gegenstände hineinleuchteten in das dunkle Gewirr und doch die Wahrheit in Klarheit dargestellt haben."

Verglichen mit der Analyse des Braunsberger Schwertes und überhaupt des Metalls der ostpreußischen bronzezeitlichen Bronzen (vgl. meine Bronzeanalysen, S. 103, Tab. A und B) lassen die obigen Analysen keinen Zweifel, daß die zu dem Blellschen Schwerte benutzten Legierungen modern, oder durch Einschmelzen nachchristlicher Bronzen gewonnen sind.

A. Bezzenberger.

Digitized by Google

Römisches in Paderborn.

(Paderborn an der Lippequelle, bei dem Zusammenfluß von Alme und Lippe, als Helison-Lippe-Drususcastell und Tiberius-Winterlager: ad caput Lupiae fluminis, auf dem limes Tiberii, in der Limitation Trier-Vetera-Paderborn?)

Von Konstantin Koenen, Godesberg a. Rh.

Mit 1 Abbildung und 1 Karte im Text.

Bekanntlich berichtet M. Velleius Paterculus, ein römischer Geschichtsschreiber aus der ersten römischen Kaiserzeit, der als Tribun mit Gaius Caesar den Orient, mit Tiberius als praefectus equitum und Legat Germanien durchzog, ein Mann der sich besonderer Gunst des Kaisers Tiberius erfreute, daß Tiberius nach seinem germanischen Feldzug im Jahre 4 nach Chr. an der Quelle der Lippe — das überlieferte „Juliae" hat man längst in „Lupiae" verbessert — ein Winterlager erbaut habe: ad caput Lupiae fluminis hiberna digrediens princeps locaverat. Man hat das Lager „ad caput Lupiae" bisher meist bei Elsen oder Neuhaus gesucht. Dafür schien zu sprechen: die „sprachliche Identität" der Namen Elsen und Aliso (vgl. Adrana = Eder, Amisia = Ems) und die Lage von Neuhaus an der Einmündung der Alme, ihres größten Nebenflusses, in die Lippe. Mir schien es von vornherein sehr unwahrscheinlich, daß die Römer ein solch niedrig gelegenes, wasser- und sumpfreiches, von der Paderborner Hochebene beherrschtes Gelände, zu der Errichtung eines Winterlagers bestimmt haben sollten. Das vorher benutzte römische Winterlager in Vetera (Xantener Fürstenberg) und das von Moguntiacum (Hochebene bei Mainz) lagen ja auch, wie später das Legionslager von Novaesium (Neußer-Feld bei Grimlinghausen) und das von Bonn (Kölntor bei Bonn), ganz entschieden an beherrschender Stelle. So fand sich auch bei den von Geheimrat Dr. Dörrenberg in Soest mit allem Eifer sachlich vorgenommenen wiederholten archäologischen Nachforschungen in der Ecke, wo die Lippe und die Flüsse Alme und die Pader zusammenfließen, nichts Römi-

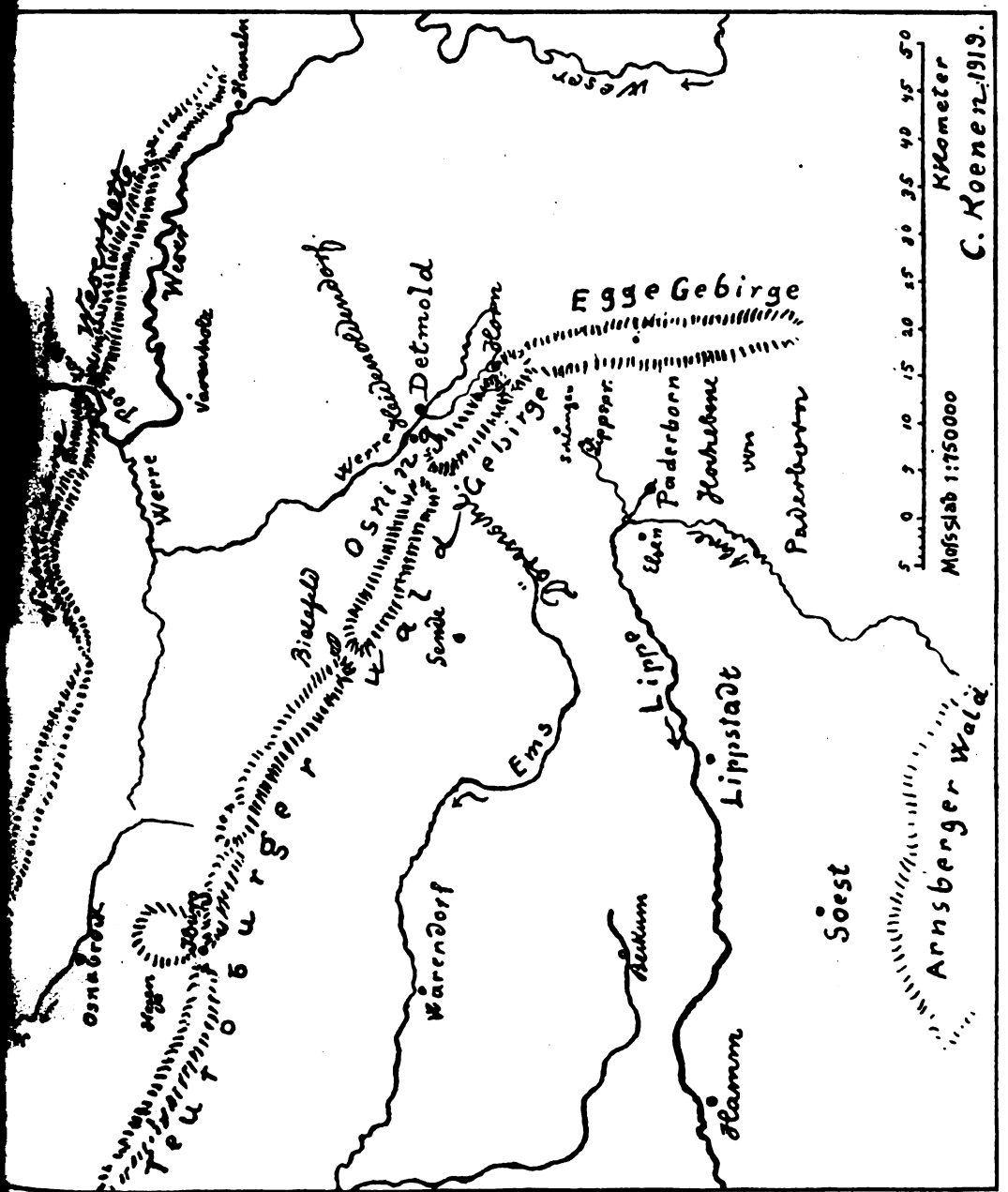
Digitized by Google

sches [1]). Sicher setzen jedoch Grabenreste und Urnenfunde im Riemeker Felde und in Elsen gefundene germanische Leichenbrandurnen das Vorhandengewesensein einer älteren einheimischen Besiedlung dieser Niederung voraus. Es wurden daselbst auch sächsisch-germanische Kulturreste der Zeit um Karl

[1]) Die leichter gebrannte, schwarz geschmauchte, recht kräftig profilierte schöne Urne ist nach der Fundnotiz des Paderborner Museums „von Professor Giefert am Schützenplatz bei Paderborn" gefunden worden. Dieselbe entstammt einer Technik und einem Formenkreis, welche unter massilisch-griechischem Einfluß in der Endperiode der Hallstätter oder früheren Latène-Keramik zuerst auftreten (vgl. Tischler in den Schriften d. Physik. Ges. i. Königsberg, Jahrg. 29, 1888, Taf. I, Fig. 15) und sich fortsetzen bis in die erste römische Kaiserzeit hinein in der bekannten schwarz geschmauchten Latène-Ware (vgl. Koenen, Gefäßkunde VIII und IX, 10, 12, 15 und 17, dazu S. Löschke, Mitt. d. Altertumsk. f. Westfalen V, Typ. 83). Die Urne ist noch heute mit Leichenbrandasche gefüllt. Der von Hähnle (Mitt. d. Ver. f. Gesch. u. Altertumsk. Westf. in seinem Aufsatz: Westf. Altertumssammlungen, S. 3) als von derselben Fundstelle herrührend bezeichnete Henkelkrug Fig. 2 ist nach seiner Fundnotiz im Jahre 1854 vom Ökonomen Schmale „bei der dicken Linde" gefunden. Dieser Krug ist in die frühe römische Kaiserzeit zu setzen (vgl. Koenen, Gefäßkunde, Taf. XI, 23—29 das was ich zur Unterscheidung frührömischer Henkelkrüge von den späteren veröffentlicht habe). Dazu S. Löschke, Heft 5, S. 223, 2; zu vgl. die Halterner Henkelkrüge a. a. O., S. 225, Abb. 24 und a. a. O., Heft 2, S. 157, 17, sowie S. 158, 18. Den kleineren römischen Henkelkrug Abb. 3, der rötlich überzogen ist, vermag ich von der gleichartigen frührömischen Ware nicht zu trennen. Die Fundstelle dieses Gefäßes liegt in der Höhe des über Ringelsbruch nach Paderborn führenden „Hellweges". Da wo dieser alte Weg die Alme überschreitet, sieht man ein trockenes Flußbett. Das heißt dort „An der trockenen Alme". Weiter auf Paderborn zu schließt sich daran an ein Gebiet, das wird genannt „Im Balhorner Feld". „Im Balhorn an der trockenen Alme 1846" so lautet die Fundnotiz der noch heute mit Knochenasche gefüllten römischen Urne Abb. 5 meiner Skizze. Es ist die landläufige Gestalt des frührömischen Aschentopfes. Ich habe dieselbe Form Gefäßkunde XI, 19 besprochen. Ritterling hat Mitt. d. Altertumsk. f. Westf. II, Taf. XXXVI, 18 das charakteristische Profil der Vasenlippe aus dem Inventar der augustischen Haltener Kulturschicht wiedergegeben. Auch G. Löschke kennt diese Form aus dem augusteischen Haltern (Profil S. 103 6b und 7). Gleichartig ist auch die von mir Gefäßkunde XII, 2 und 3 abgebildete Urnenform. S. Löschke, Mitt. XV, 94 hat ähnliche Typen abgebildet. Zwischen der Asche lagen die im Paderborner Museum ausgestellten Perlen Abb. 4 und 6 meiner Skizze. Die gerippte Perle fehlt selten in römischen Militärstationen der Kaiserzeit. In einem frührömischen Grabe bei Bonn (Witterschlick) wurde laut Bonner Prov.-Mus.-Inventar, Nr. 19147a, dieselbe Perle gefunden, die, wie zahlreiche Funde verdeutlichen, zum römischen Waffenschmuck gehört. Die andere, Abb. 6, ist eine mit buntfarbigem Auge versehene Schmelzperle. Dr. Hähnle kennt außer Abb. 2 als Paderborner Fund und die im Paderborner Museum befindliche mittelkaiserliche, also für unsere Frage nicht mehr in Betracht kommende Sigillataschüssel mit Reliefschmuck (des Typus Koenen, Gefäßk. XVI, 22 = Dragendorf III, 37) aus Büderich. Das sind nach seiner Auffassung „Gefäße, die durch den Handel in das freie Germanien gekommen sind". — Meines Erachtens läßt sich das so ohne weiteres nur für die Büdericher Sigillataschüssel behaupten; denn in der Zeit der Anfertigung dieser Vase stand kein römisches Heer in der Paderborner Gegend. Die übrigen Funde sind möglicherweise Reste römischer Leichenbrandgräber augusteischer Zeit, welche von kenntnislosen Arbeitern nur bei zufälligen Grabungen angeschnitten und nur in einzelnen Teilen des Grabinventars erübrigt wurden. Bei planmäßigen Grabungen kann dort Grab an Grab sich reihend, gefunden werden.

Digitized by Google

dem Großen bloßgelegt. Diese Funde lassen es höchst unwahrscheinlich erscheinen, daß eine im Bereich der Alme und des heutigen Elsen befindlich gewesene einheimische Ansiedlung römischer Zeit einen anderen Namen als



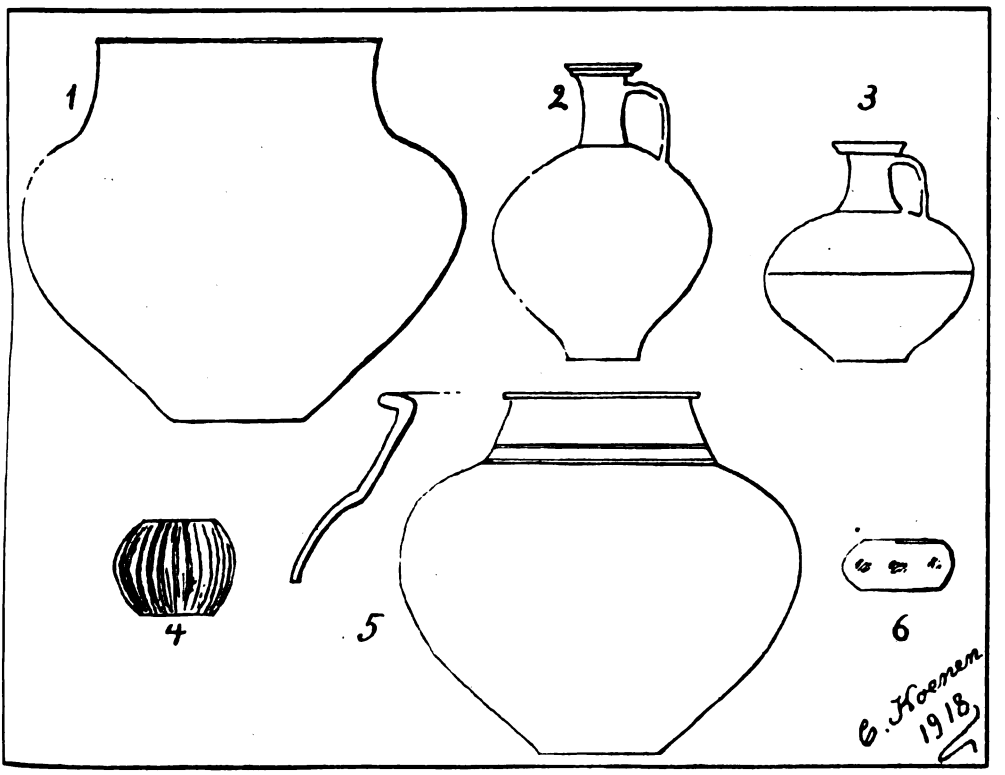
„Aliso" gehabt hat. Daß der Flußname „Alme" mit diesem Ortsnamen zusammenhängt, ist sprachlich nicht gut möglich. Schon vor Jahren führte das Ergebnis einer mit dem Bonner Universitätsprofessor Dr. Frank von mir geführten Korrespondenz zu dem Schluß, daß möglicherweise Dio ein heutiges Eller unter dem Namen „Helison" bezeichnet haben kann[1]). Wenn nun Dio (54, 33) von einem Kastelle spricht, welches Drusus im Jahre 11 vor Chr. am Einfluß des Helison in die Lupia (Lippe) als Stützpunkt der Operationen gegen die Germanen errichtete, dann kann hier die meines Erachtens strategisch nahe liegende Erscheinung vorliegen, daß das Winterlager an derselben Stelle von Tiberius angelegt wurde, wo früher schon Drusus ein Kastell baute und zwar nach obiger Darstellung: bei Aliso an strategisch passender Stelle an der Lippequelle wo Alme und Lippe sich vermischen. Aliso war kein geschlossener Ort, sondern es mußte nach germanischer Weise weit ausgedehnt gelegen haben. Bisher hat man einfacherweise angenommen, die heutige Lippequelle, Lippspringe, sei auch die von den Römern überlieferte Lippequelle gewesen. Man erwog nicht, daß die Alten mitunter einen Nebenfluß für den Quellfluß hielten (vgl. Schulten, Arch. Anz. 1914, S. 315). Die aus 198 Felsöffnungen so mächtig aufsprudelnden, im Sommer kühlen, im Winter warmen Paderspränge in der heutigen Stadt Paderborn unter und an der Nordseite des Domes, vermochten dem Römer, dem Verehrer schöner Quellen, ganz anders zu imponieren als Lippspringe. Und bei einem Verfolge des Lippelaufes von Westen nach Osten erschien diese Pader auch ihrer Richtung nach eher der Quellfluß zu sein als die Flußstrecke Neuhaus-Lippspringe. Auf mein diesbezüglich dem Paderborner Forscher Professor Dr. Alois Fuchs Mitgeteiltes, antwortete dieser u. a.: „Ihre Mitteilungen sind mir sehr interessant. Daß die Römer die Paderquellen als Lippequellen aufgefaßt haben können, ist schon aus dem Grunde sehr einleuchtend, weil die Pader das bedeutendere Quellensystem hat und beim Zusammenfluß mit der Lippe dieser an Stärke nicht nachsteht. Es ist eigentlich auffallend, daß nach dem Zusammenfluß der Name Lippe bleibt. Dies erklärt sich aber wenn die Römer die Pader als Lippe nahmen". Geschah dieses, so war Paderborn die strategisch

[1]) Daß schon nach der lautlichen Beurteilung der hier heranziehbaren Formen ein naher Zusammenhang zwischen Else und Eller an sich möglich ist, würde allein schon der gleiche Wechsel beim Namen der Erle (Baum) beweisen: ahd. (erila und) elira, niederd. eller, niederl. els, die aus alisa und aliza entstanden sind. Vorauszusetzen wäre, daß der Flußname Eller früher auch nur ein l gehabt habe, was ich nicht weiß, was aber, auch nach der Analogie des Baumnamens, sehr wohl möglich ist. Es bleiben aber bei Aliso usw. sehr beträchtliche Schwierigkeiten in den Vokalen, besonders das Verhältnis der beiden alt überlieferten a und e, deren bisherige Beurteilungen eigentlich nur willkürlich sind. Man vergleiche Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde 2, 223f. und bei Hoops, Reallexikon der Germ. Altertumskunde 1, 60. An letzter Stelle ist auch bereits Aliso mit dem Flußnamen Eller in Zusammenhang gebracht worden.

Digitized by Google

wie hiſtoriſch paſſende Örtlichkeit für das überlieferte Aliſo-kaſtell ſowohl als auch für das Winterlager des Tiberius[1]).

Wir wiſſen nicht, wieviel Truppen Tiberius in ſeinem Winterlager zurückließ. Es iſt aber wahrſcheinlich, daß er den wichtigen Platz, die Zwingburg des eben unterworfenen Landes, mit zwei Legionen beſetzte. Zwei Legionen lagerten ja auch in dem vorherigen Winterlager der Legionen bei Xanten. Durch die archäologiſchen Beſtimmungen von Zweilegionslagern in Spanien



Funde aus der Paderborner Gegend.

und Deutſchland hat ſich der von Niſſen bereits in ſeinem Buche Templum S. 35 beſtimmte Umfang des polybianiſchen Zweilegionslagers, ein Quadrat

[1]) Auch die große Bedeutung, welche Paderborn nach den Aufzeichnungen Prof. Schneiders als Kreuz- und Treffpunkt von „vorrömiſchen und römiſchen Handels- und Heerſtraßen“ hat, gehe ich hier nicht ein, ebenſowenig auf Vermutungen von vielfach durch aus begründeter Art wie ſie in dem fleißigen, anregenden Schriftchen von Adolf Viedenz (Neue Beiträge zur Geſchichte der Stadt Geſeke, 1. Teil. Eberswalde 1899) in bezug auf die Topographie Paderborns zu leſen ſind, wo es kurzweg heißt: In Paderborn ſind unzweifelhaft Reſte einer Römerfeſtung von bedeutender Ausdehnung vorhanden.

Digitized by Google

von 636 m Seite, bestätigt[1]). Der ältere Mauereinschluß von Paderborn bietet diesen Raum in seiner die weite Talebene beherrschenden Lage. Ziemlich genau so weit von der Alme oder von dem besprochenen Orte Elsen mit seinen einheimischen Kulturresten wie das Standlager Novaesium von dem einheimischen Orte Neuß (Novaesium, nach dem das Lager benannt wurde), liegt Paderborn. Soweit reichen auch die Militärwinterlager der Römer Moguntiacum und Vetera ab von den einheimischen Orten Mogontiacum (Mainz) und Vetera (Birten oberhalb Xanten). Diese Trennung der Soldaten von den Zivilisten der Orte war in der ersten römischen Kaiserzeit militärischer Zwang.

Man hat dazu auch nicht beachtet, daß bereits im Jahre 1854, auf dem außerhalb der Mauern Paderborns gelegenen Schützenplatz, der Abb. 2 dargestellte Henkelkrug gefunden wurde, der vielleicht auf ein dort von kenntnislosen Arbeitern angeschnittenes römisches Gräberfeld der ersten römischen Kaiserzeit weist; denn der Krug gehört in die erste römische Kaiserzeit in der jene Militäranlagen bestanden. Am „Schützenplatz in Paderborn" wurde auch die mit Leichenbrand gefüllte schwarz geschmauchte Urne, Abb. 1, ausgegraben. In der Nähe des über Ringelsbruch nach Paderborn führenden „Hellweges" hat man den Abb. 3 vorgeführten frührömischen Henkelkrug zutage gefördert. Sodann fand man auch „im Balhorn an der trockenen Alme" die Abb. 5 skizzierte Xantener, mit Knochenasche gefüllte römische Urne. Das Gefäß enthielt außer der Latène-Perle, Abb. 6, die geriefte grünglasierte Soldatenrüstschmuck-Perle Abb. 4, wie eine solche auch in einem linksrheinischen Römergrabe lag. Diese Gegenstände befinden sich im Paderborner Altertumsmuseum. Bei dem über Paderborn, Neuhaus, Thune nach dem Teutoburger Wald in das Werretal führenden alten Straßenzuge ist ein im Paderborner Museum ausgestellter römischer Getreidemahlstein, aus Lava gemeißelt, gefunden worden. Es fehlt also auch nicht in diesem Bezirk an römischen Kulturresten. Die auf verständige Anregung der Römisch-germanischen Kommission in Frankfurt a. M. im Auftrage der Altertumskommission für Westfalen erfolgte „Umschau nach römischen Kulturresten augusteischer Zeit in den Museen und Privatsammlungen Westfalens" (vgl. Mitt. d. Ver. f. Gesch. u. Altertumsk. Westf.: Westf. Altertumssammlungen, S. 3) bedarf einer Revision und Ergänzung. Jene Umschau kann nur ohne die für eine solche erforderliche Erfahrung erfolgt sein; denn der Beauftragte kennt nur den Henkelkrug Nr. 2 und einen der mittleren römischen Kaiserzeit angehörenden mit Reliefschmuck versehenen Sigillatakumpen aus Büderich[2]).

[1]) Das „claudische" Xantener Lager ist nach Lehner, Bonn. Jahrb. 119, 2. u. 3, S. 237, zu einem Rechteck umgestaltet, dessen Länge die Breite um 1000 p übertrifft; es hat 632 × 932 = 59,28 ha Flächenraum.

[2]) Auf besonderen Wunsch von Geheimrat Dr. Dörrenberg in Soest habe ich im Herbst 1915 mit mehreren Grundarbeitern, denen als Vorarbeiter der durch seine Reichs-

Digitized by Google

Zu weiterer Beachtung möchte ich noch eine weitere Tatsache warm empfehlen.

Der verstorbene Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Nissen bemerkte nämlich einmal: „die Einsicht, daß die Ortsforschung an die Schriften der Feldmesser anknüpfen müsse, werde sich vielleicht in der Zukunft Bahn brechen". Von welchen Gesichtspunkten ist aber das neu eroberte Gallien und das römischerseits besetzte rechtsrheinische Land Germaniens vermessen worden? — Ich finde eine geradezu verblüffend auffällige diesbezügliche Erscheinung! Ziehe ich nämlich von der hypothetisch angenommenen tiberianischen Zweilegionswinterlagerstätte im heutigen Paderborn eine Linie von Osten nach Westen, dann deckt sich diese mit dem Kardo Maximus des vom Bonner rheinischen Provinzialmuseum aufgedeckten sog. „Claudisch-neronischen Zweilegionswinterlagers" von Vetera (auf dem Fürstenberg bei Xanten-Birten). Militärisch selbstredend muß die kürzeste Verbindung zwischen den beiden wichtigsten römischen Offensivfestungen am Niederrhein als bedeutendste militärische Verkehrsbewegungslinie zwischen den beiden Waffenplätzen durch eine Waldschneise, das ist durch einen „Limes", und zwar da Tiberius es war, der das erste und das einzige rechtsrheinische Truppen-Winterlager errichtete, durch einen Limes des Tiberius hergestellt worden sein. Ein solcher „limes a Tiberio coeptus" wird von Tacitus, Annalen I, 50, genannt; er durchschnitt die Caesia silva (vgl. Gebert und dessen Literaturangabe in dem Bonner Jahrb. 119, S. 188), deckte sich somit mit unserer West-Ostlinie, die den Weseler oder Häserwald durchschneidet. Ziehe ich von der so gewonnenen Limeslinie von Osten nach Westen auf der Linie des Decumanus Maximus des genannten Xantener Zweilegionslagers eine Linie

limesausgrabungen bekannte, trefflich beobachtende Herr Sackert diente, sowohl in Elsen als auch in Neuhaus an strategisch passenden Stellen bis auf den Urboden hinabreichende Versuchsgräben gezogen und auch die umliegenden Ländereien oberflächlich abgesucht. In Elsen ließ ich im Bereich der alten Burgreste Grabungen vornehmen. Im Orte Neuhaus, wo die Alme in die Lippe mündet und auch die Pader aufnimmt, gruben wir in dem bis zu 100 m über NN reichenden nordwestlichen Teil, wo der Schloßgarten und die freien Stellen zwischen den Schloßbauten selbst Raum zu Versuchsgrabungen boten. Wie hier von der Militärbehörde, so wurde mir auch von der Ortsvertretung in Neuhaus das größte Entgegenkommen zuteil. Man gestattete mir sogar auf dem schönsten, höchstgelegenen Punkte von Neuhaus, nämlich vor dem Kirchhofmauereingange auf dem Marktplatze Gräben zu ziehen. Wir gruben auch im Hospitalgarten, wo Dörrenberg, bei früher von ihm vorgenommenen Grabungen, alte mit Eisenschuh versehene Eichenpfähle bloßgelegt hatte. Auf besonderen Wunsch Dörrenbergs nahmen wir sogar unter Beihilfe des Herrn Unternehmers Distelmeyer aus Elsen förmliche Baggerarbeiten im Schlammboden von Neuhaus vor. Herr Distelmeyer grub öfters auch schon früher im Schloßbereich von Neuhaus, wo Dörrenberg Aliso vermutete wie ja auch der mit dem Topographischen dieser Gemarkung zu wenig vertraute Mommsen. Allein weder bei den früheren noch bei unseren Ausgrabungen wurden bisher irgendwelche Spur römischer Kultur angetroffen. Auch die zahlreichen im Laufe der Jahre von der Militärbehörde ausgeführten Erdarbeiten haben kein einziges römisches Fundstück ergeben.

Digitized by Google

genau von Norden nach Süden, dann trifft diese die Hauptstadt der Römer augusteischer Zeit nämlich Augusta Trevirorum (Trier). Es scheint hier somit eine Zenturiation gleich der des von Schulten (Feldmesser S. 30ff. dazu Taf. VI) ausführlich behandelten ‚Ager Campanus' vorzuliegen; maß man von Süd nach Nord und rechtwinklig von dieser Linie nach Osten und geradwinklig nach Westen, so hatte man das einfachste Verfahren, jeden Ort übersichtlich genau aufzunehmen, einzutragen, dessen Entfernung zu bestimmen und abzulesen, kurz: die beste Landkarte.

Es liegen somit jedenfalls recht auffällige Gründe vor, nach denen die Möglichkeit, daß das „erste und einzige römische Winterlager" und auch das diesem nachfolgende Aliso-Kastell, welches bei der Varianischen Katastrophe eine bald vorübergehende Rolle spielte, auf der Baustätte des heutigen Paderborn lagen, eine ziemlich große ist. Hier hat man daher den Spaten einzusetzen, auf dem Schützenplatz, dem Fundort frührömischer Keramik, und auf dem Domhügel von Paderborn. Darin, so darf ich mitteilen, stimmt Universitätsprofessor Dr. Adolf Schulten-Erlangen mit mir überein. In Paderborn ist zum Glück trotz der Bebauung Raum genug zum Graben vorhanden. Die Frage, ob dort ein römisches Lager gelegen hat, kann sicher entschieden werden, so gut wie bei Haltern und Oberaden — Funde können nicht fehlen, erst recht nicht, wenn es Aliso war. Möchten Interessenten privater Art die dazu erforderlichen Mittel, welche von staatlich berufener Stelle flüssig zu machen ich vergeblich versucht habe, stiften, um durch den Spaten recht bald die Entscheidung zu bringen.

Nachtrag.

Strabo-Lippeunterlauf. — Rheinteilung. — Drususkanalisation am Niederrhein. — Lippemündung Xanten gegenüber, dazu Mela. — Aufgabe und Verfall des Drususkanales. — Deichenbau des Drusus. — Zum Quellenfluß Yssel, dessen Beziehung zum alten Lippelauf und Drususkanal sowie dritten Rheinarm. — Hel und Helison am Eltenberg? — Helisonkastell ist hier nicht Aliso. — Drususkastell auf dem Eltenberg. — Römische und fränkische Funde auf dem Eltenberg. — Fränkisches Kastell der Hamaland-Gaugrafen.

Die heutigen Verhältnisse auf die früheren übertragend, verkannte man in der Tat auch den ganzen Unterlauf der Lippe. Man verwies auf Mela (de chorogr. 3, 30), der die Lippe in den Rhein münden läßt. Auch an die Lage des Winterlagers Vetera wurde erinnert: gegenüber der Lippemündung. Allein, zunächst fand ich im Archiv der Strombaudirektion in Koblenz, in dem dort lagernden Plan von Jordan von der Weyhe noch eine Lippe-

Digitized by Google

strecke unterhalb Flürens als „verlendeten alten lipstrangh" aufgezeichnet, begleitet ist dort die Lippe von „Den korten Dyk". Man sieht deutlich, daß dort die Lippe in ihren, nach dem Rhein hin reichenden Ausbuchtungen von dem sich mehr und mehr nach Wesel und Flüren zu wendenden Rhein abgeschnitten worden ist. Bei Deichbrücken und Hochwasserständen strömt das Rhein- und Lippewasser im Verfolge der heutigen Wild auf Elten zu. Von Bislich flutet das Wasser durch das Ysseltal zum Zuidersee. In der bezeichneten Richtung sieht man noch heute ein verlassenes Flußbett, welches streckenweise durch Wassergräben, kleine Seen, ja sogar durch förmliche Niederungen mit Schilf, Sand sowie Wassertümpeln und Wassermassen so klar verdeutlicht wird, als sei es erst kürzlich vom Strome verlassen worden. Ziehen wir auf dieser Strecke die von Chambalu (Stromveränderungen des Niederrheins seit der römischen Zeit. Köln 1892, S. 15) beschriebene alte Ostverlegung des Rheines in Betracht und die verlassenen Flußrinnen unterhalb Eltens nach dem Bett der „Neuen Yssel" bei Westervoort zu, dann gelangt man in das durch die Hochebene von Velep westlich begrenzte Bett des ehemals, zwischen den westfriesischen Inseln Texel und Vlieland mündenden Vliestromes oder rechten, dritten Rheinarmes des Plinius (IV, 13). Da vor Plinius, Vergil (A. 8, 724) den Rhein „Rhenus bicornis" (zweihörnig) nennt und nach Plinius, Tacitus (in den Annalen) nur zwei, die Batavische Insel bildende Rheinarme kennt, muß der dritte Rheinarm in der Zeit zwischen Vergils und Tacitus Mitteilung vorhanden gewesen sein. Der Mitteilung des Plinius geht die Melas (um 40 nach Chr.) voraus, die von dem rechten Rheinarm spricht, der an breitester Stelle Flevo genannt werde und eine Insel desselben Namens umgebe. Noch im 4. Jahrh. nach Chr. nennt Ausonius den Rhein zweihörnig. Der dritte Arm ist nach meiner Ortsbeobachtung erst durch die Aufgabe der Drususkanalisation vom Rhein bewässert worden. Vorher bildete sein Bett Drususkanal, davor Lippebett Strabos, in das als selbständiger Quellfluß die Yssel mündete. Die Kanalisation des unteren Lippelaufes hob diese Lippestrecke, der Verfall der Kanalisation den Drususkanal auf. Eine Mole sperrte, mit gewaltigen Schleusenbauten versehen, die „Alte Waal" vom römischen Rhein Xanten-Kleve ab. Dieser Rheindamm führte die Wassermasse entlang des mit einer Schleuse versehenen, rechten römischen Rheinarmes in die Flußrinne der Lippe. Die Strecke, rechter Rheinarm (Rhenus) — Eltener Berg, die in das Lippewasser Wesel—Empel—Furthausen hineinströmte, führt in den ältesten Flußplänen, die ich aufzutreiben vermochte, nämlich in der 1595 angefertigten Rheinstromkarte von Adr. Anthonie, den Namen „Die Hel". Auf der Karte von Jordan von der Weyhe v. J. 1631 ist dort zu lesen „Helwart" und „Helshamt" (die Abb. vgl. H. Blink, Nederl. usw. Bd. 1, S. 386, Fig. 18 u. Abb. 10). J. J. Slyter in seiner Karte zum Niederrheinischen Geschichtsfreund J. 1883—1884 kennt diesen Wasserlauf, der ein gewaltiger,

Digitized by Google

künstlich durch Drusus dorthingeleiteter war, als „Höllenstrang". Am Fuße des Eltenberges, auf dem ich veranlaßt durch Huverstuhl-Antwerpen ein quadratisches Drususkastell von etwa 133 m = etwa 450 pedes Seite in Quergräben festgestellt habe, mündete, an der Stelle der heutigen Wild, die Hel. Hier vermischte sich „die Hel" mit der Lippe und die Wassermasse floß in den Drususkanal das ist in die kanalisierte Lippe, die sogenannte „Drusus-Vaart" wie die Neue Yssel früher genannt wurde (vgl. Lebebur, Land und Volk der Bructerer, S. 70, Anm. 292). Drusus hat hier die Lippe Strabos in ihrem Unterlauf für seine gewaltige Kanalisation ausgenutzt. So nahm die Lippe auch, wie Strabo sagt, denselben Lauf wie Weser und Ems. Von der Rhenus-Mündung bei Leyden aus bis zur Flevusmündung zwischen den Inseln Texel und Vlieland am Zuidersee gemessen, ist genau so weit vom Rhein als Strabo dieses angibt, nämlich 600 Stadien, gleich 110—120 km. Der von mir auf der heutigen Karte (Andrees Handatlas, IV. Aufl., Karte 69—70: Niederland und Belgien) gemessene, von Jedermann noch kontrollierbare Abstand (115 km) zeigte mir, wie zuverlässig die Angabe Strabos ist, die man bisher nur in ihrem Verhältnis zur heutigen Mündung der Lippe einschätzte. Diese ganze Kanalisation — ausgenommen der Deichbau, welcher noch 63 Jahre nach dem Drususdeichbau, von Paulinus Pompejus vollendet wurde, hatte natürlich mit der bereits i. J. 16 nach Chr. erfolgten Abberufung des Germanicus seine Bestimmung, als Mittel einer Eroberung des Küstengebietes und des Zwischenlandes bis zur Elbe zu dienen, verloren und mußte in Verfall geraten. So war bereits zu Melas Zeit der Drususkanal zum „Rheinarm" geworden, der er auch noch bei Plinius (IV, 13) blieb. Allein, schon zur Zeit der Entstehung der Annalen des Tacitus[1]) war auch dieser nicht mehr als „Rhein" verzeichenbar. Bis zum Ende der Römerherrschaft in diesem Gebiete, blieb, wie Ausonius für das 4. Jahrh. nach Chr. bezeugt, der Rhein nur zweiarmig. Holwerda wies (Int. Arch. f. Ethn. Bd. XXV) nach, daß von Millingen aus die Linge Rhenusstrecke war bis zum krummen Rhein. Der Quellfluß, die Yssel, ursprünglich, d. h. zu Strabos Zeit, jedenfalls nur Nebenflüßchen der Lippe, sodann in den Drususkanal, endlich in den Rheinarm mündend, übernahm das Flußbett der Hauptströmung. Als „Isla" lernen wir bei Alfried in vita Ludgeri die Grenzscheide zwischen Sachsen und Franken kennen. Der Name des Flusses übertrug sich auf das ganze Gebiet und das darin ansässige Volk der Franken, deren herrschendes Geschlecht, die Sugambern den Stammvater der Fränkischen Könige, den Chlodewig gebaren, der ein Salier genannt wird. Inzwischen schob sich, zweifellos durch die gewaltige, von Süden nach Norden gerichtete Rheinsperre des Drusus veranlaßt, der Rhein weiter und weiter nach Nordosten. Das Lippebett wurde angeschnitten in seinem bis Elten erhaltenen alten Lauf.

[1]) Nachdem 70 nach Chr. die Rheinsperre zerstört wurde: Tac. Hist. V, 19.

Digitized by Google

Da auch von Xanten weg, wie bereits Chambalu (a. a. O.) mitgeteilt, der Rhein schon in römischer Zeit sich nach Osten zog, mußte — auch ohne künstliche, wegen des Xantener Legionslagers zweckmäßig erscheinende Mündung — die Lippe dort münden. — Liegt nun auch die Möglichkeit vor, daß das Helison-Kastell da gefunden wird, wo auch das Varusschlacht-Aliso-Lager, dann das Tiberius-Winterlager, wie das an seine Stelle getretene „Kastell" der Aufdeckung durch den Spaten harrt, so muß ich doch fragen, warum nicht das bei dem Zusammenfluß von Lippe und späthistorisch überliefertem Helstrom (Helinius = Waalmündung des Plinius), auf dem Eltenberge festgelegte Drususkastell das Helisonkastell v. J. 11 vor Chr. sein kann. Bedenke man: nach Rückkehr in Freundesland errichtet — die Bataver waren die eigentlichen Freunde der Römer wie die Inschriften und andere Überlieferungen zeigen. So wurde es erbaut, daß das bei den Chatten errichtete Kastell unmittelbar am Rhein, das andere da entstand, wo sich der „Helison" — wie wenig passend erscheint zu dieser Überlieferung das kleine Flüßchen „Alme" oder ein noch kleineres anderwärts, wo man das Helison-Kastell aufgespürt zu haben sich einbildete — mit der Lippe vermischt. Irrt man sich in dem Gefühl, daß man bei dieser Überlieferung erwartet, das Helisonkastell könne erst von Freundesland aus, jedoch nicht unmittelbar am Hauptfluße (Rhenus) sondern in dessen Nähe, wie möglicherweise an der Vermischungsstelle von Lippe und Helstrom errichtet worden sein? — Sicher hat mit dem Aliso nach dem Bestande des Winterlagers das Eltenberger Drususkastell nichts zu schaffen; es kann dasselbe auch — ganz unabhängig vom Helisonkastell durch die bei der batavischen Insel erfolgten Rheinübergänge des Drusus entstanden sein. Das erscheint, rein strategisch beurteilt, am ersten „möglich" zu sein. Es kann „möglicherweise" jedoch auch ein von batavischer Reitertruppe zur Beobachtung der Sugambern besetzter Wachtposten gewesen sein. Was ich in dem unterhalb einer, Gefäßscherben aus dem 4. Jahrh. nach Chr. bergenden Brandschicht (die sehr gut von der durch Sulpitius Alexander überlieferten Verwüstung des Chamaven-Gaues herrühren kann) in dem ein sorgfältig geebnetes Plateau durchschneidenden schönen, römischen Spitzgraben fand, waren bisher nur einige Latène-Gefäßscherben, wie solche auch von Holwerda in den von Batavern gesicherten römischen Schutzanlagen beobachtet worden sind. Von italisch Römischem fand ich nichts. Jedoch lagerte in einem gestörten Graben unbestimmter größerer Ausdehnung, der außerhalb des Kastells auf der ausgedehnteren Plateaufläche des Eltenberges angeschnitten wurde, augusteische Xantener Töpferware; allein es sind nur vereinzelte Stücke. Geradezu massenhaft erschien hingegen in dem die beiderlei römischen Anlagen durchziehenden Umfassungsgraben eines fränkischen Kastells, das zweifellos auf die Grafen des Hamalandes zurückzuführen sein dürfte, die so charakteristische Pingsdorfer spätkarolingische Ware aus gelblich erscheinendem hartgebackenen Ton mit dünnen braunrot geflammten oder gestreiften Be-

Digitized by Google

malungen. Die ältesten von mir auf dem Eltenberg in den Versuchsgräben angetroffenen fränkischen Scherben reichen hier in die Zeit jener dünnen mit leicht eingepreßten quadratischen Grübchen verzierten hartgefritteten gelben oder gelbbraunen Gefäße, die beisammen — auch hier — vorkommen mit den Reliefschmuck-Amphoren der Zeit um Karl dem Großen. Merowingisch-Fränkisches fand ich nicht. Im Anschluß an die Pingsdorfer Keramik tritt das rohe, steingutartig hart gebackene, fränkische und sächsische, dunkel geschmauchte Topfwerk auf, bei dem der Kugeltopf mit völlig abgerundetem Boden eine Hauptrolle spielt. Jene leicht gebackene sächsische Gefäßart desselben Typus oder einer noch roheren Art fehlt. Wo, wie eben hier, jene rohe Ware in mächtigen Brandschuttlagen angetroffen wird, kann mit Recht an die Normannenzüge des 9. Jahrh. erinnert werden. Derartige Brandschuttmassen bedecken rohe Mörtel-Mauerzüge. Rohes und gut gebautes Tuff- und Basaltgemäuer durchschneidet jene Brandschuttlagen. Kreuz und quer darüber erscheinen schöne Mauerzüge der Eltener Abteibauten, die sich sehr leicht mit den geschichtlich überlieferten Eltener Bauwerken in Verbindung bringen ließen und diese in oft recht willkommener Weise ergänzten.

Digitized by Google

Die Windelbahn von Stolp in Pommern.

Von Pastor Magdalinski, Schwessin, Kr. Köslin.

Mit 6 Textabbildungen.

In meiner Vaterstadt Stolp in Pommern habe ich als Knabe mehrmals das sog. „Windelbahnfest" mitgemacht und möchte in folgendem eine Deutung versuchen.

Zunächst gebe ich eine Beschreibung des Festes nach einem Bericht in den Pommerschen Jahrbüchern von 1784, der mit —n (wahrscheinlich Haken, Präpositus an der St. Marienkirche zu Stolp, ein in Pommern sehr geschätzter Chronist) unterzeichnet ist:

„An der Mittagsseite der Stadt, ohnweit dem ehemaligen Fürstlichen Lustgarten, ist ein Platz befindlich, welcher mit einem niedrigen Wall umgeben, 120 Schritt auf der Höhe im Umfange eingeschlossen ist und daher ein Tal formiert, welches etwa 150 Fuß im Durchmesser hat. In diesem Raum ist eine Figur im Rasen gemacht, welche eine besondere Labyrinthische Zeichnung vorstellt, wovon sich aber keine Beschreibung geben läßt, daher ich genötigt bin, solche durch einen Grundriß dem Leser anschauend zu machen (Abb. 1).

Dieser Platz heißt die Windel- oder auch Wandelburg, welche Benennungen alle beide der Sache angemessen sind.

In der Mitte ist ein Hügel mit einem Baum A, wo der Anfang der Laufbahn genommen wird, und in B hat sie das Ende (Abb. 2).

Der Wall ist auch, wie die Zeichnung weiset, mit Bäumen besetzt.

Ich habe mir alle Mühe gegeben, den ersten Ursprung dieses den Schuhmachergesellen zugestandenen Platzes und der Vergünstigung, ein solches Vergnügen sich zu machen, auszufragen, aber ich bin in meinen Bemühungen nicht glücklich gewesen.

Ehedem hatten die Gesellen der Professionisten wie die Meister, ihre eigene Gewerkslade; als aber 1731 die große Reform der Innungen und Gewerke vorgenommen wurde, mußten die Gesellen ihre Lade abliefern und, wenn je eine schriftliche Nachricht von der Windelburg vorhanden gewesen ist, ist sie bei dieser Gelegenheit verloren gegangen.

Digitized by Google

Nach einer mündlichen Überlieferung ist dieser Platz, welcher zur Burgfreiheit gehört hat, von einer der Pommerschen Fürstinnen Erdmuth oder Anna, andere sagen, von dem Herzoge von Croiy dem Gewerk geschenkt und die Bedingung gemacht worden, alle drei Jahre dies Spiel zu wiederholen — soviel ist gewiß, daß es eine schon über 100 Jahre alte Gewohnheit in Stolpe gewesen, dieses Vergnügen um die Pfingstzeit, obgleich nicht eben alle drei Jahre zu genießen.

Der 3. Juni d. J. war wieder zu dieser Lustbarkeit bestimmt, und ich entschloß mich, solche zum ersten Male mitanzusehen, um mir von dieser Stolpschen Festlichkeit einen näheren Begriff zu machen, vielleicht ist es den auswärtigen Lesern nicht unangenehm, wenn ich davon eine kurze Beschreibung gebe.

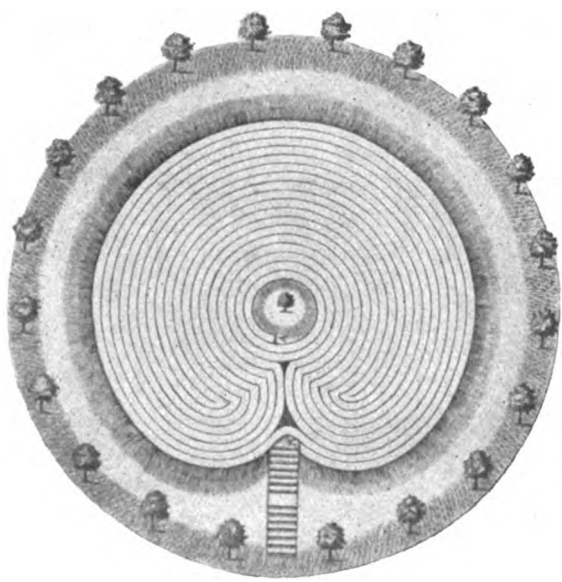


Abb. 1.

Nachmittag um 1 Uhr war die Brüderschaft der Schuhmachergesellen in der Herberge versammelt und zog in Prozession unter Pauken und klingendem Spiel durch die vornehmsten Gassen der Stadt. Voran ging der sogenannte Maygraf in Begleitung zweier Beistände oder Vorsteher, welche aus den Meistern gewählt waren, sodann die beiden zu diesem Fest gehörigen „Schäffer" (Schafner), welche den Maygrafen und die Gesellschaft zu bedienen haben.

Der Maygraf war sehr anständig gekleidet und trug ein breites grünseidenatlassenes Ordensband mit Gold besetzt, von der linken Schulter zu rechten Seite herabhängend und unten mit einer großen Schleife von gestreiften seidenen Bande zusammengefügt; unter der Schleife war in das eine Ende die Jahreszahl und in das andere das Andenken derer mit Goldfaden gestickt, welche dies neue Ordensband verehret hatten, mit den Worten: Präsent der Jungfrauen. Vor der Brust befand sich darauf ein gestickter schwarzer doppelter Adler, wobei man eine Geschichte erzählt, die zu Königsberg sich zugetragen, da ein gewisser Schuhmachergeselle und geschickter Fahnenspieler Hans von Sagan Gelegenheit gegeben, daß die Feinde, welche Königsberg belagerten, die Flucht ergriffen, worauf ihnen vergönnt worden, auf ihrem Willkommen

Digitized by Google

einen doppelten Adler zu setzen, der auch nebst dem Hans von Sagan mit seiner Fahne auf dem izt zinnernen, vormals silbernen Willkommen der Stolpschen Brüderschaft befindlich ist.

So ausgeschmückt, einen Hut mit goldener Tresse und breitem goldenen

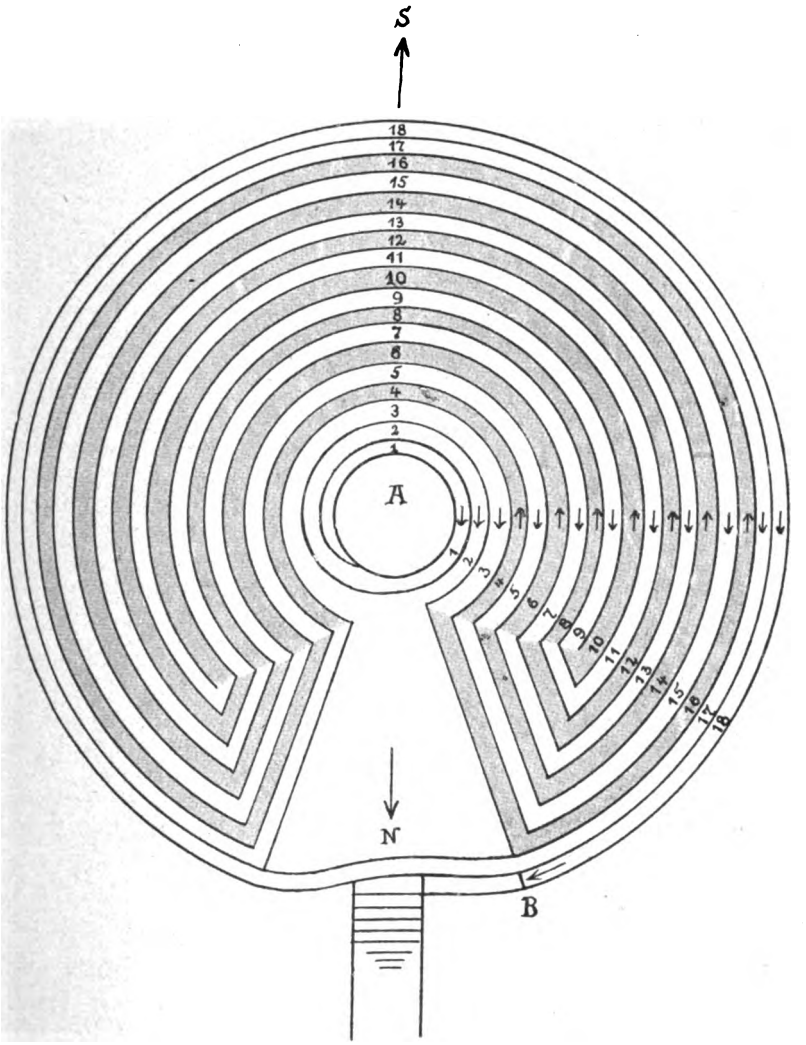


Abb. 2. Windelbahn, Stolp i. Pomm.

hutband versehen, auf dem Kopfe, trat dann der Maygraf in die Windelburg und verfügte sich mit seinen zween Beiständen und Vorstehern auf den kleinen hügel in der Mitte; die Schäffer aber blieben an dem Eingange der Windelburg stehen und hielten den Willkommen oder das Trinkgefäß als Aufwärter

Digitized by Google

in der Hand. Sie hatten eine Art von Läuferhüten auf dem Kopfe, weiße Ordensbänder und Schurz, an den Seiten frisiert, in der Hand aber einen Stab, etwa eine Elle lang mit vielen Bändern von allerhand Farben behangen, diesen nennt man Schrievstock, ich glaube aber, er soll Schäffer- oder Scherifstock heißen, denn mit diesen Stäben ist eine gewisse Autorität verbunden, dergestalt, daß, wenn unter den Gesellen Zwist oder Wortwechsel entsteht, die Altgesellen, wenn sie den Stab vorzeigen, Friede gebieten und die Parteien schlichten, Recht und Unrecht sprechen und sie endlich wieder vereinigen können.

Ehe es anging, hielt der Maygraf an die Zuschauer eine komische Rede mit sehr viel Artigkeit und Anstande.....

Sobald er damit fertig war, ging die Musik an und der Maygraf trat bei A in die Windelbahn und verfolgte seinen Gang in allen Wendungen bis er bei B das Ende erreichte, welches gerade eine Viertelstunde Zeit erforderte. Man muß sich aber nicht einen geraden Fortschritt denken, sondern es ist ein ordentlicher Tanz im schwäbischen Pas (Kiebitzschritt, M.). Sobald der Maygraf fertig war, ließ sich ein Intermezzo hören und die Reihe war an den Schäffern, welche zugleich in eben der Art tanzen mußten nur mit dem Unterschiede, daß der eine in A der andere in B zugleich in die Windelbahn trat; folglich mußten sie sich auf dem halben Wege begegnen, welches mit einem Kompliment geschah und der eine dem andern die Bahn abtrat, die er schon vorher durchlaufen hatte.....

Sobald der Tanz aus ist und die Musik schweiget, laufen die Kinder hinzu und sammeln sich die Blumen auf; womit die ganze Windelburg ausgestreut ist. DieGesellschaft aber geht heraus und nimmt die Maylauben ein, welche neben der Windelburg gemacht sind, es sind zwo, eine ist mit Mai umstellter Tanzplatz und die andere, wo sich Tische und Bänke finden, dient denen, die nicht tanzen wollen, um Erfrischungen zu genießen, die da an Wein, Eier, Kuchen, Tabak usw. gereicht werden.....

Um 9 Uhr geht der Zug wieder in Prozession unter Musik nach der Stadt zurück und ein jeder hat seine Tanzjungfer bei sich, da dann die Lustbarkeit in der Stadt noch bis in die Nacht fortgesetzt wird. —"

So Haken im Jahre 1784. — So ist das Fest auch zu meiner Zeit gefeiert worden, es ist also im wesentlichen unverändert geblieben. — Haken vergißt oder übergeht einen nicht unwesentlichen Teil — oder er hat zu jener Zeit nicht stattgehabt. —

Auch der Vormittag trug schon festliches Gepräge. Am Morgen des am Mittwoch nach Pfingsten statthabenden Festes wanderten zwei Schuhmachergesellen als Harlekins verkleidet, die hohe spitze Narrenmütze (!?) auf dem Haupte, eine Pritsche in der Hand, mit bunten Bändern reich geschmückt zusammen zum Rathause und begrüßten den Bürgermeister und Magistrat, spielten dort eine Partie 66 und gingen dann — jeder sein Gefolge hinter sich,

Digitized by Google

das jede Minute größer wurde, nach verschiedenen Richtungen durch die Stadt. Dabei gab es ein gewaltiges Rennen:

Diese beiden Harlekins hießen Bruder Ärmel (auch Bruder Lustig genannt) und Bruder Halbsieben. Woher diese Namen stammen ist völlig unbekannt. Vermutlich sind es Verstümmelungen. — Von alten Zeiten her hatten sie das Recht, in den Häusern um Gaben zu bitten. Das Geld behielten sie, die Eßwaren streuten sie unter ihr Gefolge. Oft genug kam aus einem oberen Stockwerke eine Tüte Mehl oder gar eine Portion Wasser, von ihrer Hand gespendet herunter: Je toller das Treiben, um so besser — übel wurde nichts genommen, auch nicht ein Kuß, dem sie einem gar zu naseweisen Mädel aufdrückten.

Während dieses Treibens sangen die Lehrlinge:

„Unser Bruder Ärmel, der soll leben,
Seine Seele sei vergnügt.
Und sein Liebchen auch daneben,
Weil er sie zu herzlich liebt.
Rühret die Trommel, schenket tapfer ein,
Unser Bruder Ärmel soll lustig sein."

Am Nachmittage zogen sie mit zum Festplatze wo sie die Aufgabe hatten, mit ihren Späßen die Gesellschaft zu unterhalten, auch liefen sie des öftern mitten in den Tanz des Maygrafen und der Schäffer, gleichsam um sie in der Bahn zu stören. Auf dem Rückzuge, der zu meiner Zeit gegen 5 Uhr erfolgte, habe ich sie, die von der Tagesanstrengung ermüdet waren, meist getragen gesehen. Hierzu dienten zwei kleine tragbare Maihütten oder Mailauben.

Eine den Hakenschen Bericht ergänzende Schilderung hat 1910 der Stolper Superintendent Bartholdy gelegentlich der Feier des 600-jährigen Bestehens der Stadt Stolp in seiner Festschrift: „O Stolpa, du bist ehrenreich" gegeben. Dort findet man auch die von Haken erwähnte „komische Rede" des Maigrafen, die aber weiter nichts ist als eine Verherrlichung des Schusterhandwerks von Adam her. Einige Stellen:

„Fang ich mit meiner Rede an
um zu erzählen von dem Ruhme
der Schuhe schon im Altertume...
Ob Adam schon den Schuh getragen....
Allein daß Moses Schuhe trug,
lehrt und das heil'ge Bibelbuch.
.....usw.

Der Schluß lautet:

Der Zweck auf diesem runden Plan
ist Tanz in unsrer Windelbahn.
Mit Freuden tanze ich sie heut,
weil wir erlebt die schöne Zeit.

Digitized by Google

Fürſt Croiy, der ſei hochgeprieſen,
der uns den ſchönen Tag erwieſen.
Ihr Herren Brüder nun geſchwind,
der Spruch iſt aus, der Tanz beginnt."

Während Haken trotz ſeines Forſchens keine Deutung des Feſtes anzugeben vermag, erklärt Barthold y dasſelbe als ein Maifeſt: „Unſer deutſches Volk wollte nicht bloß in Liedern und Singen den König Mai begrüßen, ſondern in Frühlingsfeſt und Maiſpiel wollten ſie den Kampf zwiſchen dem grämlichen Winter und dem ſonnigen Mai zur Darſtellung bringen."

Er hat unzweifelhaft recht, aber die Bedeutung und den Sinn der einzelnen Punkte des Feſtes ahnt er auch nicht.

Die beiden Harlekins ſind die entſtellten Reſte der ehemaligen Winter- und Sommergrafen; von einem Kampf dieſer beiden iſt nichts mehr zu finden, ſie ſind nur zu Spaßmachern geworden. Aber verſchiedene Dinge laſſen uns in dieſen beiden „Brüdern" das Dioskurenpaar, die Götter- oder Sonnenſöhne vermuten. Denn wir haben, wie ich ſpäter zeigen werde, ein richtiges Sonnenfeſt vor uns. — Oft genug wurden ſie von den Stärkſten im Gefolge auf die Schultern geſetzt und ſo eine Strecke getragen — ſie ritten alſo — und ihre hohen ſpitzen Mützen gleichen den πῖλοι der Reiter auf den antiken Münzen und auf der Stitula von Kuffarn (vgl. Mannus X, S. 165) — den Mützen der Dioskuren, vor allen den Hüten der beiden Reiter auf dem Kultwagen von Stocttweg, die von Juſt Bing als die Dioskuren bezeichnet werden (Mannus X, S. 159 ff.).

Die Hauptfigur iſt aber ohne Frage der „Maigraf", er iſt Vertreter der Sonne — die Tanzlinie die Sonnenbahn — von innen nach außen und von außen nach innen getanzt — für ein volles Jahr.

Ich bitte die Leſer ſich mit der Zeichnung ſo zu ſtellen, daß der Aufgang zur Bahn nach Norden weiſt. Die Linien rechts herum getanzt bedeuten die Sonnenbahn bei Tag, die links herum die Nacht. Dann ergibt ſich folgendes Schema I (von innen begonnen)

rechts herum = Tag		links herum = Nacht	
1+2		—	1 Monat ohne Nacht
3	+	16	3 Monate, in denen Tag kürzer als Nacht
5	+	14	
7	+	12	
9	+	10	1 Monat, Tag und Nacht gleich
11	+	8	3 Monate, in denen Nacht kürzer als Tag
13	+	6	
15	+	4	
17+18		—	1 Monat, ohne Nacht
			9 Monate.

Digitized by Google

II (von außen begonnen):

rechts getanzt = Tag		links getanzt = Nacht	
—		18+17	1 Monat nur Nacht
4	+	15	3 Monate, Tag kürzer als Nacht
6	+	13	
8	+	11	
10	+	9	1 Monat, Tag = Nacht
12	+	7	3 Monate, Tag länger als Nacht
14	+	5	
16	+	3	
—		2+1	1 Monat, nur Nacht
			9 Monate.

Zählen wir zusammen, so ergeben sich 18 Monate, und zwar
2 Monate mit ununterbrochener Nacht,
6 Monate, in denen der Tag kürzer als die Nacht,
2 Monate mit Tag und Nachtgleiche,
6 Monate, in denen die Nacht kürzer als der Tag,
2 Monate mit ununterbrochenem Tage.

Hieraus möchte ich schließen, daß das Fest seine Heimat im hohen Norden, jenseits des nördlichen Polarkreises hat.

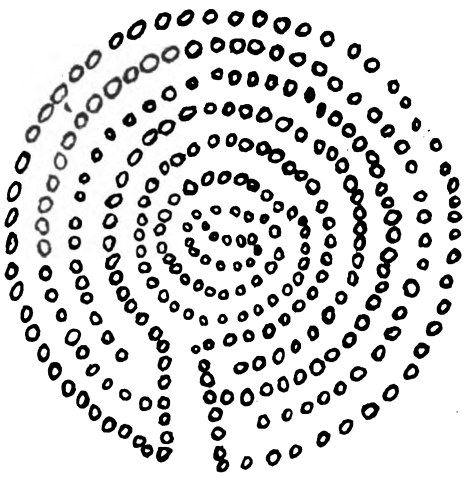


Abb. 3. Trojaburg von Wier.

Ob nun dort im hohen Norder einst 21 Bäume — den Ringwall und die Mitte geschmückt haben, erscheint mir sehr fraglich, ebenso ob selbst in Stolp in ältester Zeit Bäume (Linden?) dort gestanden haben. Werden es nicht 21 Steine gewesen sein? Die 20-Teilung fällt auf. Haken muß gezählt haben! Wollte er eine beliebige Anzahl Bäume zeichnen, so wäre er auf die 4—8—16—32-Teilung oder auf die 6—12—24-Teilung gekommen, nicht auf die umständliche 5 . 4 = 20-Teilung. Es ist gar nicht ausgeschlossen, — sondern eher wahrscheinlich, daß die Sonnenbahn in einen Steinkreis gefaßt war. Wir haben dann in Stolp das Bild der schönsten bisher bekannten Trojaburgen. Weist doch auch der Name darauf hin, und „Windelburg" ist eine Verdeutschung von Trojaburg: **tro**ja, **tro**je, re**tro**, retour, ist mit **dre**-hen = sich wenden, sich

Digitized by Google

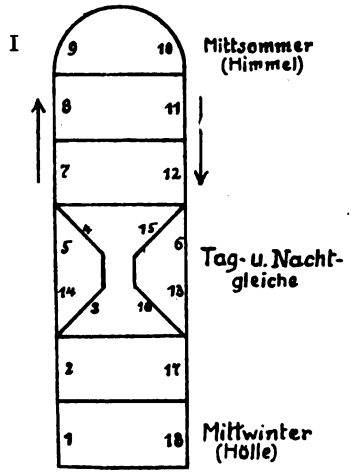


Abb. 4.

II

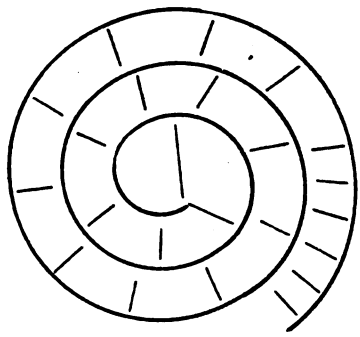


Abb. 5.

winden doch stammverwandt. Haken nennt das Fest noch Windelburgfest während es später nur Windelbahn hieß.

Ich mache noch auf die Ähnlichkeit der Stolper Figur mit den Zeichnungen

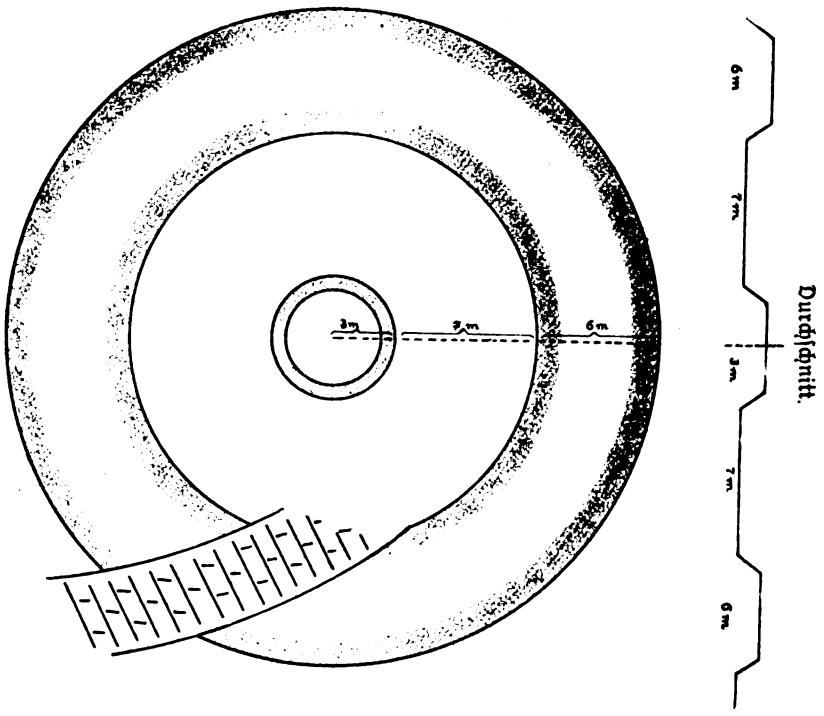


Abb. 6.

Digitized by Google

auf der Kuppe des Pfingsthügels (Nordhumberland) aufmerksam, auch das Stolper Fest war ein Pfingstfest! — vor allem aber auf die Torjaburg auf der Insel Wier (Abb. 3.

Auch die bekannte Münze von Knossos mit dem Labyrinth würde hierher gehören.

Hier in Hinterpommern wird das bekannte Himmel- und Hölleſpiel nicht nur in der Leiterform, ſondern auch in der Schneckenform von den Kindern im Frühjahre gehumpelt (Abb. 4—5):

Meine Behauptung geht nun dahin, daß wir in der Stolper Windelbahn nicht nur eine Trojaburg mit Sonnenbahn des Jahres haben, ſondern geradezu einen Jahreskalender.

Die 20 Bäume oder Steine bezeichnen die Tage der Monate, die 18 Kreiſe die 18 Monate. Der Prieſter hatte es leicht das Datum abzuleſen; Tag- und Nachtgleiche zu beſtimmen, ebenſo Sommerſonnenwende. Tag für Tag trug er ein Zeichen von Stein zu Stein. Waren die 20 Steine zu Ende, war ſtets auch der Monat zu Ende, er merkte den nächſten Kreis an. Von Kreis 18 und Stein 20 mußte er zurückkehren, bis er wieder im Mittelpunkte der Bahn angelangt war, dann waren 18 Monate mit je 20 Tagen = 360 Tage alſo ein Jahr verfloſſen.

Noch einige Schlußbemerkungen: Haken verlegt den Tanzplatz ſüdlich von der Stadt. Nach mir gemachten Angaben befand ſich derſelbe ungefähr an der Stelle, wo jetzt die Schlawer Chauſſee beginnt, alſo etwa 300 m weſtlich vom Schloß. In meiner Knabenzeit auch nach Erinnerung älterer Leute als ich, war dieſer Platz ſchon längſt bebaut. Die Schuhmacherinnung hatte denſelben etwa 300 m weiter ſüdlich verlegt neben die Stolper Gasanſtalt. Da liegt er noch heute — ſeit etwa 20 Jahren unbenutzt. Parteipolitiſche Umtriebe entzogen der Innung die Geſellen und damit die Figuren zum Feſt.

Auf dieſem neuen Platz iſt eine arge Entſtellung dadurch entſtanden, daß der Zugang nicht wie einſt auf den Mittelpunkt los geht, ſondern der Straße folgend ſich an die Wallſeite anlegt (Abb. 6).

Die zum Feſt benutzten Gewänder uſw. lagerten vor zwei Jahren in Kiſten verpackt und harrten der Eröffnung des Stolper Muſeums — ſie harren, ſoviel ich weiß, noch heute darauf.

Digitized by Google

Literatur zur mecklenburgischen Vorgeschichte 1900—1920.

Von Robert Beltz.

Die besondere Stellung, die Mecklenburg in der Pflege der Vorgeschichte lange eingenommen hat, beruht nicht nur darauf, daß man hier früh (Herzog Christian Ludwig 1747—1756) gesammelt und ausgegraben hat, sondern auch auf der Kontinuität des Betriebes, indem von Anfang an die Gegenstände zusammengehalten, gebucht und bezeichnet sind und sich zu allen Zeiten Männer gefunden haben, die den Stand der Sammlung erhalten haben. Das Rostocker Universitätsjubiläum 1919 gab Veranlassung, das Andenken eines vergessenen zu erneuern [1]) (Zeitschr. des Heimatbundes Mecklenburg XIV, 1919, S. 14). Hans Rudolf Schröter, geb. 1798, eine sehr vielseitige Gelehrtennatur, der an der Universität Geschichte und Mathematik lehrte und nebenher finnische und lappische Volkslieder sammelte, hat auch der Pflege der heimischen Vorgeschichte seine Aufmerksamkeit und die belebende Kraft seiner genialisch veranlagten Persönlichkeit zugewandt. Er hat auch die engen Beziehungen begründet, welche die mecklenburgische Altertumsforschung von da an mit Skandinavien, zunächst Dänemark, ununterbrochen unterhalten hat, einen systematischen Katalog, der noch heute in Gebrauch ist, verfaßt und gleich ein monumentales Werk, das spätere Friderico-Francisceum, in Angriff genommen. Schröter war erst 26 Jahre alt, als ihn eine schwere Gesundheitsstörung nötigte, seine Tätigkeit an den Landesaltertümern für immer aufzugeben. Sein reiches Erbe bearbeitete sein glücklicherer Nachfolger, Friedrich Lisch (1801—1883), welcher gleich nachdem er die Verwaltung der Schweriner Sammlung übernommen hatte (1835) das Friderico-Francisceum zum Abschluß brachte (1837) und so an den Beginn seiner Tätigkeit ein Werk setzte, wie es Deutschland aus diesem Gebiete noch nicht besaß. Es ist bekannt, daß Lisch in der Folgezeit die von ihm geleitete Sammlung

[1]) Soweit nichts anderes vermerkt, ist Berichterstatter der Verfasser der genannten Artikel.

Digitized by Google

zu der ersten wissenschaftlich geordneten in Deutschland gemacht hat und der Begründer einer deutschen Altertumswissenschaft geworden ist. Als wir 1901 seinen Jahrhunderttag gefeiert haben, konnte Verf. hervorheben, wie Lisch, in dessen gewaltigem Lebenswerke die Vorgeschichte nur ein Teil war, mit einer genialen Nüchternheit in der Beurteilung der Einzelerscheinungen, die seinen Darstellungen einen klassischen Charakter gibt, einen intuitiven Fernblick für weitere Zusammenhänge verband, die erst viele Jahrzehnte später Gemeingut der Wissenschaft geworden sind. So hat er schon 1866 auf Grund weniger unscheinbarer Knochengeräte eine der Megalithsteinzeit vorausliegende Frühperiode geahnt, schon 1845 die Stufen der vorgeschichtlichen Keramik festgelegt, auch die wendische richtig bestimmt; der Zeitstellung der älteren Bronzezeit kam er erstaunlich nahe, Mäanderurnen und das später „Schläfenring" genannte Schmuckstück erkannte er in ihrer diagnostischen Bedeutung usw. Als Organ in Mecklenburg hatte sich Lisch den Geschichtsverein geschaffen, in dessen Jahrbüchern er seine Forschungen niederlegte. Als 1880 Verf. in jungen Jahren die Nachfolge des 79jährigen Lisch übernahm, fand er die Sammlung in bester Ordnung vor, aber die Tätigkeit an ihr und damit die Altertumspflege im Lande war seit Jahren erstarrt. Diese mußte zunächst wieder belebt werden. Allmählich hat sich dann auch wieder ein Kreis von Interessenten zusammengefunden, aber erst 1906 hat sich eine Organisation dafür hergestellt, indem der damals gegründete Heimatbund Mecklenburg neben den vier Arbeitsgruppen für Landschaft, Tier- und Pflanzenleben, Baulichkeiten und Volkskunde auch eine für Vorgeschichte einrichtete und seine kleine Zeitschrift „Mecklenburg" auch zur Vermittlung der Altertumspflege an weitere Bevölkerungskreise bereitstellte. Es ist diese Verbindung von Heimatschutz und Vorgeschichte etwas so Naheliegendes, daß es befremdlich ist, wie wenige unter den überall rasch emporgekommenen Heimatschutzverbänden sie sich zu eigen gemacht haben. In Mecklenburg gehört Verf. zu den Begründern des Heimatbundes und hat in der begründenden Versammlung die nach seinem Erachten wesentlichen Gesichtspunkte programmatisch zusammengefaßt. (Über den Schutz vorgeschichtlicher Denkmäler. Mecklenburg I, 1906, S. 8.) Der Heimatbund Mecklenburg hat sich sehr rasch entwickelt und ist wohl die an Mitgliedern reichste Vereinigung ihrer Art in Deutschland. Auch für die Vorgeschichte hat sie neu belebend gewirkt, aber wir haben doch die hohen Erwartungen bedeutend herabstimmen müssen; wir müssen noch immer eine Fülle wertvollen und unersetzlichen Materials ungenutzt verkommen sehen und sind von einer auch nur einigermaßen erschöpfenden Kenntnis des Bestandes an Denkmalsstätten noch weit entfernt. Neuerdings haben wir auch die Volkshochschulbewegung für den Dienst der Altertumspflege nutzbar gemacht; ob mit dauerndem Erfolge, muß sich erst herausstellen.

Zu den Fragen organisatorischer Art gehört auch die der „Heimatsammlungen". Diese erfreuen sich ja einer weitgehenden Popularität und

Digitized by Google

können zweifellos durch Anregung des Interesses und Bergung von Fundstücken viel Gutes schaffen; anderseits sind die Schädigungen, die sie durch Zersplitterung des Materials, Beförderung des Dilettantismus usw. anrichten, so bedeutend, daß gegenüber dem allgemein üblichen Gründerenthusiasmus ein freies Wort darüber an der Zeit schien (Heimatsammlungen und Heimatschutz. Mecklenburg VI, 1911, S. 14).

Eine weitere Stellungnahme war bei der im Laufe des Krieges auch in Mecklenburg kräftig einsetzenden Moorkultur nötig. Die Moore bilden ja ein unschätzbares Archiv für die Vorgeschichte nicht nur durch die Ablagerungen, denen die Floren- und damit Klimatenfolgen unserer ältesten Kulturperioden zu entnehmen sind, sondern auch durch ihre Einschlüsse an Pfahlbauten, Packbauten, Depotfunden usw. (Moorkultur und Heimatschutz. Mecklenburg XI, 1916, S. 8).

Von den Darstellungen aus der mecklenburgischen Vorgeschichte sei zunächst erwähnt: Beltz, Die vorgeschichtlichen Denkmäler von Mecklenburg-Schwerin. Berlin. D. Reimer 1910, Text 415 S., 70 Tafeln. Mit diesem Titel durfte ein Katalogwerk der Schweriner Sammlung bezeichnet werden, denn diese hat ihre Stellung als Zentralstelle für Landesaltertümer noch ziemlich behauptet, und ihr Bestand kann den Anspruch erheben, ein ausreichend vollständiges Bild der Landesaltertümer nach dem Stande der derzeitigen Kenntnis zu geben. So geht das Ziel des Buches über die katalogmäßige Aufzählung des Bestandes hinaus und versucht, neben einer vollständigen Statistik der Funde auch ihre Systematik (typologische und chronologische Zusammenhänge) zur Darstellung zu bringen und die Bedeutung, welche die einzelnen Funde und Fundgruppen für die Vorgeschichte des Landes und für die allgemeinen Probleme der Vorgeschichte haben, zu skizzieren. Dieses erste Unternehmen einer deutschen Sammlung, ihr gesamtes Material vorzuführen, schien eine Ehrenpflicht der Anstalt, die früher die Führung unter den deutschen Sammlungen gehabt hat. Ein Urteil über den Erfolg steht dem Verfasser des Buches nicht zu. Einiger Schwächen, so in der nicht ganz gleichmäßigen Behandlung der verschiedenen Perioden, die durch die äußeren Verhältnisse, unter denen zu arbeiten war, veranlaßt ist, ist er sich wohl bewußt.

Eine populäre Darstellung der Vorgeschichte von Mecklenburg, in der R. Wagner-Schwerin die an das Geschichtliche anknüpfenden Teile, z. B. die Völkerstämme übernommen hatte, war schon 1899 als Heft 1 einer Mecklenburgischen Geschichte in Einzeldarstellungen (Berlin, W. Süsserott) herausgekommen und damit zusammen „Vier Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg", (Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit, Wendische Zeit), in denen das gesamte Material an festen Denkmälern, Stationen und geschlossenen Funden zusammengestellt ist. Der geplante erklärende Text ist nur für die steinzeitlichen Fundstellen fertiggestellt (Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte 64, 1899, S. 78, auch als Sonderheft. Berlin, W. Süsserott).

Digitized by Google

Über die Bedeutung der Karten für die Siedelungsgeschichte des Landes hat Verf. auf der Anthropologenversammlung in Halle (vgl. Korr.-Bl. d. deutsch. anthr. Gesellsch. 1901, S. 10) gesprochen. Die 20 Jahre Arbeit, die dazwischen liegen, haben natürlich die Zahl der Stellen ganz bedeutend vermehrt, aber stärkere Verschiebungen nur für die dritte Karte (Eisenzeit) herbeigeführt; für die anderen sind die damals gegebenen Grundlinien noch heute, nur vertieft und verstärkt, maßgebend.

Eine weitere Zusammenfassung der vorgeschichtlichen Denkmäler findet sich in dem großen Werk, das die Kommission zur Erhaltung der Denkmäler herausgegeben hat (Friedrich Schlie, Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler von Mecklenburg-Schwerin, Schwerin, Bärensprung 1896—1902, 5 Bände). Am Schluß der einzelnen Abschnitte sind auch (nach meiner Zusammenstellung) „die wichtigsten vorgeschichtlichen Stellen" behandelt. Diese Beschränkung lag im Plane des Wertes, das, wie diese Denkmalwerke durchgängig, auf ästhetische Bewertung eingestellt ist. Für die Prähistoriker steht selbstverständlich der Schönheitswert in zweiter Linie; ein Denkmal ist ihm ein historisches und statistisches Dokument, dessen Wert unabhängig ist von den Zufälligkeiten seiner Erhaltung u. dgl., und wir müssen für unsere Zwecke auf Vollständigkeit drängen.

Sodann hat ein Fleckchen Erde, das archäologisch bisher völlig terra incognita war, das alte Bistum Ratzeburg (zu Mecklenburg-Strelitz gehörend) seinen Bearbeiter gefunden: Friedrich Buddin (unter Mitarbeit des Verf.), Vorgeschichtliche Fundstätten im Ratzeburgischen in Ratzeburger Mitteilungen, Schönberg 1920, Heft 1 [1]).

An Zusammenstellungen einzelner Denkmäler- und Fundgruppen seien genannt: Vorgeschichtliche Denkmäler der Gegend von Parchim. Mecklenburg V, 1910, S. 44; Untersuchungen vorgeschichtlicher Denkmäler 1906. Mecklenburg II, 1907, S. 54; Neuere vorgeschichtliche Untersuchungen. Mecklenburg III, 1908, S. 42; Vorgeschichtliche Funde und Untersuchungen 1907/09. Mannus II, S. 209.

Die Beobachtung, daß noch jetzt in Mecklenburg ganz ursprünglich aussehende runde Wohnhütten in Gebrauch sind, gab Prof. Pagenstecher-Rostock und Verf. Veranlassung, die Frage der Rundhäuser im Altertum auf breiterer Grundlage zu behandeln (Mecklenburg XV, 1920, S. 13).

Steinzeit.

Auch in Mecklenburg tritt neuerdings eine Gruppe von Steingeräten (Feuerstein) primitiver Formengebung stärker hervor, die einem älteren Kulturzustand als dem rein neolithischen zuzuschreiben sind. Bisher sind es nur Oberflächenfunde, die in ihrer Lagerung keinen Anhalt zu einer chrono-

[1]) Eine Vorgeschichte des Landes Stargard (Herzogtum Strelitz) vom Verf. ist gedruckt und wird demnächst in dem Mecklenburg-Strelitzer Denkmälerwerk erscheinen.

Digitized by Google

logischen Einreihung bieten. Von besonderer Bedeutung hat sich die Gegend von Teterow erwiesen, von der R. Asmus (Mannus III, S. 171) ein reiches Material bekannt gegeben hat, das sicher einer sehr alten Stufe der nordischen Steintechnik, vielleicht einer noch älteren als Maglemose, angehört. — Funde hoher Altertümlichkeit sind auch auf dem Fischlande, bei Wustrow-Niehagen, gemacht, auf einem Gebiete unmittelbar an der Ostsee, das wohl die reichste steinzeitliche Fundstelle des Landes darstellt (Jahrb. 64, S. 145, 181. Mannus I, S. 258). Hier ist sogar ein Faustkeil von echtem St. Acheul-Typ aufgetreten. Ob man diesen aber als Beleg einer paläolithischen Besiedelung der Gegend ansprechen darf, muß noch dahingestellt bleiben; auch auf die Bettung im Diluviallehm (Grundmoräne) ist kein Gewicht zu legen, da das Stück in der Lehmwand des Abbruchufers lag, wo eine starke Spaltenbildung und andere Gelegenheiten zu Umlagerungen stattfinden. Über weitere seltenere Funde von der Wustrow-Niehagener Stelle, darunter eine sehr schöne Dreischleifennadel ältester südlicher Bronzezeit, die ja im Norden zeitlich einer Steinkultur entspricht, s. Präh. Zeitschr. VII, S. 207.

Die verschiedenen Gruppen rein neolithischer Gräber, auch mit Leichenbrand, lassen sich jetzt auch in Mecklenburg deutlich scheiden (s. Jahrb. 64). Neue Ausgrabungen an Megalithgräbern (Zarnewanz, Cramon, Blengow) s. Jahrb. 64 u. 66, Steinkisten (Basedow; Friedland, mit Leichenbrand) ebenda; das interessante Grab von Gresse (Jahrb. 66, 129) ist leider ohne jede Sachkenntnis ausgegraben, und es muß zweifelhaft bleiben, ob es sich wirklich um ein Kuppelgrab handelt; die S. 135 aufgezählten Fundstücke stammen nur zum Teil aus dem Grabe, die meisten sind Zufallsfunde.

Von den Untersuchungen steinzeitlicher Fundstellen ist eine besonders wichtige, das Gräberfeld auf der Ostorfer Seeinsel bei Schwerin im Archiv für Anthropologie N. F. VII, 1908, S. 268 veröffentlicht: Skelettgräber ohne jeden Steinschutz mit reinstem Ganggräberinventar. Ein besonderes Interesse erhält der Fund durch ein ausgezeichnetes anthropologisches Material. Schliz, der es bearbeitet hat (Arch. f. Anthr., a. a. O., S. 276) betont den starken Unterschied von dem typischen Megalithschädeltyp und sieht in den Ostorfern eine besondere Rasse, die in Mecklenburg auch sonst, und zwar merkwürdigerweise auch in Flachgräbern (Roggow) vertreten ist. Wir dürfen wohl in den Ostorfern eine alte Bevölkerungsschicht sehen, die von den herrschend gewordenen Megalithikern zurückgedrängt auf ihrer Insel die alte primitive Bestattungsart und wohl auch Lebensweise als Jäger (fast alle Beerdigten hatten Tierzähne, z. T. in Massen) beibehielt, sonst aber die Kultur der Sieger annahm.

Auch die anderen steinzeitlichen Schädeltypen hat Schliz, a. a. O. besprochen. Von besonderem Interesse ist der hochaltertümliche „Urvolk"-Schädel von Plau (sitzender Hocker mit Hornaxt und Tierzähnen) von extremer Brachykephalie (dazu auch Schliz, Arch. f. Anthr. N. F. IX, S. 214, XIII,

Digitized by Google

S. 169, 177; Fürst, Pleskauer Festschr. 1914, S. 41) und einem Typ, der auch in Skandinavien und im Baltikum einer Bevölkerung anzugehören scheint, die älter ist als die Megalithiker, sich aber, mit Beibehaltung ihres Ritus des Flachgrabes, neben diesen gehalten hat.

Der dolichokephale Typ der Megalithzeit ist auch in Mecklenburg gut vertreten (Blengow, Roggow, s. Schliz, a. a. O.) und neuerdings durch einen Fund aus einem schönen Megalithgrabe von Lenzen b. Goldberg vermehrt worden (das Grab noch nicht veröffentlicht, der Schädel von H. Virchow, Zeitschr. f. Ethn. 1913, S. 255, vgl. auch Schliz, Arch. f. Anthr. N. F. XIII, S. 176, 186).

Über „Hünengräber" im allgemeinen ist Mecklenburg I, 1906, S. 8, die Rede (mit neuen Abbildungen); ein neu bekannt gewordenes, von Friedland, Mecklenburg-Strelitz ist ebenda XI, 1916, S. 42, dargestellt.

Pfahlbauten sind wiederholt beobachtet, aber noch nicht abschließend untersucht (Jahrb. 64, S. 154).

Mehrere Beobachtungen über steinzeitliche Kleingeräte gibt H. Wildhagen in Mecklenburg III, 1908, S. 124 (Feuersteinmesser), VIII, 1913, S. 127 (Angelhaken), XI, 1916, S. 59 (Zirkel?) IV, 1909, S. 14 (Bohrer). Die dabei ausgesprochene Vermutung, daß gewisse Feuersteinbolzen zur Herstellung der Löcher in den Schaftlochäxten verwendet sind, hat durch experimentelle Versuche von Kundt, Mecklenburg VI, 1911, S. 17, eine Bekräftigung erhalten. Einige seltenere Steingeräte (Kjökkenmöddingspalter mit Schliff, Schaftlochaxt von 30 cm Länge) sind Mecklenburg IV, 1909, S. 15, abgebildet.

Durch ihre Lagerung wichtig sind einige Stücke jüngster Steinzeit (Mecklenburg IV, 1909, S. 12), die bei Baggerarbeiten im Hafen von Wismar gefunden sind. Sie gehören nämlich einer Schicht des Hafens an, die von einer Schicht mit Salzwassermollusken der Litorinasee überlagert ist und erweisen, falls man nicht gerade für ihre Fundstelle eine Ausnahme von den sonst im Hafen geltenden Verhältnissen annehmen will, daß die Litorinasenkung ihr Maximum frühestens am Ende der jüngeren Steinzeit erreicht hat.

Über den Gebrauch von Steingeräten im Volksglauben sind Mecklenburg XV, 1920, S. 68, Belege gegeben.

Bronzezeit.

Über eine altbronzezeitliche Dreischleifennadel s. oben.

Die älterbronzezeitlichen Hügelgräber, die reichste und originellste Fundgruppe Mecklenburgs sind Jahrb. 67, 1902, S. 83 zusammenfassend behandelt und neue Ausgrabungen oder Beobachtungen von 39 Orten bekannt gegeben. Auch die wenig beachteten Flachgräber dieser Zeit traten jetzt deutlicher hervor. Merkwürdig ist, daß fast alle Gräber der Periode M III angehören.

Digitized by Google

Die bisher kaum beachteten, zum Teil sehr stattlichen Hügelgräber im Ratzeburgischen haben neuerdings ihren Beobachter gefunden und dabei sind auch ältere Funde aus ihnen neu beleuchtet. Zum Teil gehören sie sicher in die in ganz Mecklenburg auffallend schwach vertretene Periode II. So das durch seinen „Faltstuhl" bekannte Grab von Bechelsdorf (Funde im Lübecker Museum. Buddin, Ratzeburger Mitteilungen, 1919, H. 2, 3). Ein anderes wichtiges Grab ist das von Petersberg, dessen reicher Inhalt verloren, aber nach dem guten alten Berichte (Masch und Buddin, Ratzeburger Mitteilungen, 1919, H. 1) rekonstruierbar ist und auf Periode III, aber mit Einschlag von II weist (Ratzeburger Mitteilungen, 1919, H. 2, 3).

Schöne Ergebnisse hatte eine Ausgrabung von Hügelgräbern von Slate bei Parchim gegeben (Mecklenburg V, 1910, S. 90). Die in einem Tannengehölz gelegenen Hügel waren zum Teil reine Dünen ohne archäologische Einschlüsse, zum Teil enthielten sie Gräber, die auf oder in alten Dünen angelegt waren: Steinsatz gering, Beerdigung und Leichenbrand (dieser nicht in Urnen, sondern verstreut) wechselnd, ein Grabraum kreisrund, anscheinend Rundhütte, Inventar Periode III, meist Kleingerät, unter den Beigaben (nicht als Leichenbrandbehälter) auch eine Buckelurne, hier zu Lande eine große Seltenheit.

Aus der jüngeren Bronzezeit stammt ein Prachtstück, ein in einem Moor bei Rothenmoor bei Malchin gefundenes Schwert, das nach manchen Irrfahrten seinen Weg in die Schweriner Sammlung gefunden hat (Mecklenburg II, 1907, S. 126). Das 70 cm lange Stück hat einen vergoldeten Griff und ist von einer den südlichen Antennenschwertern nachgebildeten nordischen Form.

In dieselbe Zeit gehört ein interessanter Grabfund von Gr. Methling bei Gnoien (Monteliusfestschrift 1913, S. 91): Steinkiste, Urne mit den üblichen Beigaben (Messer und Pinzette), großes Beigefäß in Lausitzer Stil mit Tierfigur; Tierbilder auf Urnen kommen ja im östlichen Deutschland am Ende der Bronzezeit auf, sind dem nordischen Bronzezeitgebiet aber fast ganz fremd [1]).

Eisenzeit.

Die ältere Eisenzeit ist in einer zusammenfassenden Darstellung in den Jahrbüchern des Mecklenburgischen Geschichtsvereins, 71, 1906, S. 1, zu Worte gekommen. In diesen Jahrbüchern hat früher Lisch alle Eingänge nicht nur, sondern auch alle bekannt gewordenen Beobachtungen des betreffenden Jahres regelmäßig besprochen und so ein vollständiges und zuverlässiges Archiv der heimischen Altertumspflege geschaffen. Äußere Verhältnisse, Raum- und Zeitmangel, auch das Lästige der unvermeidlichen Wiederholungen haben den alten Gebrauch gebrochen, und an seine Stelle

[1]) Ein Beispiel aus Nordjütland Oldtiden VII, S. 199.

Digitized by Google

sind von Zeit zu Zeit zusammenfassende Behandlungen getreten. Diese haben nun allerdings die verschiedenen Perioden in sehr ungleicher Weise betroffen, und eine Fülle von Ausgrabungen und Eingängen hat der Allgemeinheit noch nicht zugänglich gemacht werden können. Die genannte Abhandlung betrifft 90 Grabfelder, sämtlich Urnenfelder der Stufen Schwantes II—IV, Knorr I—III; die Stufe Schwantes I (Wessenstedt), die auch in Mecklenburg deutlich vertreten ist, rechneten wir damals noch zur Bronzezeit. Die Scheidung in drei Perioden, wie sie in Schleswig-Holstein und Hannover durchgeführt ist und auch in Braunschweig sich bewährt hat (auf die Provinz Sachsen warten wir noch immer) wird auch für Mecklenburg ihre Gültigkeit haben. In der obigen Behandlung ist noch keine zeitliche Trennung der Grabfelder außer der allgemeinen in ältere und junge vorgenommen und wäre auch nicht möglich gewesen, da wir bei der Fülle des hier zu bewältigenden Stoffes uns bei Ausgrabungen meist nur mit Proben begnügen mußten und das Material der einzelnen Felder demnach nur geringfügig ist. Zu den bis 1906 untersuchten 90 Feldern sind seitdem noch 20 gekommen; vorläufige Berichte liegen vor über ein besonders gut ausgestattetes Feld von Mühlen-Eichsen (Mecklenburg II, 1907, S. 126) und eines von Sudenhof (Präh. Zeitschr. XI, XII, S. 212), sowie über einen Fibelfund, wahrscheinlich von Zweedorf (Mannus V, S. 117). Die Ähnlichkeit der westmecklenburgischen Felder mit den osthannoverschen ist so groß, daß auf Gleichheit der Bevölkerung geschlossen werden darf. Die Grabfelder älterer Eisenzeit sind in Mecklenburg außerordentlich stark vertreten; es ist die zahlreichste Fundgruppe der Vorgeschichte überhaupt, in unmittelbarer Umgebung von Schwerin liegen sieben, auf dem Gebiet mancher jetziger Dorfschaften drei, und zwar gehören sie anscheinend ganz überwiegend dem älteren Abschnitt an. Über ein besonders wichtiges Stück älterer Eisenzeit, den in Mecklenburg als „wendische Krone" benannten kronenartigen Ring s. Heimatgrüße aus Mecklenburg 1917, S. 52.

Sehr viel schwächer und auch mit sehr ungleicher Verteilung im Lande kommt die „römische" Eisenzeit vor. Das wichtigste Grabfeld, das von Körchow ist Mecklb. Jahrb. LXXXV, 1920, S. 1, veröffentlicht, eine Eisenschmelze, die dieser Periode zuzuschreiben ist (Ortkrug bei Schwerin) Mecklenburg III, 1908, S. 124, besprochen. Die spätrömischen ovalen Feuerschlagsteine behandelt Warncke, Ratzeburger Mitteilungen 1920, H. 3.

Eine sehr erfreuliche Bereicherung hat die spätgermanische Zeit erfahren durch den glänzenden Skelettgrabfund von Teterow (Präh. Zeitschr. I, S. 379) und anschließende ähnliche Funde von Kittendorf, Rachow, Levitzow (Präh. Zeitschr. II, S. 195, 426; III, S. 166), die sicher gegen 500 nach Chr. fallen. Einen Schädel bestimmt Schliz als typisch nordischen Germanenschädel (Präh. Zeitschr. III, S. 167).

Digitized by Google

Wendische Zeit.

Über die in den Gräbern der slawischen Bevölkerung des Landes liegenden Fragen ist auf der Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Weimar 1912 die Rede gewesen (Korr.-Bl. 1912, S. 90), die Schädelbildung hat R. Asmus, Arch. f. Anthr. 1900 besprochen.

Über Untersuchung von Burgwällen liegen neuere Veröffentlichungen nicht vor, ein schöner Burgwall von Testorf ist von Körner, Mecklenburg VII, 1912, S. 52, beschrieben.

Ein besonderes Interesse hat sich der vielberufenen Tempelstätte von Rethra zugewandt. Zu ihrer Erforschung hat sich eine besondere Kommission gebildet, deren Arbeiten G. Osten ausgeführt hat (dessen Berichte Zeitschr. f. Ethn. 1905, S. 981; 1906, S. 1005; 1907, S. 1015; 1908, S. 915; 1912, S. 354). Die Untersuchungen haben sich auf das ganze weite Gebiet des südlichen Tollenseses, wo nach den geschichtlichen Quellen die Tempelstätte zu suchen ist, erstreckt und die alte Vermutung, daß die Fischerinsel bei Wustrow die gesuchte Stelle ist, zu ziemlicher Wahrscheinlichkeit erhoben (dazu auch Verf., Mecklenburg I, 1906, S. 36). Methodologisch wichtig ist, daß neuerdings von dem ausgezeichneten Volksforscher R. Wossidlo die Volkssagen zur Bestimmung altwendischer Kultstätten herangezogen und auf diesem Wege schon sehr bemerkenswerte Ergebnisse gewonnen sind (Mecklenburg XIV, 1919, S. 41, über Rethra Mecklenburg IV, 1909, S. 2, Korr.-Bl. d. Gesamtver. d. Geschichtsvereine 1909).

Digitized by Google

Neuere Literatur zur Vorgeschichte Pommerns.

Von E. Walter (Stettin).

Wenn ich 1911 im Mannus, Bd. III, S. 140, „die Entwicklung des Stettiner Museums in den letzten zehn Jahren" zu schildern versuchte, so hatte das seinen doppelten Grund darin, die eben ins Leben getretene Zeitschrift anteilig mit periodisch zu bringenden Berichten aus den einzelnen Forschungsgebieten der Provinzen zu versehen, gleichzeitig allerdings den Wert der Stettiner Altertümersammlung bei Gelegenheit ihrer Überführung in das neue Museum der Stadt Stettin auch weiteren Kreisen bekannt zu machen. Nun sind wieder zehn Jahre verflossen, in denen sich die Weltstürme nur zu sehr in der Forschung und Sammeltätigkeit bemerklich gemacht haben, aber die Mahnung des Herausgebers an einen wieder fälligen Bericht, womöglich in erweiterter Form, zwingt doch zu ernstlicher Erwägung, ob schon wieder Erwähnenswertes in Pommern erreicht ist.

Diese Frage kann aber getrost bejaht werden und wird dem Berichterstatter gerade dadurch erleichtert, daß er in den von der „Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde" herausgegebenen Monatsblättern regelmäßig über die Jahreszugänge zur Stettiner Sammlung und über alles berichtet hat, was etwa in der einschlägigen Literatur zur besseren Erkenntnis der pommerschen Verhältnisse herangezogen werden konnte. Diese von befreundeten Forschern der Nachbargebiete mehrfach willkommen geheißene Einrichtung habe ich deshalb geglaubt zu einer dauernden machen zu sollen, weil sie immer wieder zu einer erneuten Durcharbeitung des ganzen Gebietes der Vorgeschichte zwingt und Hörer wie Leser trotz oder vielleicht gerade wegen gelegentlicher Wiederholungen allmählich zum besseren Verständnis der vielseitigen Bedeutung der heimischen Altertumsforschung hinführen kann, was heutzutage mehr als je wünschenswert ist. Und so läßt sich denn schließlich auch aus dem alljährlich gemachten Fortschritt von Zeit zu Zeit eine Zusammenfassung unschwer gewinnen, die in Verbindung mit einer Rückschau den jedesmal gerade erreichten Standpunkt um so sicherer erkennen läßt.

Digitized by Google

Von vornherein ist aber zu betonen, daß der früher befolgte Grundsatz einer strengen Beschränkung auf die jetzigen Provinzialgrenzen in vorgeschichtlichen Erörterungen um so weniger mehr beibehalten werden kann, als gerade die Teile des heutigen Pommerns erst in verhältnismäßig jungen historischen Zeiten zusammengelegt sind, niemals aber in früheren Perioden eine ähnliche Einheit gebildet haben. Daraus folgt, daß wir uns heute nicht mehr damit begnügen dürfen, wie früher nur Pommerns Fundstücke zu betrachten und etwa in Pommern ansäßig gewesene Völker zu ermitteln, sondern unsere auch weiter zu sammelnden Altertümer sorgfältig mit denen angrenzender Länder zu vergleichen und aus den dort gewonnenen ethnologischen Ergebnissen auch die jedesmalige Besiedelung pommerschen Bodens besser verstehen zu lernen. So viel ist jedenfalls klar geworden, daß älteste Einflüsse von Westen gekommen und mehrfach nur bis zur Oder gereicht haben, daß eine Grenzverschiebung bis zur Rega und Persante gelegentlich erkennbar wird, aber auch in der Eisenzeit Rückströmungen von der Weichselgegend einsetzen, während östlich der Oder weitreichende Vorstöße von Süden sich fühlbar machen; da nun zu allen Zeiten auch seewärts Wechselbeziehungen mit Dänemark und Schweden bestanden, so bietet Pommern in der Vorgeschichte schließlich das Bild eines selten einheitlich besiedelten, häufiger aber als Zwischenglied- und Durchgangsgebiet dienenden Landes.

In dem eingangs erwähnten Bericht habe ich S. 140—142 die Anfänge der pommerschen Vorgeschichtsforschung zu schildern versucht, und die vor zehn Jahren gegebene Darstellung ist jetzt als im ganzen zutreffend bestätigt worden durch den Rückblick über die ähnliche Entwicklung der Berliner Gesellschaft in der Zeitschrift für Ethnologie 1919, S. 276; freilich hätte S. 279 unter den Museen, die seitdem neu geordnet sind, auch das Stettiner wohl erwähnt werden können, das gerade Virchow früher schätzte und häufig besuchte, für das neuerdings Provinz, Stadt und unsere Gesellschaft viel getan haben. Nicht ganz einheitlich ist dagegen die literarische Verwertung der im neuen Gebäude gut aufgestellten Altertümer geblieben, für die in den „Baltischen Studien" immer seltener Raum übrig blieb, so daß Einzelnes in den „Monatsblättern" unserer Gesellschaft veröffentlicht werden mußte. Durch die neuen vorgeschichtlichen Zeitschriften ist schließlich noch eine neue Zersplitterung zu dem alten Mangel hinzugekommen. Denn leider hat die alte Teilung Pommerns noch bei Gründung unserer Altertumsgesellschaft 1824 insofern nachgewirkt, daß außer der Abteilung und Sammlung in Stettin noch ein besonderer Ausschuß für das altschwedische Neuvorpommern und Rügen in Greifswald tätig war und besondere Sammlungen nicht nur hier, sondern auch in Stralsund angelegt wurden. Die anfangs regelmäßiger von dort einlaufenden Teilberichte haben mit der Zeit aufgehört; von der Greifswalder Sammlung liegen zwei Kataloge von 1869 und 1897 von Pyl vor, die also unvollständig und außerdem durch Beiwerk gestört sind, über die Stralsunder Sammlung

Digitized by Google

und die Verhältnisse auf Rügen hat Baier vier kleine Schriften 1880, 1886, 1899 und 1904 veröffentlicht, die nicht alles umfassen und nur von einem Bestand an Steinaltertümern von über 22000 Stück sprechen. Gummel hat im Mannus V, S. 300 zugegeben, daß ein Stralsunder Hauptkatalog nie über seine Anfänge hinausgewachsen ist und selbst die „Augmentationsberichte" für manche Jahre ganz fehlten. So war denn auch mein letzter Besuch dieser Sammlungen praktisch wenig ergiebig, und es muß Ersatz in der Tatsache gefunden werden, daß Professor Haas in Stettin seine Heimat Rügen unermüdlich durchforscht und absammelt, vgl. Mannus V, S. 235; seine Sammlung Rügenscher Altertümer ist jüngst vom Stettiner Museum mit über 500 Stücken erworben, katalogisiert, eingeordnet und gewürdigt worden. Für die Greifswalder Berichte entschädigen gelegentliche Aufsätze wie z. B. Pommersche Jahrbücher, Greifswald 1906, VII: Deecke, Die alten vorpommerschen Verkehrswege in ihrer Abhängigkeit vom Terrain; VIII: Drolshagen, Primitive Handgeräte aus der Steinzeit Neuvorpommerns und Rügens. X: Drolshagen, Neuvorpommern und Rügen im Rahmen der älteren Kartographie. Auch die Jahresberichte der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald gehören mit folgenden Arbeiten hierher: IX, S. 27: Klose, Die alten Stromtäler Vorpommerns und die Litorinasenkung. S. 161: Pernice, Gräber in Thurow bei Züssow. S. 170: Deecke, Die Beziehungen der vorpommerschen Städte zur Topographie und Geologie. Deeckes grundlegende Forschungen zur Geologie sind schon Mannus III, S. 144 gewürdigt.

Zwar begann Schumann, „Die Kultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit" 1896 mit einem kurzen Hinweis auf die Eiszeit, aber eigentlich erst seit 1904 konnte in den Jahresberichten davon die Rede sein, daß die geologischen Forschungen schon greifbare Ergebnisse für die Erkenntnis der ältesten Besiedlung Pommerns gewonnen hätten. Man lernte ältere Formen als die bisher unterschiedenen der geschlagenen und geschliffenen Steinwerkzeuge auch bei uns durch Vergleichung mit westeuropäischen Formen kennen und erörterte auch sofort die Eolithenfrage für Pommern; nachdem Friedel auf Rügen den ersten Eolithen in Deutschland gefunden zu haben meinte, stellte Deecke die Möglichkeit des Vorkommens von Eolithen nicht in Abrede, glaubte aber tatsächlich bezweifeln zu müssen, daß hier vor dem Diluvium verwendbarer Feuerstein zugänglich gewesen sei (Balt. Stud. N. F. IX, S. 217), und so verhielt ich mich in einem Vortrage abwartend (Walter, Ber. d. Stettiner Gesellsch. f. Völker- u. Erdkunde 1904/1905, S. 40), als dann bezüglich der Eolithen ein Kompromiß zustande gekommen, trat man der Tatsache der „untergetauchten Küstenfunde" näher, mußte aber zuvor das eingewurzelte Vorurteil bekämpfen, als ob hier lauter Folgen von Sturmfluten vorlägen. Was dann Deecke zur Aufhellung dieser ältesten Zeiten getan, habe ich schon a. a. O., S. 142 hervorgehoben; die geologisch erwiesene Veränderung der Ostseeküste in der Yoldia-, Ancylus- und Litorinazeit mußte, wie auch im Mannus I,

Digitized by Google

S. 24 ausgeführt ist, in erster Linie die Funde an den Küsten Rügens und Vorpommerns in ganz anderes Licht setzen. Ein Hiatus zwischen dem westeuropäischen Paläolithikum und der nordischen Steinzeit erwies sich nach dem Ausdruck Schuchhardts (Alteuropa, S. 42) schon damals als Legende, nachdem einmal auf die primitiveren Werkzeugformen von geübteren Augen mehr geachtet werden konnte. Und erst recht mußten nun unansehnliche Knochen- und Geweihstücke als Hinterlassenschaft der ältesten nachweisbaren Besiedler unseres Landes gewürdigt werden, die zur Ancyluszeit einwanderten, an Seen und Wasserläufen als Jäger lebten, aber auch hier verzierte Stücke anfertigten wie die schöne Spitze von Gültz, Mannus III, S. 143, Abb. 5. Seitdem habe ich nun aus den Beständen unseres Museums und anderer Sammlungen von dieser Gerätegruppe bereits über 40 Exemplare ermittelt, darunter mehrere verzierte von Stolzenburg und Siedenbollentin, einige sogar im Dresdener Museum von Rügen (Balt. Stud. XIII, S. 204; XV, S. 199). Gestützt auf die Untersuchungen von Menzel, Wiegers, Solger, Hahne konnte nun der Weg erkannt werden, den der Mensch von der zwischeneiszeitlichen Taubacher Station nach Norden einschlug, und als sich während der letzten Eiszeit der jüngere Löß bildete, gelangten die ersten Besiedler auf der Stufe des Magdalenien mit dem endgültigen Zurückweichen des Eises an das damalige Binnenmeer der Ostsee und zu Lande bis Schweden. Klima, Flora und Fauna ergaben sich aus den Bodenschichten und Mooren, die zeitliche Folge von Knochen des Rens, Elchs und Hirsches mußte, wie Wahle, Mannusbibl. 15, ausführte, mit dem Wechsel von Tundra, Steppe und Wald zusammenhängen, so daß Martin Schultze bereits ein Kulturbild jener Zeit entwerfen konnte, Arch. f. Fischereigesch. Heft 2, S. 109. Als nun die Litorinasenkung eintrat, muß inzwischen schon die Steinbearbeitung begonnen haben, deren zahlreiche nun in versunkenen Küstenstationen lagernden Stücke nunmehr gehoben wurden, besonders an der ergiebigen Stelle von Lietzow, auf die wohl Baier zuerst hingewiesen hat, Nachr. über Altertumsfunde 1897, S. 94; sie ist dann von Haas und Stubenrauch ausgebeutet, von Bracht behandelt und in Stralsund und Stettin nicht nur, sondern auch in Berlin (Balt. Stud. XVII, S. 327) und Köln (Präh. Zeitschr. IV, S. 235 mit Abb.) zur Ausstellung gebracht. Haas hat eine ganze Reihe ähnlicher Küstenfundstellen auf Rügen ermittelt, darunter die nach Bracht ältere auf der Insel Vilm, die ich mit Haas besuchte und noch 1918: Mon. Bl. 1919, S. 37, äußerst ergiebig fand, ferner auf Mönchgut, Thiessow, Schnakenwerder, Stubberbank, so daß auch dieser Abschnitt in seinem Verhältnis zu dem etwas älteren Campignien und den etwa gleichzeitigen Muschelhaufen erkennbar geworden und gut vertreten ist. So hat sich also statt des in Ratlosigkeit früher angenommenen Hiatus ein Mesolithikum mit mehreren Unterstufen herausgestellt, dessen Gliederung zu untersuchen Kupka in den Stendaler Beiträgen nicht müde wird.

Digitized by Google

Aber auch für das Neolithikum hat Kossinna schöne Ergebnisse erzielt durch Unterscheidung seiner drei Züge, die nach Südosten gingen von dem alten Megalithgebiet aus, zu dem Westpommern mit Anteil an den Kugelamphoren und der Oderschnurkeramik gehörte, jedoch nicht bis gerade zur Oder, und erst recht an der Ausbreitung nach Osten ist Pommern nun östlich der Oder stark beteiligt (Mannus II, S. 61, 67, 71), was für den zweiten Zug jetzt endlich nach Veröffentlichung der Nachrichten und Karten über etwa 200 Gräber bei Pyritz durch Holsten ersichtlich geworden ist (Mannus 11/12, S. 104). Auch für Keramik und Gräberformen ist es nun möglich, die zeitliche Entwicklung anzugeben, insofern in der I. Periode in Rügen und Vorpommern Dolmen und Dolmenkeramik herrschen, in der II. Hünenbetten mit älterer Megalithkeramik, denen sich später Steinkisten mit Kugelamphoren und Schnurkeramik anschließen. Auch die Typen der Feuersteinbeile gliedern sich immer natürlicher, wenn man mehr auf ihren Durchschnitt als auf die bloße Technik achtet, denn aus den primitiven Formen der Küstenbewohner (Kossinnas „Ellerbek"-Leuten) entwickelte sich das spitznackige, dünnnackige der Dolmenzeit, endlich das breitnackige Beil, das auch weiter in Hinterpommern gefunden wird. Ebenso lassen sich am Ende der Steinzeit die Feuersteinspitzen und Dolche anfangs spitz ohne Griff feststellen (2 Stück in unserem Funde von Buchholz aus der Übergangszeit Mannus III, S. 147, Abb. 1 und 2), dann folgen solche mit quadratischem, rautenförmigem, endlich dreieckigem Griff (Mannus 11/12, S. 256, 274). Nackengebogene Streitäxte dagegen und Rhombenäxte sind für Jütland und Dänemark bezeichnend und nur in einzelnen Exemplaren in Vorpommern gefunden (Präh. Zeitschr. VIII, S. 85, 93). Über die früher mit Vorliebe gesammelten Dolche und Sägen habe ich auch eine Statistik aufgenommen, die 1903 im ganzen 90 Dolche und 40 Sägen ergab, Balt. Stud. VIII, S. 155, dabei das seltene Vorkommen in Gräbern betonen mußte, aber noch bis zuletzt sind 10 Exemplare vorwiegend links der Oder zutage gekommen. Steinzeitliche Depotfunde konnte Kühne 1883 (Balt. Stud. XXXIII, S. 305) nur drei in der Stettiner Sammlung namhaft machen, inzwischen sind sie weit häufiger geworden, und allein aus den letzten Jahren sind 11 Funde eingeliefert, meist aus mehreren Stücken ungleicher Art bestehend und oft durch einen Marktstein bezeichnet. Im allgemeinen hat sich unsere Kenntnis der Steinzeit bedeutend erweitert, und es ist möglich geworden, den Blick in weite Fernen und größere Zusammenhänge zu lenken, in denen Richtung und Art der Beeinflussung der ältesten Bewohner des Odermündungslandes uns bereits verständlich werden; insbesondere hat sich Rügen von jeher als Zentrum der Feuersteinbearbeitung und Exportquelle nach dem Festlande herausgestellt, wo jeder noch heutzutage ohne große Mühe Steinwerkzeuge finden kann, ja trotz aller Statistiken von Hagenow und Baier noch unbekannte Gräber zutage gekommen sind wie das megalithische Grab von Lonwitz und die Hünenbetten von Pastitz, Mon. Bl. Bd. 19,

Digitized by Google

37; 21, 10. Rügen allein hat die Wissenschaft um die Namen der Lietzower und Vilmstufe sowei um den Dierwitzer Typ bereichert.

Die Bronzezeit scheint beim ersten Blick in das Stettiner Museum freilich am reichsten vertreten zu sein, und von fremden Besuchern wird man diesem Eindruck häufig Ausdruck verliehen sehen, aber es mag das darin beruhen, daß die steinzeitlichen Pulttische mit ihren langen Typenreihen weniger ins Auge fallen als die größeren Glasschränke mit den so sehr viel mehr Abwechslung bietenden Bronzen in ihrer jedermann verständlicheren Anordnung nach Kreisen oder daß man von früher her die Steinzeit als einen noch zu wenig greifbaren allgemeinen Begriff anzusehen gewohnt war. Während aber die Jahresberichte ständig Neues aus der Steinzeit bringen, eine in anderen Museen keineswegs gewöhnliche Erscheinung, mußten sie nicht bloß während des Krieges nicht selten Lücken in bronzezeitlichen Beobachtungen und Erwerbungen zugeben. Immerhin haben gerade die Stettiner Bronzen dazu beigetragen, Kossinnas System der Bronzezeitperioden aufzubauen. Danach wissen wir, daß von der Steinzeit her Vorpommern bis in Ia und b der Bronzezeit mit zu der westlich wohnenden Gruppe gehörte, mit Ic aber eine Siedlungslücke eintrat, der in II langsame Zunahme folgte nicht ohne Beeinflussung von seiten eines ungermanischen, am rechten Ufer der unteren Oder von Süden her vordringenden Stammes. So ist die Oder damals Ostgrenze der Germanen, aber in einer Zone gegenüber von Stettin herrscht eine Mischkultur. Diese in der Schrift: „Die Herkunft der Germanen" (1911) vorgetragene Ansicht hat Kossinna in der 2. Auflage (1920) dahin abgeändert, daß er den fremden Einfluß sowohl rechts der Oder als auch links ihrer Mündung bis zur Ucker als vorwiegend ansieht. Diese scheinbar geringfügige Abweichung ist gerade für die Stettiner Gegend von Wichtigkeit, denn wiederholt hat hier im Laufe der Vorgeschichte eine Völkergruppierung entweder ihre Grenze gehabt, oder es ist von hier eine Weiterleitung über die Oder ausgegangen, wie auch diesmal. Denn in III bilden sich zwischen Oder und Rega hier zwei Kulturgruppen, und so erklären sich die sonderbaren Formen der großen Beinspiralen, Stollenringe, Hängetutuli, Spitzhütchen, lange Nadeln mit Scheibenkopf; andererseits dringen von Westen her Scheiben- und Spiraltopfnadeln und längsgerippte Halskragen bis zur Persante vor. Auch von den Halskragen kommen die Formen ohne Zwischenstreifen mit durchlochten Enden in IV nur im östlichen Hinterpommern vor. Das liegende Kreuz als Verzierung erscheint auf Halskragen weiter in V, und eine besondere Odergruppe ist durch wechselnde Schrägstriche und Querstege zwischen den Ringen kenntlich, das Kreuzornament aber erhält sich bis in die erste Eisenzeit auf längsgerippten Armbändern. Goldene Eidringe kommen in ihrer jüngsten Art in V auch in Hinterpommern vor, wie die Wendelringe scheinbar in Hinterpommern ihr Erfindungszentrum hatten, ihre Abarten mit Ösen- oder Hakenverschluß trennen sich an der Odergrenze, und bei den Halskragen sondert sich eine Odergruppe von einer hinter-

Digitized by Google

pommerschen ab; überhaupt liegt sogar in IV und V der Schwerpunkt der germanischen Bronzezeit in Nordostdeutschland, und zwar finden sich von 22 Typen 17 nur östlich der Oder. In dieselbe Zeit gehören auch die Möriger und Antennenschwerter, während die Griffzungenschwerter seit II auftreten und nur in wenig Exemplaren bis etwa zur Oder reichen. Der Wolkower Typ ist sogar Pommern eigentümlich, Mannus VIII, S. 118. Ungemein viel pommersche Funde sind in diesen Aufsätzen Mannus VII, 87 und VIII, S. 1 verwendet (vgl. auch Deutsche Vorgeschichte, S. 124 über die Schwerter), so daß für alle Typen die Entwicklung und Eingliederung festgestellt ist, desgleichen für die meisten Depotfunde, an denen auch die letzten Jahre noch Zugänge erbrachten. Der verschollene von Korkenhagen-Resehl ist veröffentlicht Mannus VIII, Taf. II, in Altstorkow lagen 3 massive Armringe mit 2 hohlen zusammen, in Dölzin 2 massive, in Belkow 5 offene Armringe, in Brüsewitz 4 massive offene, in Daber 2 Handbergen, der große Fund von Benz aus der V. Periode lag in einem Tongefäß unter einem großen Steine und ist von H. v. Diest veröffentlicht (Balt. Stud. XVI, S. 175 mit Tafel) und von Kossinna (Mannus VIII, S. 81) gewürdigt. Bei Greifenhagen wurden im Moor Lappenbeil, Dolch und Speerspitze mit Resten des Holzschaftes gefunden, in Woltersdorf lagen in einem Tongefäß 2 Absatz- und 6 Lappenbeile, die mit einem einzeln gefundenen Schwerte abgebildet sind (Mon.-Bl. 1915, Nr. 2, 14). Zahlreich wie verschiedenartig sind die bei den Kanalbauten der letzten Jahre gehobenen Bronzen, unter denen alle Werkzeuge und Waffen, seltener Schmuckstücke vertreten sind und wenn nicht leicht eine Chronologie ergeben, so doch einen lebhaften Transithandel über die Oder nach Hinterpommern beweisen. Zu diesen Baggerfunden gehört auch der Bronzehelm, den Schuchhardt, Alteuropa Tafel XXXI, S. 3 abgebildet und der Hallstattzeit zugewiesen hat, wie auch zu dem unveröffentlichten Funde von Wurchow (Mannus VIII, S. 98) von Kossinna (Mannus IX, Taf. XVII) der Schwertgriff dargestellt ist: mit Dank müssen wir es begrüßen, wenn bei den spärlichen Abbildungen unserer Veröffentlichungen einzelne Stücke anderweitig dargestellt werden. Alle Einzelfunde hier aufzuzählen ist nicht angängig, es mag die Feststellung genügen, daß im allgemeinen weniger Schmuckstücke als Werkzeuge und Waffen gesondert eingeliefert werden, wenn auch gelegentlich eine Doppelspiralnadel oder Beispiele von Handbergen darunter sind. Hervorzuheben sind immerhin Sicheln, von denen einmal 5 in Binow zugleich gefunden sind, Bronzebeile in der Form des Absatz-, Rand-, Lappen- und Tüllenbeils, einmal ein an den Seiten verziertes Randbeil ausgebaggert. Als Seltenheit ist das trapezförmige Hängeblech aus Bronze von Gültz wegen seiner Größe und geschmackvollen Verzierung aus Periode I—II schon aus Mannus IX, S. 156 bekannt. Auch von den kunstvollen Gebilden der Luren ist ein Beispiel in Dabertow, Kreis Demmin, entdeckt und hat Pommern in den Kreis dieser ansehnliche Musikausübung verratenden Kultur ein-

Digitized by Google

bezogen (Präh. Zeitschr. VII, S. 85). Unter den Grabformen sind zu den Feststellungen Schumanns kaum Neuerscheinungen beobachtet, dagegen für einige Gruppen neue Fundorte dazugekommen, auf Rügen Hügelgräber, weit verbreitet Urnenfelder, aus denen häufig wenig charakteristische Tongefäße oder gar nur Reste ohne Beigaben abgeliefert werden. Zu den Abb. 5, 6, 8, Mannus III, S. 145 können nun die Reihen der Gefäße des Gräberfeldes auf dem Hauptfriedhof zu Stettin (Mon.-Bl. 1914, S. 97) sowie der Steinkistengräber von Neuhagen, Kreis Neustettin (Mon.-Bl. 1914, S. 151) hinzugefügt werden, um den verschiedenen Grabbau und die Gefäßformen zu veranschaulichen; letztere gehören schon zur hinterpommerschen Gruppe der Mützen- und Gesichtsurnen aus der Übergangszeit, in ihrem wohlbekannten Verbreitungsgebiet sind noch Fundstellen bei Soltnitz, Altliepenfier, Labehn (wohlerhaltene Gesichtsurnen mit Ohrbehang und Bauchverzierung Mon.-Bl. 1910, S. 74 abgebildet), Mersin, Schwerinstal u. a. hinzugekommen. Inzwischen hat sich aber östlich der Oder die Lausitzer Kultur in III nach Norden vorgeschoben; ihre Keramik reicht mit dem Aurither Typus in das südliche Hinterpommern hinein, und dessen imitierte Schnurverzierung brachte Goetze darauf, einen Zusammenhang unserer Obliwitzer Hausurne mit Italien anzunehmen (Denkm. d. Kreises Lebus, S. XIV). Diese Hausurnen sind letzthin mehrfach abgebildet wie bei Kossinna, Vorgeschichte, S. 141 und Behn, Präh. Zeitschr. Bd. 10, Taf. 2, nach denen sie das Viereckshaus auf Pfählen aus dem Gebiet der unteren Weichsel vor Augen führen, wo sich in der frühen Eisenzeit ein ostgermanischer Stamm, durch Zuströmen nordischer Elemente verstärkt, eigenartig entwickelt und abgesondert hat. W. La Baume hat in der Vorgeschichte von Westpreußen S. 54 das Gebiet dieser Gesichtsurnenkultur nach den Feststellungen von Kossinna und Kostrzewski nicht ganz genau in eine Karte eingetragen, die bei uns bis zur Rega und in Schlesien bis zur mittleren Oder reicht, daneben die nur um weniges weiter vorgeschobenen Gräberfelder und Grenzen der Ostgermanen in der Spätlatènezeit nachweist. Die Völkerbewegungen dieses Abschnitts werden nun immer mehr durch historische Namen gestützt, von Bornholm aus besetzen die Burgunder die Pommersche Küste zwischen Oder und Persante, die Rugier von Kolberg bis Elbing, bis die Goten als neue Völkerwelle skandinavischer Abkunft an der Weichsel Fuß fassen und die Rugier ihnen nach Westen ausweichen, endlich alle nach Süden abwandern. Die wachsende Schätzung des Eisens führte nun auch in Hinterpommern wie in der Bronzezeit zu einer bedeutenden Höhe der Schmiedekunst, wie die Steintechnik in Vorpommern und Rügen geblüht hatte. Das hat Jahn (Mannus V, S. 75) unter Ermittelung der von der Schweiz und dem Main-Rheingebiet ausgehenden Einflüsse nachgewiesen, nach Kossinnas bahnbrechender Arbeit über verzierte Lanzenspitzen (1905) die Grenze zwischen Ost- und Westgermanen an das untere Oderufer gezogen und die Haupttypen der Schwerter und Lanzenspitzen gesondert, wobei als wichtige Fundstellen

Digitized by Google

in Pommern besonders Koppenow und Butzke zu nennen sind. Überhaupt haben sich jüngst Eisen- und Brandgrubenfunde gemehrt, oft in Fortführung früherer Gräberfelder wie in Dietkow, Glien, Dammhof, in Dramburg ist ein ausgedehntes Grabfeld abgetragen, in Zozenow hat sich Bernstein darin gefunden, in Pasewalk lag der Friedhof mit Leichenbrand und Brandgruben außerhalb der Stadtanlage in dem vom Tale ansteigenden Sandgelände wie der heutige Friedhof (Mon.-Bl. 1912, S. 34). Technisch untersuchte Deecke die Graphitierung der Tongefäße, Schumann und Coutil stellten fest, daß der Amboß nur in 3 Exemplaren von Dietkow und Plestlin in Pommern, sonst aber in Skandinavien und Deutschland überhaupt nicht vorkommt, erst wieder häufiger in Frankreich und der Schweiz. Und einzelne Basaltlava-Mörser in Vorpommern beweisen den Export von Niedermendig bei Mayen (Walter in Balt. Stud. XIX, S. 278 und Mannus VII, S. 356). Neben der Typenkarte über die Latènefibeln haben nun die Bände 18 und 19 der Mannus-bibliothek von Kostrzewski die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit ausführlich behandelt einschließlich der 28 Funde aus Pommern, und in die Karte ist die mutmaßliche Grenze des burgundischen und wandalischen Gebietes südlich der Netze eingetragen; immer deutlicher heben sich Straßenzüge von Westen über Pasewalk und Eberswalde zu den Oderübergängen bei Stettin und Freienwalde heraus, auch Burgen wie bei Schöningen mit Hausresten und Pfahlbauten wie bei Butzke sind beobachtet. Dieser früher so wenig beachtete Zeitabschnitt hat also in Hinterpommern eine selbständige und hochentwickelte ostgermanische Kultur erblühen lassen.

Die Zeit des römischen Einflusses geht vielfach direkt aus jener hervor, so daß eine scharfe Scheidung wie bei den Fibeln nicht immer leicht ist. Die Zeit erscheint in ganz neuer Beleuchtung, seitdem wir aus Almgrens Fibelwerk 1897 die Selbständigkeit der Germanen gegenüber der römischen Provinzialkultur erkannt haben, auch der Import römischer Bronzegefäße, Gläser und Statuetten (Sigillata-Gefäße sind merkwürdigerweise in Pommern noch nicht gefunden) ist nicht mehr so rätselhaft, sondern hat sich durch Vermehrung der Funde als Beweis von Handelsbeziehungen ebenso wie von Modeströmungen herausgestellt. Ganze Grabfelder wie das durch alle Perioden reichende, leider nicht systematisch untersuchte von Sinzlow-Glien erbrachten Mäandergefäße, Fibeln und römische Münzen, in Dramburg schloß sich Römisches an Vorrömisches direkt an, in Tenzerow fand ich ganze Reihen von Gruben mit Rädchenmäanderscherben dicht bei einem Wendenkirchhof (Walter in Balt. Stud. XVII, S. 333), Skelettgräber und Bestattung in Totenbäumen nehmen zu, die Grenze des ostgermanischen Strichmäanders und des westgermanischen Rädchenmäanders verläuft ungefähr an der Oder, wie sich an der Odermündung am Verkehrswege nach Dänemark und Norwegen ein starker Wechsel der Bevölkerung bemerklich macht nach Almgren, dem wir auch den allgemeinen Entwurf zu einer Karte der Gräberfelder aus der Spät-

Digitized by Google

latènezeit und der Kaiserzeit (Mannus VIII, S. 291) und die Bemerkung verdanken, daß sich gerade in Pommern viele Gräber mit römischen Gefäßen, ja ganzen Trinkservicen finden (Mannus X, S. 4). Erschöpfende Übersichten über alle Einzelheiten bringen die sorgfältig zusammengestellten Bände 8 und 14 der Mannusbibliothek von Blume und Martin Schultze über die germanische Kultur zwischen Oder und Passarge zur Kaiserzeit, in denen natürlich auch das pommersche Material wieder verzeichnet und typologisch geordnet ist. Man findet da S. 142 die Gläser von Kossin, Bügen, Polchlep, Borkenhagen und auch schon das jüngste von Dietkow, römische Bronzegefäße von Schlönwitz, Schwedt, Zirzlaff, Kossin, aber nun kommt noch der berühmt gewordene Fund von Lübsow dazu mit Bronzeschale, Silberbechern, Weinkanne, Kasserollen, Eimer, Gläsern, Trinkhörnern und Prachtfibeln, veröffentlicht von Pernice (Präh. Zeitschr. IV, S. 126); und jüngst fanden sich in Pustamin, Kr. Schlawe, in einem Skelettgrabe Bronzekessel, Kasserolle, Sieb, Spiegel, Fibeln mit Silberbelag und ein Goldring, was ich in den Mon.-Bl. 1918, S. 33 besprochen habe. Ein Skelettgrab in Polzin lieferte 2 Knopfsporen mit eingesetzten Dornen, Bronzeschnalle und Tongefäße (Mon.-Bl. 1917, S. 33). Sonst sind nur Zugänge zur Gruppe der Kämme S. 104 erworben, und zwar von Rossentin und Zizow mit Futteral, während auf einem Gefäß von Schruptow eine kammartige Verzierung angebracht ist und im Nebengefäß mit Mäander selbst ein Kamm lag. Die seltene Fibel von Balm mit Kopfdarstellung habe ich in einer Sitzung in Berlin vorgelegt, wo sie dem 1. Jahrhundert zugewiesen wurde, Mannus III, S. 158. Auch die in Ostdeutschland gefundenen Bronzestatuetten hat Fredrich behandelt im Küstriner Programm 1912; danach gehören die 3 pommerschen Stücke von Liebenow, Wopersnow und Schivelbein der gallisch-römischen Industrie an, wurden von Händlern oder zurückkehrenden Soldaten mitgebracht und vielleicht als Weihegaben in Gewässern und Mooren versenkt. Römische Münzen sind nicht mehr gefunden, ich hatte einige der Sammlung Lau bestimmt, aber beim Tode des Besitzers sind sie abhanden gekommen. Ergötzliche Blüten des Deutschenhasses hat der Amerikaner Wiener gezeitigt, der alle Angaben über deutsche Verhältnisse bei Tacitus als bewußte Fälschungen erklärt, wiewohl doch gerade die Forschung sie durchaus mit dem Fundmaterial übereinstimmend fand.

Die Völkerwanderung beendete den römischen Einfluß und entleerte unsere Länder, so daß verständlich wird, wie nun slawische Stämme langsam sich einschoben ohne Kampf und so auch keine Mischkultur entstehen konnte, wenn auch einzelne Formen germanischer Vorbilder übernommen wurden. In Gültz sind ältere Bronzegräber direkt von slawischen Gruben durchstochen, in Tenzerow und Schöningen liegen slawische Siedelungen dicht neben früheren, in Vorpommern liegen Siedelungen mehrfach am Küstenabbruch, in Koppalin in den Wanderdünen, im Kreise Lauenburg dicht bei germanischen Gräberfeldern. Deecke beobachtete, daß die Slawen meist Stellen an wasserreichen

Digitized by Google

Plätzen besetzten, um den Übergang zu beherrschen durch Burgwälle, und daß die deutschen Siedler meist daselbst ihre Städte anlegten; Gerlach stellte fest, daß die slawischen Dörfer oft tiefer an Wiese und Seen lagen und erst später bei zunehmendem Ackerbau auf die wellige Hochfläche verlegt sind. Soolquellen beförderten die Anlage von Salzstraßen in Vorpommern und auf Kolberg zu, und hierin findet Menzel die Bedeutung der Lage von Belgard begründet, ein Beispiel des Zusammenwirkens von kommerziellen und strategischen Erwägungen, Blume wollte zwar eigentliche Handelsstraßen nicht gelten lassen, aber daß Thingplätze regelmäßig von Händlern besucht wurden und Häuptlingssitze in der Nähe lagen, lenkte den Verkehr doch gewiß nach bestimmten Richtungen. Einen Pfahlbau in Verbindung mit einem System von Burgwällen hat Herr von Dieſt beschrieben: Zur Geschichte und Urzeit des Landes Daber, Stettin 1904, S. 15 und Karte. Burgwälle werden noch jährlich zu den bekannten Reihen ermittelt, so mehrere bei Dramburg, in Güntershagen mit zugehörigem Gräberfeld, andere verschwinden unter dem Pfluge, der bei Stettin nach Wussow zu hat als Sandgrube trotz aller Warnungen abgefahren werden müssen. Auf Rügen ermittelte Haas, Balt. Stud. XIV, S. 33; Pomm. Jahrb. XIX, statt der bisher bekannten 7 nun 23 Burgwälle mit Angabe der wenigen vorslawischen Spuren und erweiterte unsere Kenntnis der Herthaburg, dehnte schließlich seine Untersuchungen auf alle Kultstätten der Insel aus. Hat jüngst Schuchhardt der Annahme bloßer Erdwälle durch Feststellung von Steinpackung und Palliſadenspuren entgegentreten können, so ist das bei uns auch schon in Zerrehne und in der kunstvollen Anlage von Kratzig erwähnt worden; einen kunstvollen Aufbau zeigt auch der Wall von Tornow, den Knack, die Burg Saatzig, 1912, S. 9 abbildet, Scherben finden sich zahlreich, unversehrte Gefäße selten, z. B. in Giegenitz und in der Sammlung Kuhse, die Wellenlinie glaubt Moschkau linkshändig hergestellt (Mannus IX, S. 196), die Bodenstempel führen Näbe (Mannus X, S. 71) und Schuchardt (Zeitschr. f. Ethn. 1921, S. 288) auf die Drehscheibe zurück. Endlich ist an letzter Stelle auch nach dem Vorgang von Götze, Nachr. deutsch. Altertumsfunde 1901, S. 17, eine Einteilung der slawischen Keramik des 9.—11. Jahrhunderts nach Drehscheibenbenutzung, Form und Verzierung geboten. Arabische Münzfunde sind über 80 bekannt, neu der von Rützow und der etwas spätere von Kremmin, Hacksilberfunde sind von Quilitz und Panknin hinzugekommen.

Endlich mögen aus der Wikingerzeit die Buckelfibel von Zwilipp und das Wikingerschiff von Charbrow erwähnt werden, abgebildet in den Kunstdenkmälern von Lauenburg und Bütow, S. 305ff. Erstere mußte erst wiederhergestellt werden, letzteres stand aus Mangel eines passenden Raumes lange im Königstor, bis beim Neubau des Museums besondere Vorrichtungen zur Hineinschaffung und Aufstellung getroffen werden konnten. Der Kordulaschrein in Kamin gilt nun als irisches Werk des 10. Jahrhunderts, während

Digitized by Google

der Goldring von Peterfitz, bekannt aus Mannus IX, S. 97, unsere Provinz unter den prächtigen Importstücken des 6. Jahrhunderts aus Skandinavien würdig vertritt.

Man kann bei diesem Überblick, der freilich keine Vorgeschichte Pommerns im Auszug vorstellen soll, vielleicht Auswahl und Vollständigkeit des Stoffes bemängeln, wird aber zugeben müssen, daß wohl alle wichtigen Gesichtspunkte berührt sind und etwa noch wissenswerte Einzelheiten unschwer ermittelt werden können. Worauf es ankam, die neusten Zugänge und den gegenwärtigen Stand der Forschung einmal wieder festzulegen, dürfte wohl erkennbar sein und schließlich der Eindruck zurückbleiben: wenn es nach Mannus 11/12, S. 401 keinen Landesteil in Mitteleuropa gibt, dessen Vorgeschichte auch nur annähernd so gründlich durch alle Perioden erforscht und zugleich geschildert ist wie Ostdeutschland zwischen Elbe und Weichsel, so hat auch Pommern im Rahmen der deutschen Forschung bei Stoffsammlung und Verarbeitung weiter zu seinem Teile mitgewirkt.

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Die Bestätigung meiner Eiszeitchronologie durch Spanien.

Von Josef Bayer.

Der in Mitteleuropa in letzter Zeit sozusagen zum Stehen gekommene Kampf um die Quartärchronologie ist nun unerwarteterweise rasch durch die jüngsten in Spanien gewonnenen Aufschlüsse der Hauptsache nach entschieden worden [1]).

Dort haben H. Obermaier und andere Forscher in der Höhle Castillo bei Puente Viesgo (Prov. Santander) zwischen zwei Renschichten, die zweifellos (auch nach Obermaier!) die letzte und vorletzte Eiszeit repräsentieren, ein eindeutig klares Interglazial gefunden mit warmer Fauna (besonders Rhinoceros Merckii) und den Kulturen Altacheuléen, Moustérien und Mittel-Aurignacien [2]).

Die Kultur im unteren Renhorizont ist atypisch, aber es sind ausgesprochene Herde da; auf den oberen Kältehorizont entfallen Oberes Aurignacien, Solutréen und Unteres Magdalénien.

Dieses Profil ist, wie ich a. a. O. dargelegt habe, für die Chronologiefrage von entscheidender Bedeutung. Das Wichtigste ist dabei das Erscheinen des Mittelaurignacien in der Wärmeperiode des letzten Interglazials, was außer in den Höhlen Castillo auch durch die Profile der Höhle Arnero bei Posada und in der Cueva del Conde bei Tuñón (Prov. Asturias) sichergestellt ist.

[1]) Da die Chronologiefrage in letzter Zeit gerade im „Mannus" im Vordergrunde der Erörterungen gestanden hat, stelle ich dem Herausgeber die nachfolgenden Zeilen zur Verfügung, um die Leser auf diese neuen wichtigen Erkenntnisse aufmerksam zu machen. Im übrigen verweise ich auf meine Arbeit „Spaniens Bedeutung für die Diluvialchronologie". Mitt. Anthrop. Gesellsch. Wien 1921. Bd. LI, S. 48—63.

[2]) H. Obermaier, Das Paläolithikum und Epipaläolithikum Spaniens, Anthropos XIV/XV, 1919/1920, S. 143—179.

Digitized by Google

Wer sich nun die verschiedenen Aufstellungen vergegenwärtigt, weiß, daß dieses Moment allein genügt, um die Möglichkeit ihrer Richtigkeit auszuschließen, denn keine Chronologie räumt dem Mittelaurignacien eine letztinterglaziale Stellung ein außer der meinen.

Bei allen ist das Aurignacien letztglazial, der eine setzt es mehr an den Anfang, der andere an das Ende der Würm-Eiszeit. Somit bestätigt Spanien, was ich immer verfochten habe, daß das Aurignacien letztinterglazial ist.

Da es nach Spanien zweifellos aus Frankreich gekommen ist, muß es hier noch etwas früher aufgetreten sein, d. h. inmitten des letzten Interglazials.

Was das Vorkommen des Alt-Acheuléen und Moustérien im älteren Abschnitte des letzten Interglazials Spaniens betrifft, handelt es sich um nichts anderes als um verspätete altpaläolithische Positionen, zu einer Zeit als die älteste Aurignacentwicklung bereits auf französischem Boden begonnen hatte und das Altpaläolithikum im Rückzug nach Süden (über Spanien nach Nordafrika) begriffen war.

Fassen wir die Auswertung des spanischen Profils in bezug auf die Quartärchronologie kurz zusammen, so ergeben sich für meine „Gegner" folgende Widersprüche:

I. Für die Chronologie der französischen Schule:

a) Die (atypische) Industrie des unteren Renhorizontes von Castillo mit ihren Herden besagt, daß schon in der Rißeiszeit sichere menschliche Spuren vorhanden sind (sogar Feuerstellen!).

b) Das Fehlen des Chelléen im letzten Interglazial.

c) Das Erscheinen des Altacheuléen zu Beginn des letzten Interglazials, des Moustérien und Mittelaurignacien in dessen Höhestadium.

II. Für die Chronologie Pencks und seiner Anhänger:

a) Ein warmes Moustérien im letzten Interglazial, welches typologisch mit dem Penckschen, das ja in Wirklichkeit Acheuléen ist (Ilmtal usw.), nichts zu tun hat.

b) Ein warmes letztinterglaziales Mittelaurignacien, mit dem sich ein kaltes letztglaziales Aurignacien in Mitteleuropa nicht verträgt, um so mehr als das Aurignacien von Norden nach Spanien gekommen ist, also in Mitteleuropa noch früher auftreten muß.

Es ist also durch die Profile Spaniens einwandfrei erwiesen, daß auch in West- und Mitteleuropa das Mittelaurignacien zwischen die beiden Eishochstände Riß und Würm fällt. Daraus ergibt sich dann auch die Einreihung der Kulturen genau so, wie ich sie bereits vor 10 Jahren vorgenommen habe.

Auf die wichtigen Folgerungen, welche sich aus dem Unterschiede zwischen dem Idealprofil Mittel-Westeuropas und dem Spaniens in bezug auf Kultur-

Digitized by Google

und Rassenwanderungen im Diluvium ziehen lassen, habe ich in meiner zitierten Arbeit hingewiesen.

Man kann nun gespannt sein, wie sich der ganze noch vor kurzem so siegesfrohe feindliche Heerbann aus dieser Zwickmühle befreien wird, z. B. Wiegers, der noch das obere Moustérien in den „Anfang der letzten Eiszeit" stellt [1]) oder Soergel, der das Früh-Aurignacien erst nach dem „Hauptvorstoß der letzten Eiszeit" ansetzt, während er diesem das Spät-mousterien (La Quina) gleichsetzt [2]). Einen letzten Ausweg gibt es für sie noch: das Aurignacien aus dem Süden nach Mitteleuropa kommen zu lassen; dann könnte es hier später erscheinen.

Ich bezweifle aber, daß ein Kenner des Wesens dieser Kultur eine solche Möglichkeit ins Auge fassen könnte.

Wien, am 29. X. 1921.

---

[1]) Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft, Abh. d. preuß. geol. Landesanstalt, N. F. Heft 84, S. 120.

[2]) Vgl. s. „graphische Darstellung der letzten alpinen Vereisung" in „Löss, Eiszeiten und paläolithische Kulturen", Jena 1919.

Digitized by Google

III. Bücherbesprechungen.

Veröffentlichungen des Oberhessischen Museums und der Gailschen Sammlungen zu Gießen, Abteilung für Vorgeschichte. Alfred Töpelmann in Gießen. 1. Heft: Hügelgräber im Vorderwald von Muschenheim, erster Grabungsbericht (1918) von Paul Helmke. Mit Nachwort von Karl Schumacher. Mit 3 Textabbildungen und 10 Tafeln. 1919. (28 S.) 2. Heft: Vorgeschichtliches aus dem Lumdatale. 1. Das Hügelgräberfeld am Homberg bei Climbach von Otto Kunkel. Mit Nachwort von Karl Schumacher. Mit 3 Textabbildungen und 14 Tafeln. 1919. (58 S.)[1]).

Außer dem Provinzialmuseum in Halle hat auch ein kleineres Museum den erfreulichen Mut gefunden, trotz aller Not der Zeit eine eigene Veröffentlichung zu begründen, das Oberhessische Museum zu Gießen. Während aber jenes Aufsätze über die verschiedensten Gebiete der vorgeschichtlichen Archäologie in seiner Zeitschrift bringt, beabsichtigt das Gießener Museum in den zwanglosen Heften seiner „Veröffentlichungen" geschlossene Fundgruppen aus seinen reichen Schätzen zu veröffentlichen. Wir müssen diesen Entschluß um so dankbarer begrüßen, als die Gießener Ausgrabungsberichte bisher in den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins nicht immer leicht zugänglich waren. Bis jetzt sind 2 Hefte erschienen, die beide über je eine Grabhügelgruppe berichten. Helmke, der frühere langjährige Direktor des Friedberger Museums, berichtet im 1. Heft über die von ihm ausgegrabenen Hügelgräber im Vorderwald von Muschenheim und im 2. Heft bespricht Lehramtsassessor Kunkel, der zugleich Assistent am Oberhessischen Museum ist, seine Hügelgrabungen am Homberg bei Climbach im Lumdatal. Die geographischen Bedingungen beider Siedlungen sind verschieden.

Muschenheim liegt 14 km südöstlich von Gießen, im Nordwinkel der fruchtstrotzenden Wetterau, in der Nähe des römischen Kastells Arnsburg und der bekannten, teilweise noch romanischen Burgruine von Münzenberg mit ihren weithin sichtbaren beiden hohen Türmen. Der ganze Vorder- und Hinter-Wald oberhalb Muschenheims ist voller Grabhügel, die schon lange bekannt, teilweise auch schon ausgegraben sind. Doch die erhaltenen Berichte sind wertlos. Helmke hat 1918, als forstwirtschaftliche Veränderungen einen Teil der Hügel gefährdeten, mit Mitteln der Wilhelm Gail-Stiftung die Untersuchung der ganzen Gruppe begonnen und berichtet nun über die Ergebnisse der Grabung in den ersten 11 Hügeln des Vorderwaldes. Der Rest und eine zusammenfassende Fundbearbeitung soll späteren Heften vorbehalten bleiben. Er gibt für jeden Hügel einen knappen Fundbericht mit Fundbeschreibungen, die durch die guten Zeichnungen auf den Tafeln (von P. T. Keßler-Mainz) ergänzt werden. Die Schnurkeramik, die sonst hier in Hessen meist das älteste Kulturgut ist, das Grabhügel bergen, fehlt so gut wie ganz. Die Hügelgräberbronzezeit (B_2) ist durch gute Skelettgräber aus Hügel 1 (Dolch und durchbohrte Ringnadel) und 9 (geschwollene

[1]) Vergleiche dazu bereits Wolff, Germania III (1919), S. 124ff.

Digitized by Google

Kegelkopfnadel mit durchbohrter Anschwellung) vertreten. Die in H_1 übergehende Urnenfelderbronzezeit hat das reiche keramische Inventar ihrer Brandgräber im Hügel 10 und einem noch nicht mit veröffentlichten hinterlassen. Die Masse der Funde gehört der Hallstattzeit an, während Latène-Gräber noch fehlen. Von besonderer Bedeutung ist, worauf Schumacher S. 26 besonders hinweist, daß alle diese Gräber Brandbestattungen sind, und daß erst in H_4 mit dem westlichen Mehrener Typus Skelettgräber (Hügel 3, 4, 5) auftreten, daß wir also erst in dieser Zeit mit einem Bevölkerungszuwachs rechnen dürfen. Zu H_2, der badischen Gündlinger Stufe, gehört ein keramisch reich ausgestattetes Grab aus Hügel 2, auch noch zu H_3 überleitende Bestattungen aus Hügel 2 und 8. Am zahlreichsten ist H_3 in den Brandgräbern der Hügel 5, 6, 8 u. a., noch nicht veröffentlichten, vertreten. In H_3 ist in der ganzen Wetterau im Gegensatz zu dem Gebiet südlich des Mains, wo der Köberstadter Typus Bestattung übt, Verbrennung bräuchlich. Daß aber die Verbrennung auch mit dem Eindringen der Mehrener Formen hier nicht ganz aufhört, zeigt ein H_4 Brandgrab aus Hügel 4 u. a. oberhessische Gräber.

Wesentlich andere Siedlungsbedingungen hat der Homberg bei Climbach, 13 km nordöstlich von Gießen, dessen Hügelgräber Kunkel im 2. Hefte beschreibt. Er ist eine jener rauhen, kargen, nur mit einer dünnen Lößschicht bedeckten Basalthöhen in den N-W-Ausläufern des Vogelsberges, die zwar die Jäger immer anziehen, dem Ackerbauer aber kaum genügende Lebenskost gewähren. Climbach liegt nahe einer bekannten vorgeschichtlichen Straße, die bei Butzbach von der Weinstraße abzweigt, bei Grüningen in nordöstlicher Richtung den Limes verläßt und über die Amöneburg nach Thüringen führt[1]). Kunkel hat den Ausgrabungsbericht von der Fundbeschreibung getrennt. Dadurch ist vielleicht die bequeme Übersicht gefördert, aber auch Wiederholungen unvermeidlich. Selbst Widersprüchen begegnet man zwischen dem ersten Eindruck und der späteren Feststellung. So liest man im Ausgrabungsbericht, daß der Holzgürtel aus Hügel 4 Grab 3 „ganz den Eindruck eines Laubholzes machte und damit natürlich gleich an die Birke denken ließ" (S. 15), aber S. 29 erfahren wir als Ergebnis der Untersuchung, daß „keinerlei Anhaltspunkte vorhanden, die auf die eine oder andere Holzart schließen lassen könnten." Die Bestimmung dieser Hefte, die ja nicht nur für Fachleute bestimmt sind, bringt es mit sich, daß manches etwas breiter dargestellt ist, als es sonst erforderlich wäre. Aber diese Kleinigkeiten sind bedeutungslos gegenüber dem Wert der Kunkelschen Arbeit, deren eingehende Fundbeschreibung und gute Beobachtung eine wichtige Förderung unserer Kenntnis der hessischen Grabhügel darstellt. Sie sammelt auch in einem besonderen Abschnitt die Parallelerscheinungen zu den Climbacher Funden aus dem Bereiche des Gießener Museums mit eingehender Beschreibung der einzelnen Stücke. Außer über die Climbacher Hügel berichtet Kunkel auch über die Ausgrabung eines Späthallstadt-Grabhügels vom Bobenhäuser Kopf, etwa 15 km weiter dem Vogelsberg zu, mit kennzeichnendem Hals- und Armring (S. 40 f).

Von besonderer Bedeutung ist die Tatsache, daß sich im Hügel 4 des Hombergs ein offenbar bandkeramisches Grab mit einer viereckigen Steinsetzung befand (Nr. 1; Schuleistenkeil!), das, nach dem sorgfältigen Ausgrabungsbefund zu urteilen, augenscheinlich bei der Anlage des Grabhügels zerstört werde. Gräber mit Steinsetzung der Bandkeramiker in der Wetterau brauchen uns nicht zu überraschen, da wir hier ja schon die Benutzung von Megalithgräbern durch die Bandkeramiker kennen[2]). Auch diese anderen Anlagen sind mit Hallstattgräbern verbunden, aber während es sich in diesen Fällen um Brandgräber handelt, werden wir hier wohl nach dem völligen Verschwinden der Knochen — verbrannte Knochen würden sich jedenfalls erhalten haben und wären dem findigen Auge des Ausgräbers sicher

[1]) S. zuletzt: Schumacher, Mainzer Zeitschr. VII (1912), S. 71 ff. und Wolff, Zeitschr. des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. N. F. 40 (1917), S. 94 ff.

[2]) Anthes, Prähist. Zeitschr. V (1913), S. 159 ff.; Wolff, Die südliche Wetterau, S. 84; Frankfurt a. M. und seine Umgegend usw. S. 32 ff.

Digitized by Google

nicht entgangen — Bestattung annehmen müssen. — Ein schnurkeramisches Skelettgrab mit einem schlichten, lederfarbenen Schnurbecher fand sich in Hügel 1 (Grab 2). Auch B 2 ist vertreten durch den Einzelfund eines Bronzedolches in Hügel 4 (Tafel 10, Abb. 21, 16), der, gefunden an der alten N.-S. Straße, ein wichtiges neues Beweisstück für die nördliche Herkunft der süddeutschen bronzezeitlichen Hügelgräberbevölkerung ist und gegen den Einstrom dieser Kultur von Osten spricht (Schumacher, im Nachwort S. 56). Diese scheint vielmehr dieselben Straßen gezogen zu sein, wie vorher die Schnurkeramiker. — Die Hauptfunde unserer Hügel gehören H_4 an, so das besonders reiche Grab 3 aus dem schon mehrfach erwähnten großen Hügel 4, mit gedrehtem Halsring mit Knopfhakenverschluß, Knoten-Fußringen, einem 35 cm langen und 10 cm breiten Holzgürtel mit verziertem Bronzebelag, und Ohrringelchen. Ebenso war der H_4-Bronzebuckel-Gürtel aus Hügel 5 auf einer Holzunterlage befestigt. Holzspuren hat der sorgsame Ausgräber auch sonst beobachtet, so in Hügel 6 Spuren von Holzgefäßen (S. 21), und auch auf den ursprünglichen Holzbau der eingefallenen Grabkammern lassen seine Beobachtungen etwas Licht fallen (bes. Hügel 6). — Wichtig ist die sich aus den Fundvergleichen ergebende Tatsache, daß das gesamte Grabinventar des Hügels 5 (Halsring mit Fußzapfen, Buckelgürtel, kugeliges Schälchen und Ohrringe) fast wörtlich in einem Grab vom Gießener Exerzierplatz[1]) wiederkehrt. In dem Verzeichnis der Seitenstücke sind folgende Späthallstattfunde aus der hessischen Provinz Oberhessen gesammelt: Gedrehte Halsringe mit Hakenverschluß (10), Halsringe mit langen Fußzapfen (7), Knotenringe (16), Bronzeblechgürtel (2), Gürtel aus Bronzebuckeln auf Holz u. a. Unterlagen von mindestens 6 Fundplätzen und Gefäße mit Strichverzierung (16). Zu den neolithischen Funden ist das hessisch-oberhessische Parallelmaterial für Schuhleistenkeile und Schnurkeramik gesammelt. Die Mitteilung, daß im Landesmuseum Darmstadt sich keine schnurkeramischen Funde aus diesem Gebiet befinden, dürfte auf einem Irrtum beruhen, denn dort stehen die schönen schnurkeramischen Funde aus einem Hügel der Gräbergruppe am Limes bei Holzheim, den Kofler gelegentlich der Limesuntersuchungen ausgegraben hat[2]) und die von Schumacher veröffentlicht worden sind[3]). — Die geringen Spät-Latène-Funde aus Hügel 4 finden ihr Gegenstück in reicheren Funden von Mainzlar und in den germanischen Brandgrabhügeln am Wittstrauch in den Lahnbergen südöstlich von Marburg[4]) mit ihrer fast hallstättisch anmutenden Keramik. Schumacher ist (Nachwort S. 57) geneigt, diese Kultur mit den Usipiern in Zusammenhang zu bringen, da auf sie der Befund gut paßt, und sich die Funde von den mattiakischen (Dünsberg), chattischen (Alteburg bei Niedenstein) und suebischen (Nauheim) deutlich abheben. — Alle Hallstattgräber des Hombergs sind, und das ist für die Beurteilung der Bevölkerung wichtig, Skelettgräber, im Gegensatz zu dem knapp eine Stunde entfernten Gräberfeld bei Mainzlar, dessen baldige Veröffentlichung Kunkel in Aussicht stellt. — Auch für die Steinkranz-Setzung und die menhirartigen aufrechten Steine an Grabhügeln bringen die Muschenheimer und Climbacher Hügel Stoff.

Der rührigen Leitung des Gießener Museums kann man zu diesen Anfängen seiner neuen Veröffentlichung nur herzlich gratulieren, und ihr und der selbstlosen Opferwilligkeit des Geh. Kommerzienrats Gail, der nicht nur die Mittel für die Grabungen, sondern

[1]) v. Schlemmer, Ergänzungsheft zu Mitteil. d. oberhess. Geschichts-Ver. X (1902), S. 31 f.

[2]) Limesblatt 1894, Sp. 353 f.

[3]) Altertümer u. heidn. Vorz. V, Taf. 49, Nr. 867 ff. Eins der Gefäße ist auch Zeitschr. f. Ethnol. 1906, S. 36, Abb. 12, abgebildet.

[4]) Wolff, Zeitschr. d. Vereins f. hessische Geschichte u. Landeskunde. N. F. 42 (1919), S. 132 ff.

Digitized by Google

auch für die Nutzbarmachung der wichtigen Funde für die Wissenschaft bereitgestellt hat, dankbar sein. Die schmucken Hefte mit ihren guten Tafeln sind ein erfreuliches Zeichen vom arbeitsfreudigen Leben und Streben der heimatlichen Forschung in trüber Zeit.

Marburg a. d. Lahn. Walther Bremer.

Hans Virchow, Die menschlichen Skeletreste aus dem Kämpfeschen Bruch im Travertin von Ehringsdorf bei Weimar. Jena (G. Fischer) 1920. 141 Seiten mit 42 Abbildungen im Text und 8 Tafeln.

Die menschlichen Skeletreste, welche in den letzten Jahren in einem der Kalksinterbrüche des Ilmtales zutage getreten sind, haben eine eingehende Würdigung erfahren, deren Ergebnisse in einem stattlichen Bande gedruckt vorgelegt werden. Es handelt sich um Reste von zwei Individuen, die gelegentlich von Sprengungen freigelegt wurden: den Unterkiefer eines Erwachsenen, und 25 m davon entfernt Teile eines Kinderskelettes. Von den letzteren haben lediglich der Unterkiefer und die erhaltenen Zähne aus dem Oberkiefer wissenschaftliche, und zwar besondere Bedeutung. Denn die Probleme, welche sich auf die Kenntnis der Zahnkrone stützen, sind bei den anderen Funden diluvialer Kiefer wegen der Abkauung der Zähne in der Regel ausgeschaltet. Das Kind dagegen befand sich im Zahnwechsel und seine Zähne sind sämtlich wenig abgekaut, z. T. noch gar nicht benutzt, „ein ganz köstliches Material, um auf eine Reihe von Fragen, welche sonst den Gegenstand weitschweifiger, aber unfruchtbarer Erörterungen zu bilden pflegen, kurze, sonnenklare Antworten zu geben" (S. 2).

Beide Unterkiefer sind, soweit überhaupt erhalten, infolge der besonderen Art ihrer Auffindung nur in Stücken geborgen. Denn von einer „Ausgrabung" kann bei den Fundstätten im Ilmtale nicht geredet werden; man ist ganz auf den Zufall angewiesen, ob die in dem Gestein liegenden Zeugnisse des Menschen und seiner Tätigkeit bei den Sprengungen und der Herrichtung der Werksteine zutage treten oder nicht. Auf die Zusammensetzung der beiden Kiefer ist sehr viel Sorgfalt verwendet worden. Der Verfasser knüpft an die Schilderung dieser Tätigkeit die Mahnung, mit dem Zusammensetzen in derartigen Fällen nicht zu eilig zu sein. An den einzelnen Bruchstücken können nämlich manche wertvollen Feststellungen gemacht werden, welche nach ihrer Vereinigung unmöglich sind; diese sollten daher stets zuvor schriftlich und bildlich festgelegt werden.

Bei dem Kiefer des Erwachsenen handelt es sich um einen isolierten menschlichen Rest. Ob der ganze Körper des Kindes am Fundorte lag und nur durch die Sprengung auseinandergerissen und teilweise vernichtet worden ist oder nicht, bleibt unklar.

Im Anschluß an diese einleitenden Darlegungen werden die geologischen Verhältnisse des dem Altpaläolithikum angehörenden Fundplatzes geschildert, soweit das für die Beurteiler nötig ist, welche das Ilmtal noch nicht kennen. Im übrigen wird auf Arbeiten der Herren Pfeiffer und Sörgel verwiesen.

Die darauffolgende Darstellung der Kiefer ist sehr gründlich, sowohl in der Behandlung des Knochengerüstes wie auch der Zähne. Aber über die reine Beschreibung der Reste und die Behandlung ihrer Stellung im Rahmen der verschiedenen anthropologischen Gruppen hinausgehend sind diese Hauptkapitel des Buches wertvolle Beiträge zur Anatomie des menschlichen Unterkiefers überhaupt. Unterstützt werden die Ausführungen durch Tafeln und Textbilder von hoher technischer Vollendung, welche dem Verfasser — und in der gegenwärtigen Zeit auch dem Verleger — zur Ehre gereichen.

Aus diesen Hauptkapiteln ergibt sich die Zugehörigkeit der Kiefer zu dem Formenkreis des Homo neanderthalensis. Das Kind war 10 Jahre alt; den Erwachsenen schon für senil zu halten, liegt kein Grund vor. Einige Merkmale an dem letzteren Kiefer scheinen

Digitized by Google

für weibliches Geschlecht zu sprechen. Nicht zu beantworten ist die Frage, ob die Menschen, von denen jene Reste stammen, die Träger der Ehringsdorfer Kultur waren. Es muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß diese Menschen dem Kannibalismus zum Opfer gefallen sind; aber das können sie sowohl als Angehörige der Ehringsdorfer Bevölkerung wie auch als solche einer fremden Rasse.

Sehr eingehend sind die Schlußbetrachtungen über die Beziehungen der Ehringsdorfer Kiefer zur Neanderthalrasse. Durch sie werden die zahlreichen in den Hauptkapiteln niedergelegten Einzelbeobachtungen und Vergleiche ausgewertet. Verfasser ist der Auffassung nicht abgeneigt, „daß es unter den Frühpaläolithikern mehrere Rassen gegeben habe. Aber bis jetzt sind die Funde einer solchen Annahme nicht günstig gewesen. Diejenigen Untersucher, die sich durch Sorgfalt und Sachkenntnis auszeichnen, wie Schwalbe und Boule, haben übereinstimmend die große Gleichartigkeit der Menschen jener Epoche hervorgehoben" (S. 134). Die kritische Betrachtung der Besonderheiten, durch welche die Ehringsdorfer Kiefer von anderen frühpaläolithischen sich unterscheiden, ergibt, daß diese Merkmale für die Aufstellung einer besonderen anthropologischen Gruppe nicht ausreichen. Damit ist nicht gesagt, „daß sie gänzlich ihren Wert verlieren; nur können sie nicht mehr unbedingt als Merkmale einer ‚Ehringsdorfer Rasse' gelten" (S. 136). Stellt man die Züge in den Vordergrund, die bei beiden Kiefern vorkommen, „so sind es die gleichen, die auch bei anderen Frühpaläolithikern gefunden worden sind. Innerhalb des Rahmens dieser wird man also wohl den Ehringsdorfer Menschen belassen müssen. Ob man von einer besonderen Rasse oder Unterrasse oder von einem besonderen Lokaltypus zu sprechen habe, darüber wird man sich einstweilen nicht mit völliger Bestimmtheit äußern können; für die Annahme einer eigenen Spezies aber scheinen mir keine Gründe vorzuliegen, vielmehr der Ehringsdorfer Kiefer dem Typus einzureihen, den man zur Zeit als den des Neanderthalers bezeichnet" (S. 138).

So trotzt der Verfasser dank unbestechlicher Objektivität allen Verlockungen zu weitschauenden, aber unfruchtbaren Erörterungen, welche die Diagnose bietet. Und in seiner Gründlichkeit und Sachkenntnis liegt die innere Berechtigung dafür, daß das Werk dem Andenken Gustav Schwalbes gewidmet ist.

Heidelberg, Sommer 1921. **Ernst Wahle.**

Alfred Götze, Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Ostprignitz. Berlin 1907. VI und 30 Seiten; 37 Abbildungen und 2 Tafeln.

Derselbe, Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Westprignitz. Berlin 1912. XII und 54 Seiten; 79 Abbildungen und 5 Tafeln.

Derselbe, Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler der Kreise Lebus und Stadt Frankfurt a. O. Berlin 1920. XXIII und 81 Seiten; 168 Abbildungen und 4 Tafeln. Gesamtpreis aller Hefte 6 Mark.

Götze hat die große und wichtige Aufgabe übernommen, die Altertümer der Mark Brandenburg allmählich in genauen Kreisinventaren möglichst vollzählig und übersichtlich geordnet zu veröffentlichen. Eine solche Zusammenstellung ist für die Mark von ganz besonderem Werte, da eine erschöpfende Gesamtdarstellung der märkischen Vorgeschichte leider immer noch fehlt trotz der wichtigen Stellung, die diese Provinz in ihrer Mittellage zwischen den verschiedenartigen Kulturen in Nord und Süd, in Ost und West einnimmt. Dazu kommt, daß in Berlin zwar zwei große Museen bestehen, die märkische Vorzeitforschung betreiben, daß aber keins von ihnen eine die ganze Provinz überspannende planmäßige Sammeltätigkeit aller Funde oder Fundnachrichten ausübt und die Stellung eines Provinzialmuseums versieht, d. h. den Mittelpunkt aller der vielen kleineren und kleinsten für

Digitized by Google

die Vorgeschichte wirkenden Kreise bildet. So kommt es, daß die Lokalmuseen und Privatsammlungen in Brandenburg eine größere Bedeutung haben als in den meisten anderen Provinzen und daß die Zersplitterung der Funde in kleine und kleinste Sammlungen in einem Grade ausgeartet ist, die fast an die Zustände in Thüringen erinnert. Wie nun Götze vereint mit Höfer und Zschiesche das bekannte Sammelwerk der thüringischen Altertümer trotz der Unzahl der dortigen Sammlungen geschaffen hat, so hat er sich allein an die Zusammentragung der märkischen Funde gemacht. Er erstrebt dabei einmal möglichste Vollständigkeit seiner Zusammenstellung und dann genaue Feststellung der einzelnen Fundstellen im Gelände. So hat er nicht nur die überaus mühevolle und zeitraubende Zusammentragung aller, auch der ältesten Fundnachrichten aufs gründlichste ausgeführt, sondern auch das in Frage kommende Gebiet bereist, um die Lokalsammlungen aufzunehmen und die genaue Lage der Fundstellen innerhalb der Feldmark zu ermitteln. Bei der Größe des Unternehmens lag es nahe, es in Abschnitten an die Öffentlichkeit zu bringen. Hierfür boten sich die Kreise als praktische Untergruppen. Die knappe, aber übersichtliche Form, in der Götze den Fundstoff vorlegt, erscheint mir als die geeignetste von allen ähnlichen Inventarwerken. Ich gehe nicht näher auf die Art der Anlage ein, da ja jeder, der an diesen Fragen Anteil nimmt, bei dem ungewöhnlich billigen Preis der erschienenen Hefte selbst die Arbeiten erwerben oder in die Hand bekommen wird. Nur einen Punkt möchte ich hervorheben. Nach dem Vorwort zum Hefte „Westprignitz" gedenkt Götze nach Bearbeitung aller Kreise als Einleitung zu dem Gesamtwerke neben einer kurzgefaßten Darstellung der märkischen Vorgeschichte eine archäologische Karte zu geben, ganz entsprechend dem Altertümerwerke Thüringens. Demgegenüber möchte ich schon jetzt den dringenden Wunsch aussprechen, von dieser bisher freilich üblichen Zusammendrängung der Zeichen für die Funde aller Zeiten auf eine einzige Karte Abstand zu nehmen, da solche Karten völlig unübersichtlich sind. Sollen Fundkarten wirklich brauchbar sein und den Wechsel und die Fortentwicklung der Besiedlung und der Kulturen in der Vorzeit augenfällig machen, so ist eine Anfertigung mehrerer Karten — für jede Hauptepoche eine — unbedingt erforderlich. Man vergleiche nur einmal die vier Zeitsiedelungskarten in Lissauers Denkmälerwerk Westpreußens mit dessen Gesamtfundkarte am Ende des Buches. Trotz ihrer Kleinheit geben sie einen guten Einblick in die Siedelungsgeschichte des Landes, während die große Hauptkarte mit ihrem Gewirr verschiedenfarbiger und vielartiger Zeichen dies auch bei emsigen Bemühen kaum zuläßt. Setzt man also an die Stelle der einen wandkartengroßen Tafel vier oder fünf kleinere, handlichere Zeitstufenkarten, so ist dem Leser durch Vergleich dieser Karten eine gute Handhabe zum Verständnis der Vorgeschichte gegeben, während es leider gewöhnlich das Schicksal der mit so vieler Mühe hergestellten großen Gesamtkarten ist, zusammengefaltet und kaum benutzt in ihrer Mappe zu ruhen. Die alle Funde eines Gebietes darstellenden Karten sind eigentlich nur für die zuständigen Lokalforscher von Belang, zu deren Arbeitsbereich das Land gehört; solche Darstellungen sind ja im Museumsbetrieb auch unbedingt erforderlich. Aber selbst hier ist eine so große zusammenhängende Karte unhandlich; sie wird daher meist in viele kleine Teile zerlegt. Und damit komme ich auf eine meines Ermessens erhebliche Lücke in dem sonst so gut eingerichteten märkischen Altertümerwerke. Es sind den einzelnen Heften keine Karten der behandelten Kreise mitgegeben worden. In diesen kleinen Ausschnitten des Gesamtgebietes können sehr gut auf einer einzigen Karte, die die wichtigsten physikalischen Züge des Geländes und die Grenzen der Feldmarken wiedergibt, alle Funde eingezeichnet werden, in der Art, wie wir es eben für die Hauptkarte abgelehnt haben. Sie bieten die für den Lokalforscher, den Ortsansässigen oder den für diese Gegend aus anderen Gründen näher Interessierten ein genaues Bild vom Stande der Forschung und unseres Wissens von der vorzeitlichen Besiedlung dieses Gebietes. Da der Umfang eines Kreises nicht so bedeutend ist, kann für die Karte ein verhältnismäßig großer Maßstab gewählt werden, was für die genaue Einzeichnung der einzelnen Fundstellen sehr erwünscht ist, ohne daß das Format der Karte unhandlich wird. Daß eine solche

Digitized by Google

Kreiskarte auch für jeden anderen Fachmann und Benutzer der Kreisinventare von Wert ist, besonders da bis zur Veröffentlichung der Gesamtkarten der Mark doch noch lange Zeit verstreichen wird, braucht nicht betont zu werden. Götze hat einen gewissen Ersatz für die Kreiskarte dadurch gegeben, daß er bei jedem Fundort seine Entfernung und Himmelsrichtung vom nächsten größeren Ort hinzufügt. Mit diesen Ausführungen möchte ich natürlich nicht dem Verfasser eine Versäumnis vorwerfen; ich nehme vielmehr an, daß Götze aus Sparsamkeitsgründen auf Beilage von Kreiskarten verzichten mußte. Desto dringender muß aber auf diese bedauerliche Lücke hingewiesen werden, damit die Provinz die verhältnismäßig geringen Mehrkosten aufwendet, um dem für die Wissenschaft und die märkische Kulturgeschichte so wichtigen und in seiner Ausführung so gediegenen Werke seinen vollen Wert zu verleihen.

Das erste, bereits 1907 herausgekommene Heft über die Ostprignitz bedarf heute naturgemäß bereits schon mancher Ergänzungen. Da von Götze ein Nachtrag wohl erst beim Abschluß des Werkes zu erwarten ist, möchte ich dem Benutzer des Heftes die entstandenen Lücken, die mir aufgefallen sind, kurz angeben. Die Forschung hat in der Ostprignitz nach dem Erscheinen von Götzes Kreisverzeichnis einen lebhaften Aufschwung genommen, dessen Hauptträger der Begründer und Leiter des Museums in Heiligengrabe Paul Quente war. Er hat die Ergebnisse seiner Grabungen und Untersuchungen in der Prähistorischen Zeitschrift Bd. III, S. 156; IV, S. 214, 439, 440; V, S. 282; VI, S. 180, im Mannus V, S. 340, 344; VI, S. 97 und in den Prignitzer Volksbüchern Heft 39 veröffentlicht. Durch den Tod Quentes im Felde ist das Aufblühen des jungen Museums in Heiligengrabe leider jäh abgeschnitten worden. Außerdem haben in dem Kreise neuerdings sowohl das Märkische Museum (Zeitschr. f. Ethn. 1912, S. 413; 1914, S. 438; Korrespbl. f. Anthr. 1913, S. 91) als auch das Berliner Museum für Völkerkunde (Spätlatènezeitliches Gräberfeld von Dehlow; noch unveröffentlicht. Vgl. Jahn, Bewaffnung der Germanen. S. 230, 160) umfangreiche Grabungen ausgeführt. Die ziemlich reichen Bestände an Ostprignitzer Fundstücken im Prenzlauer Museum sind Götze entgangen. Sie liegen seit 1909 in Blumes Verzeichnis der Sammlungen des Prenzlauer Museums veröffentlicht vor. Es sind Funde aus allen Epochen von 14 Fundstellen (s. Blumes Zusammenstellung auf S. 72). Endlich vermisse ich die kaiserzeitlichen Funde von Berlitt, die 1901 ins Märkische Museum gelangten (Monatsblätter der Brandenburgia XII (1903—1904), S. 364; XIII (1904—1905), S. 373 bis 376; Kiekebusch, Landeskunde, S. 431f. und Tafel 16). Sie sind bei der von Götze hervorgehobenen Seltenheit von Funden aus der Kaiserzeit von besonderer Wichtigkeit. Die Hausurne von Luggendorf kann nicht in die Latènezeit gesetzt werden, da eine Gleichaltrigkeit mit den angeblich darin gefundenen spät(!)-latènezeitlichen Fibeln augenscheinlich ausgeschlossen ist, worauf neuerdings auch Behn (Präh. Zeitschr. X, S. 78) hingewiesen hat. Die von Götze in der Einleitung zum Kreisverzeichnis mehrfach betonte Annahme, daß die Kultur der Ostprignitz einen etwas hinterwäldlerischen Eindruck mache, ist von Kossinna mit Recht abgelehnt worden (Mannus II, S. 239f.).

Bei dem umfangreicheren Heft über die Westprignitz von 1912 sind noch keine Nachträge wichtigerer Art zu machen; wenigstens sind mir keine aufgefallen. Die Forschung ist in diesem Nordwestzipfel der Mark in den letzten Jahren nicht so fortgeschritten wie in dem östlichen Nachbarkreis. Die im Mannus IV, S. 333f. aufgeführten neuen bronzezeitlichen Depotfunde aus der Westprignitz konnte Götze bereits verwerten und die wichtigsten Stücke auf den ausgezeichneten Tafeln wiedergeben. Die Einleitung zu dem Hefte bringt eine gute Übersicht über die Vorgeschichte des Kreises. Wie wertvoll Götzes Sammeltätigkeit besonders für solche Gräberfelder sind, die zu den verschiedensten Zeiten von den verschiedensten Seiten meist planlos ausgebeutet worden sind und deren Funde in alle Winde verstreut sind, dafür bietet sein knapper, aber alles Wichtige erwähnender Bericht über die beiden Gräberfelder der Latènezeit und Kaiserzeit von Milow ein gutes Beispiel. Erst durch seine

Digitized by Google

Zusammentragung der ganz zersplitterten Literatur [1]) und der auf mindestens sieben Sammlungen verteilten Funde ist ein einigermaßen klares Bild über die Bedeutung dieser Fundstätten zu gewinnen.

Das kürzlich herausgekommene Heft über den Kreis Lebus und die Stadt Frankfurt a. O. übertrifft die beiden Prignitzer Hefte ganz beträchtlich an Umfang. Schon die einleitende Übersicht über die Vorgeschichte des Kreises ist viel breiter angelegt. Götze benützt die Gelegenheit, einen Abriß der Entwicklung der Lausitzer Kultur dieser Gegend zu geben, der von allgemeinerer Bedeutung ist. Wir können hier nur auf ihn hinweisen und hoffen, bei Gelegenheit auf den Inhalt dieser Ausführungen näher einzugehen. Ihr Wert liegt in der Aufteilung der Kulturformen auf die einzelnen Zeitstufen des Systems von Montelius und in der tieferen Durchdringung des sogenannten Göritzer Typus. Die vielen dabei von Götze angeschnittenen Fragen bedürfen sicher noch weiterer Aussprache und Klärung, doch wird man mit gutem Recht diesen Abschnitt zu den wichtigsten neueren Arbeiten über den Lausitzer Typus zählen dürfen. Ein weiterer Nachweis von größerem Belang ist die Feststellung Götzes, daß das Oderbruch, das heute bei Wegfall der Oderdeiche ständig Überschwemmungen ausgesetzt sein würde, in der Vorzeit dicht besiedelt war und daß die Niederungen der Mark, wie jetzt schon an verschiedenen Stellen nachgewiesen werden konnte, früher trockener und für menschliche Besiedelung geeigneter waren als in geschichtlicher Zeit. Dieses Ergebnis steht im schärfsten Gegensatz zu der bisher ziemlich allgemeinen Annahme, daß die Wasserverhältnisse in vorgeschichtlicher Zeit für den Menschen ungünstiger waren. Zu dem Fundverzeichnis selbst möchte ich nur bemerken, daß Götze den Jahrgang 1919 des Lebuser Kreiskalenders, in dem Mirow die Eisenzeit des Kreises Lebus behandelt, nicht mehr verwerten konnte. Mir fiel in diesem als von Götze noch nicht angeführt ein hübsches frühkaiserzeitliches Gefäß von Zechin (S. 11, Abb. 7, 3) auf. Nach der Abbildung der Eisenschere von Jahnsfelde im Kreiskalender 1919, S. 15, Abb. 10 ist dieser Fund mit Sicherheit in die slawische Zeit zu setzen, während Götze ihn auf S. 27 als möglicherweise kaiserzeitlich angibt [2]). Recht beherzigenswert ist Götzes Mahnung auf S. XXI, den Fundort grundsätzlich nach der Feldmark zu benennen, in der der Fund gemacht wurde. Jeder Fachmann weiß ein Klagelied darüber zu singen, wieviele Fehler und Mißverständnisse durch ungenaue oder verschiedenartige Benennung eines und desselben Fundes schon entstanden und wie schwer solche Fehlerknäuel zu entwirren sind. Leider sind auf den deutschen Meßtischblättern die Gemarkungsgrenzen so schwer entzifferbar, daß beinahe ein besonderes Studium und ein sehr scharfes Auge dazu nötig sind, um sie zu erkennen.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß es dem Verfasser gelingen möge, in rascher Folge die noch fehlenden 27 Kreise herauszubringen und sein in so großem Stile angelegtes Sammelwerk in der gediegenen Weise, wie es begonnen wurde, zu vollenden.

Breslau, Mai 1921. **M. Jahn.**

---

[1]) Vielleicht hätte noch Brunners kurzer Bericht über ein im Museum für Völkerkunde befindliches Urnengrab von Milow in den Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1899, S. 88 angeführt werden können.

[2]) Auf die Irrtümer, die Götze bei der Schilderung der Kaiserzeitfunde von Markendorf S. 37f. untergelaufen sind, habe ich bereits in meinem Buch über den Reitersporn S. 123, hingewiesen.

Digitized by Google

IV. Nachrichten.

Oskar Montelius †.

Am 4. November 1921 starb zu Stockholm an Lungenentzündung unser Ehrenmitglied der Reichsantiquar i. R. Professor Dr. Oskar Montelius in seinem 79. Lebensjahre. Das nächste Heft des Mannus wird eine ausführliche Würdigung der wissenschaftlichen Persönlichkeit des Mannes bringen, den die Vorgeschichtsforscher nicht nur Schwedens sondern ganz Europas seit Jahrzehnten als ihren Lehrmeister, seit langem auch als ihren Alterspräsidenten hoch verehrten und dessen Tod der schmerzlichste Verlust ist, den unsere Wissenschaft bis dahin erlitten hat.

Eugen Bracht †.

Mitte November 1921 starb zu Darmstadt im 80. Lebensjahre, gleichsam als hätte er den großen Huldigungen aus dem Wege gehen wollen, die ihm sein 80. Geburtstag gebracht haben würde, unser Ausschußmitglied der unvergleichliche, echt deutsche Landschaftsmaler Eugen Bracht. In ihm ist ein Künstler dahin gegangen, der das gediegene Können der älteren deutschen Schule mit dem verfeinerten Farbenempfinden der jüngeren in sich vereinigte. Wie für Gabriel Max hatte auch für ihn die Hinterlassenschaft der vorgeschichtlichen Zeit einen mächtigen Reiz. Doch sammelte er nicht wie jener wahllos aus allen Ländern und Zeiten, sondern er forschte mehr, als daß er sammelte und tat dies in weiser, echt wissenschaftlicher Beschränkung auf ein engeres Gebiet, die Feuersteintechnik der Steinzeit. Bekannt ist seine Ausgrabung der paläolithischen Höhle Buchenloch bei Gerolstein i. d. Eifel und sein Buch darüber (Trier 1883), ebenso seine Grabungen in der Lüneburger Heide, die er im „Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine" von 1888 veröffentlicht hat. Aus neuerer Zeit nenne ich noch seine beiden Vorträge bei unserer Koblenzer Hauptversammlung: „Die Orientierung von Steingerätabbildungen auf Tafeln" und „Über rohe Melaphyr-Geräte unbekannten Alters von Trosky in Böhmen" (Mannus IV, 1912, S. 36ff.), endlich seinen Vortrag bei der „Paläethnologischen Konferenz in Tübingen": „Die ältesten Spuren der Neolithikums auf Rügen" (Beiheft zum Korr.-Bl. d. deutschen Gesellsch. f. Anthr. 1911, S. 12—19).

Bracht gehörte seit 1909 auch innerlich zu unserer Gesellschaft und war bis zum Kriege ein treuer Besucher unserer Hauptversammlungen.

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen u. Kugelflaschen.

Von Gustaf Kossinna.

Mit Textabbildungen und 3 Karten.

III. Kugelflaschen.

Mit 1 Karte (Tafel VIII) [1]).

Die Trichterbecher und Kragenfläschchen verlassen zu ein und derselben Zeit und auf gleichen Wegen Schleswig-Holstein und Jütland, indem sie am Ende der Dolmenzeit ihre Hauptauswanderung von Schleswig-Holstein nach dem Gebiet zwischen unterer Weser und Ems und weiter nach Drenthe ausführen, während ein kurzer dünner Strang der Ausbreitung über die dänischen Inseln nach Rügen und Vorpommern läuft und dort abreißt. Etwas später fällt dann ein stärkerer Zug von Ost-Jütland über die dänischen Inseln nach der Weichselmündung, die Weichsel aufwärts bis Thorn dann durch Posen und Schlesien einesteils nach der oberen Weichsel (bei den Kragenfläschchen auch ins westpolnische Gebiet zwischen Oder und Weichsel), andernteils nach Nordostböhmen ins oberste Elbgebiet und von hier an die mittlere Saale und den Harz. Die Kragenfläschchen allein gehen dann ganz vereinzelt über West-Thüringen nach Kurhessen und der Rheinpfalz.

Ganz anders verhält sich die dritte der drei Gefäßarten die in den Dolmen des östlichen Dänemarks und des östlichen Schleswig-Holsteins sei es einzeln, sei es vereint erscheinen, die Kugelflaschen. Sie gehen in der Dolmenzeit südwärts über Schleswig nicht hinaus und erscheinen auch in der alten Ganggrabzeit nur selten noch in Holstein und Rügen nebst Vorpommern. Den Zug der Trichterbecher und Kragenfläschchen von Schleswig-Holstein nach Nordwestdeutschland machen sie ebensowenig mit, wie den etwas späteren von Jütland über Seeland nach der Weichselmündung. Nur bei dem kurzen und dünnen Ausbreitungsstrich jener beiden Dolmengefäße über Seeland nach Rügen und Vorpommern sind auch die Kugelflaschen vertreten. Während aber für die beiden erstgenannten Gefäßarten die Ausbreitung nach dieser Richtung in Vorpommern und in der Uckermark abbricht, beginnt hier für die Kugelflaschen eine Zeit neuer Entwicklung und stärkster Ausbreitung sowohl nach Süden, Südwesten, als auch nach Osten, Südosten, die in die mittlere und jüngere Ganggrabperiode fällt. — Hier folgt vorläufig nur das Verzeichnis der Funde. Die Darstellung der Entwicklung mit zahlreichen Abbildungen soll Band 14 des Mannus bringen.

[1]) Durch Unachtsamkeit des Buchbinders ist Tafel VIII, die erst zu den nachstehenden Tabellen gehört, schon dem 3. Heft beigeklebt worden. Beim Einbinden kann das Versehen leicht richtiggestellt werden.

Digitized by Google

3. Kugelflaschen: Tafel VIII.

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Herred	Amt	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Dolmenform.			
				Dänemark.			
1	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 8580	Hansen, Ä. M., S. 61
1a	1	?	?	?	?	Kopenhagen o. Nr.	Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 1 f
2	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 11034	Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 1 g
3	1	?	?	?	?	Kopenhagen 616	Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 5 Worsaae, Nordiske Oldsager Abb. 102 Madsen, Afbildn. St., Taf. 45, Abb. 20
				Jütland.			
4	2	?	?	?	—	Kopenhagen A 12001, 12002	Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 3 a u. 6
5	3	Stenvad (Horsemoor)	Gläsborg	Nord-H.	Randers	Kopenhagen A 8090, 8284, 8285	Hansen, Ä. M., S. 7, Nr. 1a, S. 13, 61 S. Müller, Aarb. 1913, S. 265, Abb. 27
6	2	Vegerslev	Vegerslev	Nord-H.	Randers	—	Nordmann, Aarb. 1917, S. 276
7	1	Aarslev	Aarslev	Hasle	Aarhus	Aarhus 4080a	Friis Johannsen, Aarb. 1917, S. 142 u. 143 Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 1 h u. S. 15

Digitized by Google

8	1	Tovstrup	Hover	Hind	Ringköbing	Kopenhagen 5 487	S. Müller, Kunst, Abb. 72 Kossinna, D. dtsche. Vorgesch. 2, Abb. 5 Hansen, Ä. M., (S. 5) S. 9, Nr. 8
9	1	Sorum	Bröndum	Skads	Ribe	--	Friis Johannsen, Aarb. 1917, S. 131—135, Abb. 1—5 Hansen, Ä. M., S. 15 S. Müller, Kunst, Abb. 69
10	1	Sädding	Guldager	Skads	Ribe	—	Friis Johannsen, Aarb. 1917, S. 135—139, Abb. 6—8 S. Müller, Kunst, Abb. 69 Hansen, Ä. M., S. 15
				Seeland.			
11	1	?	?	?	?	Kopenhagen 3 176	Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 4a
12	1	?	?	?	?	Kopenhagen 2 061	Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 7a
13	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 5 090	Hansen, Ä. M., S. 9, Nr. 9
14	1	?	?	?	?	Kopenhagen A 1 882	Hansen, Ä. M., S. 9, Nr. 9
15	1	Hjortegaarden	Draaby	Horr	Frederiksborg	Kopenhagen A 5 388	Madsen, Gravhöie, Bd. I, Taf. IV, 9a Kossinna, D. dtsche. Vorgesch. 2, Abb. 7 Hansen, Ä. M., S. 8, Nr. 1e, S. 14
16	1	Dyrhavegaard	Lyngby	Sokkelund	Kopenhagen	Kopenhagen	Petersen, Aarb. 1881, S. 345
17	1	Christiansholm	Gjentofte	Sokkelund	Kopenhagen	Kopenhagen	Hansen, Ä. M., S. 9, Nr. 9

Digitized by Google

Kugelflaschen, Dolmenform (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Herred oder Kreis	Amt oder Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
18	2	Ølstykke	Ølstykke	Ølstykke	Frederiksborg	Kopenhagen A 9 680	S. Müller, Nord. Fortidsm. Bd. I, S. 157, Abb. 45 Hansen, Å. M., S. 7, Nr. 1b, S. 13
19	2	Fembøjgaarden	Vig	Od	Holbæk	Kopenhagen 25 358 u. 25 359	S. Müller, Aarb. 1911, S. 282 ff. Hansen, Å. M., S. 8, Nr. 4b, S. 9, Nr. 7 b, S. 12 u. 13
20	1	Rakkev	Rakkev	Art	Holbæk	Kopenhagen A 5 256	Petersen, Aarb. 1881, S. 345 u. 346 Hansen, Å. M., S. 8, Nr. 2, S. 13
21	1	Topshöi	Lynge	Alsted	Sorö	Kopenhagen A 3 490	Petersen, Aarb. 1881, S. 346 Hansen, Å. M., S. 8, Nr. 1d, S. 13
22	2	Brunemose	Tjustrup	Ø. Flakkebjerg	Sorö	Kopenhagen A 2 070	Petersen, Aarb. 1881, S. 346 Hansen, Å. M., S. 7, Nr. 1c, S. 13
23	1	Aggersö	Aggersö	W. Flakkebjerg	Sorö	Kopenhagen 107	Petersen, Aarb. 1881, S. 346
24	1	Dyrlev	Beldringe	Baarse	Præstö	KopenhagenMMLX1	Petersen, Aarb. 1881, S. 346
				Möen.			
25	1	Bogö	Bogö	Möenbo	Præstö	Kopenhagen A 4 306 u. 4 310	Petersen, Aarb. 1881, S. 345, Anm.

Digitized by Google

				Schleswig-Holstein.			
26	1	?	?	Nordschleswig	Schleswig	Kopenhagen	S. Müller, Aarb. 1913, S. 262, Abb. 22
27	1	?	?	?	Schleswig-Holstein	Kiel K. S. 691	S. Müller, Kunst, Abb. 70 Mestorf, Vorgesch. Altert., Abb. 132
28	1	Gjenner	Osterlügum	Apenrade	Schleswig	Kiel	Kossinna, D. dtsche. Vorgesch. 2, Abb. 6 Kossinna, D. dtsche. Vorgesch. 2, S. 240 Abb. folgt
29	1	Tondern	Tondern	Tondern	Schleswig	Kopenhagen 81	Petersen, Aarb. 1881, S. 346
30	1 (einhenkelig flachbodig)	Norby	Riesby	Eckernförde	Schleswig	Kiel K. S. 10 851	Kossinna, D. dtsche. Vorgesch. 2, S. 240 Abb. folgt
				Pommern.			
31	1 henkellos	Vorwerk Treuen	—	Grimmen	Stralsund	Privatbesitz (Geolog.-paläont. Institut Greifswald)	Kossinna
32	1	Zarrenthin	Jarmen	Demmin	Stettin	Stettin	Schumann, Stzgr., S. 64 Kossinna, Mannus II, S. 164, Abb. folgt
				Kugelflaschen (Übergangsform).			
nicht auf d. Karte	nur die Hälfte eines Halses aus Stierhorn	Svendborg	Svendborg	Svendborg	Fünen	Kopenhagen	Aarb. 1913, S. 272, Abb. Kossinna, D. Indogerm. I, Abb. 1.
				Schleswig-Holstein.			
1	1 (m. flachem Boden)	Lönt	Starup	Hadersleben	Schleswig	—	Madsen, Afb. St., Taf. 44, Abb. 11 S. Müller, Aarb. 1913, S. 303 S. Müller, Kunst, Abb. 104

Digitized by Google

Kugelflaschen, Übergangsform (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
1a	1 (m. flachem Boden)	Gönnebek	Bornhöved	Segeberg	Holstein	Kiel K. S. 12 850	Mitt. v. F. Knorr, Kiel Abb. folgt
2	1 (m. flachem Boden)	Heiligenhafen	—	Oldenburg	Holstein	Kiel K. S. 8 237	Kossinna, D. dtsche. Vorgesch. 2, S. 240
3	1 (m. flachem Boden)	Breitenburg	Münsterdorf	Steinburg	Holstein	Kiel K. S. 13 836	Mitt. v. F. Knorr, Kiel Abb. folgt
4	6	Gingst	—	Rügen	Stralsund	Stralsund	Baier, Zschr. f. Ethn. 1896, Verh., S. 351 ff., Abb. 3 bis 5, 8—10 Kossinna, Mannus II, S. 62 u. 70 Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 52, Abb. 206

Kugelflaschen jung (West). ●

Mecklenburg-Schwerin.

1	1	Remlin	—	R. A. Gnoien	—	Schwerin	Mekl. Jhb. 1845, S. 259 Brunner, Stz. Ker., S. 11 Beltz, Stz. Funde in Mecklenb., S. 79, Abb. Beltz, Stz. Fundstellen in Mecklenb., S. 35. Beltz, Vorgesch. Altert., Taf. 17, Abb. 158 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 156

Digitized by Google

				Pommern.			
2	1	Labömitz	—	Usedom-Wollin	Stettin	Stettin	Pomm. Monatsbl. 1889, S. 97 m. Abb. Brunner, Stz. Ker., S. 11 Walter, Lemkefestschrift, S. 3—4, Taf. I, 4 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 156 (auch S. 173)
3	5	Groß-Rambin	—	Belgard	Köslin	Stettin 3 128	Stubenrauch, Pomm. Monatsbl. VI (1892), S. 131 m. Abb. Stubenrauch, Balt. Studien 46 (1896) Taf. I, 15, 20, 32 Brunner, Stz. Ker., S. 11 Walter, Lemkefestschr., Taf. II, Abb. 8—12. Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 156 Kossinna, Mannus II, S. 68 (Abb. 25), 69, 88
				Westpreußen.			
4	1	Zechlau	—	Schlochau	Marienwerder	Berlin M. f. V. Ib 23	Kasiski, Beschreibg., S. 45, Taf. IV, 64 Brunner, Stz. Ker., S. 11 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 156 Kossinna, Mannus II, S. 68 (Abb. 26), 69, 89 Kossinna, D. dtsche. Vorgesch. 2, Abb. 52

Digitized by Google

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Brandenburg.			
5	2 verzierte u. 2 unverzierte	Wollschow (Grab I u. III)	—	Prenzlau	Potsdam	Stettin	Schumann, Stzgr., S. 58, Taf. 45 Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1908, S. 632
6	1 (henkellos, unverziert)	Dedelow (Grab V)	—	Prenzlau	Potsdam	Prenzlau 380	Schumann, Stzgr., S. 13 ff., Taf. XV,7 Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1908, S. 632 E. Blume, Prenzlauer Verzeichnis 1909, S. 28, Nr. 380 Mötefindt, Präh. Zschr. II (1910), S. 350
				Pommern.			
7	2 (eine ohne Henkelösen, die andere unverziert)	Lebbehn	—	Randow	Stettin	Stettin	Schumann, Zschr. f. Ethn. 1889, S. 7 (17), Abb. 4—5 Brunner, Stz. Ker., S. 11 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 156 Kossinna, Mannus II, S. 70, 74
8	1 (zerstört)	Barnimslow	—	Randow	Stettin	—	Stubenrauch, Pomm. Monatsbl. 1893, S. 73 Walter, Lemckefestschr., S. 10, Nr. 35

Digitized by Google

(9)	1 (vielmehr Kugflasche mit flachem Boden)	Bodenberg	—	Randow	Stettin	Stettin 1817	Balt. Stud. 33, 396; Zschr. f. Ethn., Verh. 1882, S. 440. Walter, Lemkefestschr., S. 4, Abb. 7	72
				Brandenburg.				
10	2 (davon 1 unverziert)	Passow	—	Angermünde	Potsdam	Prenzlau 378a	Schumann, Stzgr., S. 43, Taf. XLII Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1908, S. 632 Blume, Prenzl. Verz., S. 28, Nr. 378a Mötefindt, Präh. Zschr. II (1910), S. 350	Kugelflaschen jung, West.
11	6 a) Forst Eichberg: 2 b) Forst, Flachgrab 1:1 c) Forst, Flachgrab 2: weit. Topf d) Forst, Flachgrab 3: Scherben e) Forst, Flachgrab 5:1	Schmiedeberg	—	Angermünde	Potsdam	Smlg. Joachim Otto v. d. Hagen in Schmiedeberg	v. d. Hagen: a) Mannus VII, S. 38 f., Taf. III, 12 a, c b) Mannus VII, S. 50, Taf. IX, 41 a, b c) Mannus VII, S. 51, Taf. X, 42 b d) Mannus VII, S. 52, Taf. X, 43 a e) Mannus VII, S. 52, Taf. X, 45	
12	unter 6 Gefäßen mindestens 1 Kugelflasche	Löwenbruch	—	Teltow	Potsdam	verschollen	Denkwürdigkeiten u. Tagesgesch. d. Mk. Brandenburg. Berlin. Bd. III. Jan.—Juni 1797, S. 366	247
12a	1 weitm. Topf	Gr. Ziethen	—	Teltow	Potsdam	Berlin, Märk. M.	Näheres folgt Mitt. v. W. Matthes, Berlin	

Digitized by Google

Kugelflaschen jung, West (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
13	1 (unverziert)	Hoppenrade	—	Osthavelland	Potsdam	Berlin M. f. V. I f 3 676	Brunner, Stz. Ker., Abb. 14 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 157
14	a) 1 verzierte 1 unverzierte vierhenklige 1 weitm. Topf (mit (Leichenbrand)	Ketzin	—	Osthavelland	Potsdam	a) Berlin M. f. V. I f 1 192 u. 1 194	Brunner, Stz. Ker., Abb. 1 bis 3 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 146, 151, Abb. 1—5, S. 157 Kossinna, Mannus II, S.70
	b) 1 weitm. Topf					b) Berlin M. f. V. I f 6 117	
14a	1 weitm. Schale mit Rautenverzierung	Alt-Töplitz	—	Zauch-Belzig	Potsdam	Potsdam 381	Mitt. v. S. Bestehorn, Potsdam Abb. folgt
15	5 + 1	Schmergow (Wohnplatzfund)	—	Zauch-Belzig	Potsdam	Smlg. Joh. Schmidt, Ketzin, und Max Schneider, Berlin	Kossinna
16	1 (mit Leichenbrand?)	Groß-Kreutz	—	Zauch-Belzig	Potsdam	Berlin M. f. V. I f 6 794	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 151, 153, Abb. 1—3, S. 157 Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1902, S. 168

Digitized by Google

17	2	Krielow	—	Zauch-Belzig	Potsdam	Berlin M. f. D. I f 8 519 u. 8 520	Kossinna
18	1	Brandenburg a. H.	—	Brandenburg	Potsdam	Berlin M. f. D. I f 2 112	Doß u. Stimming, Taf. 73, 3 u. 3a; Brunner, Stz. Ker., S. 10, Abb. 13, S. 52, Nr. 3b; Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 156; Kossinna, D. dtsch. Vorgesch.², Abb. 48; Merkbuch f. Ausgrabungen Berlin, ², ³, Taf. II, 17
[1])	1	Butzow	—	Westhavelland	Potsdam	Smlg. R. Stimming, Groß-Wusterwitz	Kossinna
19	1 (flachbodig)	Wachow	—	Westhavelland	Potsdam		Kossinna
20	2 (Grab I u. III	Mützlitz	—	Westhavelland	Potsdam	Smlg. Pfarrer Joh. Schmidt, Ketzin	J. Schmidt, Zschr. f. Ethn. 1895, 1 (557), Taf. VIII Brunner, Stz. Ker., S. 8, 9, 10, 21, Abb. 16 u. 17 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 157
21	2 (nebst weitm. Topf)	Warsow	—	Westhavelland	Potsdam	Smlg. G. Hintze (†), Friesack	Kossinna Abb. folgen
				Provinz Sachsen.			
[1])	1	Kirchmöser	—	Jerichow II	Magdeburg	Smlg. R. Stimming, Gr. Wusterwitz	Kossinna
22	1 (nebst weitm. Topf)	Groß-Wusterwitz, Großstücke	—	Jerichow II	Magdeburg		R. Stimming in: Eckstädt, Groß-Wusterwitz einst u. jetzt (1910), S. 4 f., Taf. II, 2, 1
23	2 unverzierte	Tangermünde	—	Stendal	Magdeburg		Hartwich, Zschr. f. Ethn. 1884, Verh., S. 342, Abb. 7
24	1 entartet	Arneburg	—	Stendal	Magdeburg	Stendal	Kupka, Zschr. f. Ethn. 1906, S. 165, Abb. 1

[1]) Fehlt auf der Karte.

Digitized by Google

Kugelflaschen jung, West (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
25	1 sehr entartete (mit Leichenbrand)	Groß-Ellingen	—	Stendal	Magdeburg	Stendal	Kupka, Präh. Zschr. I, 50, Abb. 4 Stendaler Beiträge II, S. 7 (1909), Abb. 4
26	2 (nebst weitm. Topf)	Polkritz	—	Osterburg	Magdeburg	Stendal	Kupka, Präh. Zschr. III, S. 251, Abb. 1
27	3 (nebst weitm. Topf)	Hindenburg	—	Osterburg	Magdeburg	Stendal Nr. 3 050, Wernigerode	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 160 Höfer, Jahresschr. f. s. th. L. I (1902), S. 27 [1] Kupka, Stendal. Beitr. II, S. 319 Höfer, Jahresschr. f. s. th. L. X (1911), S. 22, 24, Taf. II, 1, 2, 3, 6
28	1	Ristedt	—	Salzwedel	Magdeburg	—	Müller, 33. Jahresber. d. Altmärk. V. zu Salzwedel 1906, S. 127 f. Stendal. Beitr. II (1909) S. 318
29	1	?	—	Gardelegen	Magdeburg	Privatbesitz in Gardelegen	Mötefindt, Zschr. f. Ethn. 1915, S. 45, Abb. 4
30	1	Zielitz	—	Wolmirstedt	Magdeburg	Magdeburg	Mötefindt, Zschr. f. Ethn. 1915, S. 44, Abb. 3
31	1	Althaldensleben	—	Neuhaldensleben	Magdeburg	Nürnberg Germ. Museum	Katalog, S. 13, Nr. 392, S. 67, Nr. 5 128 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 157 u. 158

Digitized by Google

32	1	Brumby	—	Neuhaldensleben	Magdeburg	Smlg. d. Allervereins Neuhaldensleben	Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1902, S. 168[1] Abb. folgt unten	76
33	7 verzierte teils ganz erhalten, teils Bruchst., 1 unverzierte, 1 weitm. Topf	Barby	—	Kalbe	Magdeburg	Halle (erworben 1915)	Kossinna	
34	1 entartet	Biere	—	Kalbe	Magdeburg	Halle	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 158. Abb. folgt	
35	1 kl. weitm. Topf	Bleckendorf	—	Wanzleben	Magdeburg	Magdeburg	Kossinna	
36	1 (nebst 1 weitm. Topf)	Beckendorf	—	Oschersleben	Magdeburg	Halle	J. Schmidt, Mitt. Prov. Mus. Halle I (1894), S. 34 ff. Abb. 21—27 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 158	Kugelflaschen jung. West.
37	2 (davon 1 unverziert, nebst 1 weitm. Topf)	Deesdorf	—	Oschersleben	Magdeburg	Halberstadt	Mötefindt, Präh. Zschr. II (1910), S. 348 u. 352, Abb. 1—6	
38	1 Brchst. (nebst 1 weitm. Topf)	Dardesheim	—	Halberstadt	Magdeburg	Berlin M. f. V. I g 3 924	Kossinna	
				Braunschweig.				
38a	1„	Groß-Biewende	—	Wolfenbüttel	—	Braunschweig	Voges, Übers. üb. d. Vorgesch. d. Landes Braunschweig 1906, S. 3 ff.	
38b	1 Scherben eines weitm. Topfes (?)	Seinstedt	—	Wolfenbüttel	—	?	L. Knoop, Korresp. Bl. d. dtsch. anthr. Ges. 1913, S. 43 f., Abb. 5, Nr. 2	251

Digitized by Google

Kugelflaschen jung, West (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Provinz Sachsen.			
39	2 (davon 1 unverziert; nebst 1 weitm. Topf)	Groß-Quenstedt	—	Halberstadt	Magdeburg	Halberstadt	Mötefindt, Präh. Zschr. II (1910), S. 352 u. 353, Abb. 7—11
40	1 Oberteil	Halberstadt (Bullerberg?)	—	Halberstadt	Magdeburg	Halle 799 I	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 158 Mötefindt, Präh. Zschr. II (1910) S. 354
41	1	Halberstadt (Bullerberg)	—	Halberstadt	Magdeburg	Halberstadt	Mötefindt, Präh. Zschr. II (1910), S. 353 u. 355, Abb. 12
42	1 weitm. Topf	Zilly	—	Halberstadt	Magdeburg	Wernigerode	Höfer, Jahresschr. f. s. th. L. X (1911), S. 29, Taf. III, Abb. 8
43	1 (nebst 1 weitm. Topf)	Quedlinburg Borhornschanze	—	Aschersleben	Magdeburg	Quedlinburg	Kossinna
44	1	Königsaue	—	Aschersleben	Magdeburg	Berlin, M. f. V. I 5 444	Becker, Zschr. f. Ethn. 1884, Verh., S. 145, Abb. 5 Mitt. Ver. f. Anh. Gesch. u. Alt. IV, S. 591, Abb. 8 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 158
45	1 Begleitgefäß	Hettstedt	—	Mansfelder Gebirgskreis	Merseburg	Halle	Götze, Gefäßformen, Taf. I, Abb. 36

Digitized by Google

46	1 ganze u. Scherben einer zweiten	Ober-Wiederſtedt	—	Mansfelder Gebirgskreis	Merſeburg	Eisleben Pl. S. 20 u. 128	Größler, Jahresſchr. f. ſ. th. L. I (1902), S. 235 u. 236, Taf. XXV, Nr. III
47	a) 2	Welbsleben	—	Mansfelder Gebirgskreis	Merſeburg	?	a) Lehmann, Beiträge z. Unterſuchg. d. Altert. bei Welbsleben. 1789, S. 64, Taf. I, 9, II, 10 Götze, Zſchr. f. Ethn. 1900, S. 159
	b) 1 weitm. Topf						b) Lehmann, a. a. O., S. 63, Taf. I, 3 Götze, Höfer, Zſchieſche, S. 54
48	1	Salzmünde	—	Mansfelder Seekreis	Merſeburg	Smlg. v. Zimmermann, Salzmünde	Götze, Höfer, Zſchieſche, S. 51
				Sachſen-Weimar.			
49	a) 1 Kugelflaſche	Mittelhauſen	Enklave Allſtedt	Alpolda	—	a) Eisleben	a) Größler, Verzeichn. 1900, S. 5 Größler, Mansf. Bl., 1900, S. 18
	b) 1 weitm. Topf					b) Halle	b) Götze, Gefäßformen, Taf. I, Abb. 34 Götze, Höfer, Zſchieſche, S. 125, Taf. II, Abb. 24
50	1	Einsdorf	Enklave Allſtedt	Alpolda	—	Eiſenach	Åberg, Nord. Kult., S. 175
51	2, davon 1 unverziert u. flachbodig (nebſt 2 weitm. Töpfen)	Kalbsrieth Derfflinger Hügel	Enklave Allſtedt	Apolda	—	Weimar	Pfeiffer, Korr.-Bll. d. allg. ärztl. Ver. v. Thür. XXX, 1901, S. 324 ff., Abb. Koſſinna, Zſchr. f. Ethn. 1902, S. 168[1] Alt. u. heidn. Vorz. V, S. 56

Digitized by Google

Kugelflaschen jung, West (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
51		Kalbsrieth	Enklave Allstedt	Apolda	—	Weimar	Götze, Höfer, Zschiesche, S. 123 f. u. 396 f. A. Möller, Der Derfflinger Hügel bei Kalbsrieth. Jena 1912, S. 30 ff., Taf. II, 1—4
				Provinz Sachsen.			
52	1	Bottendorf	—	Querfurt	Merseburg	—	Kruse, Dtsche. Altert. 1824, I, 2, S. 31, Taf. I, Abb. 5 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 158
53	1 weitm. Topf	Oberschmon	—	Querfurt	Merseburg	Berlin M. f. V.	Götze, Höfer, Zschiesche, S. 77
54	3	Niedereichstedt	—	Querfurt	Merseburg	Mainz, Röm. germ. Zentr. Mus. Halle	Lindenschmit, Alt. u. heidn. Vorz. II, VIII, 1, 7 Zschr. d. Ver. z. Erf. d. Rhein. Gesch. u. Altert. III, 42 (1868) Archiv f. Anthr. 1868, Taf. II, 7 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 158 u. 172 ff. Reinecke, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 601 Götze, Höfer, Zschiesche, S. 73

Digitized by Google

							Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1908, S. 632
							Mötefindt, Präh. Zschr. II, S. 350
55	1	Sittichenbach	—	Querfurt	Merseburg	Dresden	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 159
							Mötefindt, Zschr. f. Ethn. 1915, S. 41, Abb. 1
56	1 weitm. Topf	Oberheldrungen	—	Eckartsberga	Merseburg	Halle 58, 29	Kossinna
				Sachsen-Koburg-Gotha.			
57	1 (nebst weitm. Topf)	Körner b. Mühlhausen	—	Gotha	—	Halle	J. Schmidt, Mitt. Prov. Mus. Halle I (1894), S. 36, Abb. 24
							Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 161
							Götze, Höfer, Zschiesche, S. 172, Taf. II, 23
				Sachsen-Weimar.			
58	a) Scherben	Kapellendorf	—	Weimar	—	a) Jena	a) Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 161
	b) 2 in Scherben					b) Weimar	Götze, Höfer, Zschiesche, b) Kossinna [S. 267
59	1	Legefeld	—	Weimar	—	Jena	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 161
							Gust. Eichhorn, Verzeichnis der ... Abgüsse vor- u. frühgesch. Tongefäße a. d. Germ. Mus. zu Jena.

Digitized by Google

Kugelflaschen (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
59	1	Legefeld	—	Weimar	—	Jena	Bürgel (1905), Taf. X, Abb. 372 Götze, Höfer, Zschiesche, S. 269
60	1 weitm. Topf	Maua	—	Apolda	—	Jena (nur in den Akten)	Götze, Höfer, Zschiesche, S. 312
60a	1 weitm. Topf	Sonnendorf	Großheringen	Apolda	—	A. Grauert, Taugwitz	Mitt. v. J. Lechler, Halle, u. A. Grauert
				Provinz Sachsen.			
61	3 mit Hals-rauten, ausgepflügt 1913 im Acker aus freier Erde	Zembschen	—	Weißenfels	Merseburg	Smlg. Wilcke, Zeitz	Kossinna
62	1 Schnur-Kugelamphore in Grab I	Poserna	—	Weißenfels	Merseburg	Berlin, M. f. V. I g 2 992 a	Götze, Höfer, Zschiesche, S. 359 Götze, Präh. Zschr. I, S. 188 ff., Abb. 2
63	1	Rödgen	—	Weißenfels	Merseburg	—	Götze, Zschr. f. Ethn., 1900, S. 159 Götze, Höfer, Zschiesche, S. 360
64	1	Prittitz	—	Weißenfels	Merseburg	Berlin M. f. V. I g 2 983	Götze, Höfer, Zschiesche, S. 360
64a	2	Stößen	—	Weißenfels	Merseburg	Halle H. K. 13: 1 053 u. 1 054	Kossinna

Digitized by Google

65	1	Bornitz	—	Zeitz	Merseburg	Altenburg	Amende, Mitt. a. d. Osterlande. 1919, S. 241, Taf. XI, 2
66	1 weitm. Topf u. Scherben von Kugelflaschen	Günthersdorf (Ansiedlung)	—	Merseburg	Merseburg	Leipzig, M. f. V., Smlg. Näbe	Näbe, Die steinzeitl. Besiedelung der Leipziger Gegend. Leipzig 1908, S. 12 f., Taf. II, Abb. 7
			Sachsen-Altenburg.				
67	1 niedriges Begleitgefäß	Krebitzschen	Ksp. Monstab	(Osterland)	—	Altenburg	Amende, Mitt. a. d. Osterlande 1919, S. 242, Taf. XI, 3
68	a) 1 weitm. Topf, 2 niedrige Näpfe b) Scherben von Kugelflaschen c) Scherben von Kugelflaschen	Obermolbitz	—	(Osterland)	—	Altenburg	Amende, Mitt. a. d. Osterlande 1919, S. 242, Taf. XI, 4, 5
69	1	Lohma Leinawald (?)	—	(Osterland)	—	Altenburg	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 161 Reinecke, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 601 Amende, Mitt. d. Gesch.- u. Altert. Ges. d. Osterl. XII (1911), S. 128 ff. Mötefindt, Zschr. f. Ethn. 1915, S. 42, Abb. 2 Amende, Mitt. a. d. Osterl. 1919, S. 241, Taf. XI, 1

Digitized by Google

Kugelflaschen (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
				Sachsen.			
70	1	Cröbern b. Leipzig	—	A. H. Leipzig	—	Dresden	Deichmüller, Korr.-Bl. Ges. Ver. d. Gesch. Ver. 1900 Jacob, Zur Prähistorie Nordwestsachsens, S. 84, Abb. 86
71	fällt fort						
				Anhalt.			
72	Bruchstücke einer Flasche, 1 weitm. Topf	Pohlsberg bei Latdorf	—	Bernburg	—	Bernburg Nr. 211 u. 213, Sign. VIII, 1—3	P. Höfer, Jahresschr. f. s. th. L. IV (1905), S. 65 u. 67, Taf. VIII, Abb. 1—3 Mitt. Ver. Anh. Gesch. u. Alt. X, 4 (1907), S. 764 u. 767 Merkel, Katalog Bernburg, S. 40 f., Abb. (von VIII, 1)
73	1 Scherbe	Gröna (Stockhof)	—	Bernburg	—	Dessau (früher Smlg. Seelmann)	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 160
74	2	Baalberge	—	Bernburg	—	Bernburg B 356 u. 357	Höfer, Jahresschr. f s. th. L. I (1902), S. 23 u. 29, Taf. III, I, Abb. 7—8 Merkel, Katalog Bernburg, S. 38, Abb.
75	1 weitm. Topf	?	—	Bernburg	—	Zerbst (früher Gr. Kühnau 708)	Kossinna Abb. folgt

Digitized by Google

76	1	Groß-Lübs	—	Zerbſt	—	—	Wäſchke, Mitt. d. V. f. Geſch. u. Alt. Anhalt, Bd. 9, H. 3 (1902)
							Höfer, Jahresſchr. f. V. f. th. L. I, S. 252
77	1 weitm. Topf	Steutz a. Elbe	—	Zerbſt	—	Gutsbeſ. Düben in Steutz	Mitt. von H. Seelmann, Deſſau. Abb. folgt
78	1	Elsnigk	—	Deſſau	—	Deſſau (früher Smlg. Seelmann)	Seelmann, Jahresſchr. f. V. f. th. L. III (1904), S. 74, Taf. VII, 25
78a [1])	1 in Scherben	Deſſau	—	Deſſau	—	Deſſau (früher Smlg. Seelmann)	Seelmann, Nachr. dtſch. Alt. 1903, S. 90u. 91, Abb. 5—7
79	2 und 1 flacher Napf	Kochſtedt (Zobernberg)	—	Deſſau	—	1. Zerbſt (früher Gr. Kühnau 389) 2. Smlg. Rehfeld, Deſſau	Götze, Zſchr. f. Ethn. 1900, S. 160; Seelmann, Nachr. dtſch. Alt. 1903, S. 88, Abb. 1 Stend, Beitr. IV, S. 343, 348
80	1	Reupzig	—	Deſſau	—	Deſſau (früher Smlg. Seelmann)	Götze, Zſchr. f. Ethn. 1900, S. 160 u. 161 Seelmann, Nachr. dtſch. Alt. 1903, S. 89, Abb. 3
81	1 weitm. Topf	Reppichau	—	Deſſau	—	Deſſau (früher Smlg. Seelmann)	Seelmann, Nachr. dtſch. Alt. 1903, S. 89, Abb. 4
82	2 (nebſt 1 weitm. Vierhenkelgefäß u. 2 weitm. Schalen)	Törten	—	Deſſau	—	Smlg. Hofmaurermeiſter Berger, Deſſau	Seelmann, Nachr. dtſch. Alt. 1903, S. 91 u. 95, Abb. 8—15
[1])	1	Körnitz	—	Deſſau	—	Köthen	Stend. Beitr. IV, S. 343, 348
83	1	Frenz	—	Köthen	—	Bernburg B 187	Merkel, Katalog Bernburg, S. 39, Nr. 209, Abb.
							Höfer, Jahresſchr. f. ſ. th. L. I (1902), S. 27, Anm.

[1]) Fehlt auf der Karte wegen Raummangels.

Digitized by Google

Kugelflaschen (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
83	1	Frenz	—	Köthen	—	Bernburg B 187	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 161 Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1902, S. 168
[1])	2	Köthen	—	Köthen	—	Köthen	Stend. Beitr. IV, S. 343, 348
				Provinz Sachsen.			
84	4	Schönefeld	—	Wittenberg	Merseburg	Halle	Förtsch, Jahresschr. f. s. th. L. I (1902), S. 75 u. 79, Taf. X, Abb. 1—8
85	3 (nebst 2 weitm. Töpfen)	Zörbig	—	Bitterfeld	Merseburg	Halle H. K. 4 254 u. 4 256, 4 258 u. 4 259	Mitt. Prov. Mus. Halle I (1894), S. 136 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 159 u. 160
86	2 (nebst 1 weitm. Topf)	Söllichau	—	Bitterfeld	Merseburg	Halle H. K. 19: 655	F. O. Gandert, Mannusbibliothek 22, S. 14ff.
86a	1	Übigau	—	Liebenwerda	Merseburg	Halle H. K. 11 056	
				Sachsen.			
87	2 (u. 1 weitm. Schale)	Gaulis b. Leipzig	—	A. H. Borna	—	Leipzig, M. f. V. Smlg. Bernhardt	Jacob, Z. Prähistorie Nordwestsachsens, S. 84, Abb. 84, 85, 87
88	1	Pegau	—	A. H. Borna	—	Dresden	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 162
89	7 ganze u. 7 in Scherben nebst 3 weitm. Töpfen	Börtewitz	—	A. H. Oschatz	—	Leipzig, M. f. V.	Jacob, Präh. Zschr. V, S. 362 ff., Taf. 14 u. 15

[1]) Nicht auf der Karte.

Digitized by Google

90	5, nebst 3 weitm. Näpfen	Koffebaude	—	A. H. Dresden	—	—	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 161 Deichmüller, Wuttkes Sächs. Volksk. 1900, S. 29, Abb. 16 u. 20

Böhmen.

91	weitm. Schalen u. a.	Prosmik	—	Bez. Leitmeritz	—	Teplitz	v. Weinzierl, Führer d. d. Teplitzer Museum. Teplitz 1906, S. 24, Nr. 38 (fälschlich als Rössener Stil bezeichnet)
92	Scherben nebst Begleitgefäß	Lobositz	—	—	—	Teplitz	v. Weinzierl, Mitt. d. Wien. anthr. Ges. 1894, 24, S. 150
93	Scherben	Rivnatsch bei Rostok	—	—	—	Prag	Pič, Starož. I, 1, Taf. XLIV, 15, 16, 17, 19
94	a) Scherben	Scharka bei Libotz	—	—	—	a) Mus. Prag	a) Pič, Starož. I, 1, Taf. XLI, 6, 12, 16
	b) 3 Flaschen, 3 weitm. Töpfe u. 5 weitm. Schalen					b) Smlg. Jira, Dejvitz bei Prag	b) Jira, Pravěk 1910, Taf. 2 u. 4
95	1	Berztowitz bei Melnik	—	—	—	Smlg. Lobkowitz	Pič, Starož. I, 1 (1899), S. 90, Abb. 17 Buchteln, Vorgesch. Böhm. I (1899), S. 14 u. 22 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 162

Digitized by Google

Kugelflaschen (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
96	3 Flaschen 3 weitm. Schalen	Elbekosteletz	—	—	—	Prag	Kossinna, Mannus II, S. 70 Pič, Památky archeol. XXIII, S. 329 ff, Taf. XLV
97	Bruchstücke	Klamorna bei Münchengrätz	—	—	—	Prag	Kossinna
98	1 weitm. Topf	Radim bei Bad Podiebrad a. Elbe	—	—	—	Prag	Åberg, Nord. Kult., S. 174

Kugelflaschen jung (Ost). ▲

Pommern.

1	5	Gr. Rambin	—	Belgard	Köslin	Stettin	Siehe junge Westgruppe Fund 3 (S. 47)
2	1	Sucow (Torfmoor)	—	Saatzig	Stettin	Stettin	Walter, Lemckefestschr. S. 3, Taf. I, Abb. 2 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 156 Kossinna, Mannus II, S. 68, 69, 87 (Abb. 24) Kossinna, D. dtsche. Vorgesch. ², S. 32, Abb. 54 Stubenrauch, Balt. Stud. 46, Taf. I, 33

Digitized by Google

Brandenburg.

3	1 Scherben mit Kugelfl.-Ornament	Alt-Reetz	—	Königsberg i. N.	Frankfurt a. O.	Berlin, Märk. Mus.	Brunner, Stz. Ker., Abb. 74 Kossinna, Mannus II, S. 87
4	3 (Grab II: 2 reichst verzierte, Grab III: 1 unverziert)	Schwedt	—	Angermünde	Potsdam	Prenzlau 383	Schumann, Stzgrb., S. 49 u. 53, Taf. XLIII, 4, 5 XLIV, 7 Blume, Prenzl. Verzeichn., S. 28
5	1 (unverziert)	Burgwall	—	Templin	Potsdam	Berlin, Märk. Mus.	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 157 Schumann, Stzgrb., S. 10, Abb. 43 Blume, Prenzl. Verzeichn., S. 11, Abb.
6	2	Flieth	—	Templin	Potsdam	Prenzlau 386	Schumann, Stzgrb., S. 19 u. 27, Taf. XXIII, 1, 2 Mitt. uck. Mus. u. G. V. III, S. 212 Blume, Prenzl. Verzeichn., S. 29
7	1 Bruchstück	Neu-Buchhorst	—	Niederbarnim	Potsdam	Berlin, M. f. V. I f 6 702	Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 157
8	1 (reich verziert in Herzmuscheltechnik, 17 cm hoch)	Sietzing	—	Oberbarnim	Potsdam	Smlg. G. A. Wirth in Letschin	Kossinna (Götze, a. a. O. ungenau)
9	1	Kalau	—	Kalau	Frankfurt a. O.	Berlin, M. f. V. I 4 575 II 1 001 u. 1 005	Brunner, Stz. Ker., Abb. 24 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 157

Digitized by Google

Kugelflaschen (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
10	2 nebst 1 weitm. Topf u. 1 weitm. Schale	Kl. Rietz	—	Beeskow	Potsdam	Berlin, Märk. M. II 7 031, 7 032, 7 033, 7 036, II 17 762	Olshausen, Verh. Berlin. Anthr. Ges. 1892, S. 151 Brunner, Stz. Ker., Abb. 7—11 Götze, Zschr. f. Ethn. 1900, S. 157 Kossinna, Mannus I, S. 234, Abb. 7 u. 8 Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 58, Abb. 234
11	Bruchstücke von mindestens 2 Kugelflaschen	Trebus	—	Lebus	Frankfurt a. O.	Berlin, Märk. M.	Heßler, Mitt. d. Ver. f. Heimatk. Lebus, III, 1913, S. 31 ff., Taf. III u. Abb. 13
12	1 (unverziert?)	Eichendorfer Mühle bei Neuhardenberg	—	Lebus	Frankfurt a. O.	Müncheberg	Mirow, Mitt. d. Ver. f. Heimatk. Lebus III, 1913, S. 57
13	1 (unverziert)	Platkow b. Seelow	—	Lebus	Frankfurt a. O.	Berlin, M. f. V.	Kossinna (vom M. f. V. bisher als steinzeitlich nicht erkannt)
14	abweichende Form	Lipke	—	Landsberg	Frankfurt a. O.	Berlin, M. f. V. I f 8 410	Kossinna, Mannus II, S. 87
[1])	2, nebst 1 weitm. Topf u. 1 Napf	Kalzig	—	Züllichau	Frankfurt a. O.	Berlin, Märk. Mus.	M. Schultze, Mannusbibl. 22, S. 17 ff., Taf. III

[1]) Nicht auf der Karte.

Digitized by Google

				Posen.			
15	1 Krug mit Doppelhenkeln	Kl. Krebbel	—	Schwerin	Posen	Berlin, M. f. V. I d 1 386	Kossinna, Mannus II, S. 67 u. 69 (Abb. 29), 84, 90 Kossinna, D. dtsch. Vorgesch.², Abb. 56 Weigel, Nachr. dtsch. Alt. 1892, S. 66, Abb. 1 Kossinna, Zschr. f. Ethn. 1902, S. 173, Abb. 18
16	1 (Unterteil)	Birnbaum	—	Birnbaum	Posen	Berlin, M. f. V. I d 2 077	Kossinna, Mannus II, S. 69 u. 90 Blume, Katalog Ausst. Posen 1909, Nachtr. S. 171. Abb. folgt
				West- und Ostpreußen.			
17	Scherben (?)	Dolken	—	Kulm	Marienwerder	Danzig	29. Bericht d. Mus. Danzig f. 1908, S. 22 Kossinna, Mannus II, S. 90
18	2 Scherben	Uszczerberg	—	Kulm	Marienwerder	Magdeburg Smlg. Bauer	Kossinna, Mannus II, S. 90
19	1 (flachbodig)	Guttowo	—	Strasburg	Marienwerder	Danzig	29. Bericht d. Mus. Danzig f. 1908, S. 22, Abb. 3 Kossinna, Mannus II, S. 90 La Baume, Vorgesch. v. Westpreußen, Abb. 14
19a	1 (nicht hergehörig)	Osterode	—	Osterode	Allenstein	Gymnas. Osterode	Mitteilung von Schnippel, B.-Lichterfelde
20	1 Bruchstück	Rentschkau	—	Thorn	Marienwerder	Thorn, Städt. Mus.	Kossinna, Mannus X, S. 142 Semrau, Führer durch d.

Digitized by Google

Kugelflaschen (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Beg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
							städt. Mus. 1917, S. 32, Abb. La Baume, Vorgesch. v. Westpreußen, Abb. 13.
21	1 (in 4 Schulterösen)	Kulmsee	—	Thorn	Marienwerder	Danzig	Kossinna, Mannus II, S. 68 (Abb. 27), 69, 90, Nr. 64 12. Bericht d. Mus. Danzig f. 1901, S. 28 Conwentz, D. westpr. Pr. Mus., Taf. 43, 2 Kossinna, D. dtsch. Vorgesch.[2], Abb. 53 La Baume, Vorgesch. v. Westpreußen, Taf. 2, 1 Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 52, Abb. 204
22	1	Nawra	—	Thorn	Marienwerder	Krakau, Univ. Mus. Nr. 622	Kossinna, Mannus II, S. 69, 74 (Abb. 47), 90, Nr. 63 Ossowski, Cart. archéol., S. 67, Nr. 216.
				Posen.			
23	1 Doppelhenkelkrug	Gr. Koluda	—	Strelno	Bromberg	Posen, Polnisches Museum	Kossinna, Mannus II, S. 69, 91 Pos. Arch. Mitt. I, S. 61
24	1	Rzeszynek	—	Strelno	Bromberg	Posen, Polnisches Museum	Kossinna, Mannus II, S. 69, 91

Digitized by Google

							v. Leblinsky, Pos. arch. Mitt. I, S. 36, Taf. XIII, XIV
							Posen. Album I, Taf. V
							Åberg, Nord. Kult., Abb. 319
25	1	Hartfeld (Padniewo)	—	Mogilno	Bromberg	Posen, Polnisches Museum	Kossinna, Mannus II, S. 69, 91
26	1	Pakosch	—	Mogilno	Bromberg	Posen, Kaiser-Friedrich-Mus. 1910: 625	Kossinna, Mannus II, S. 69, 91
							Blume, Mannus VII, S. 149 f., Abb. 4
27	1 verziert, mit je 4 Henkelösen an Hals u. Bauch	Nadziejewo	—	Schroda	Posen	Poln. Museum, Rapperswyl bei Zürich	W. Demetrykiewicz in: Sprawozdaniaz ... Akad. Umiej. Krakau. Juni bis Okt. 1916
28	1	Szczonowo b. Pogorzelice	—	Jarotschin	Posen	Posen, Kaiser-Friedrich-Mus.	Kossinna, Mannus II, S. 69, 91
				Schlesien.			
29	1	Militsch	—	Militsch	Breslau	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 45 u. Abb. 183
							Åberg, Nord. Kult., Abb. 314
30	1 (schlauchförmig!) nebst weitm. Schale	Schlabitz	—	Guhrau	Breslau	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 44, Abb. 187 u. 188
31	viele	Noßwitz	—	Glogau	Liegnitz	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 38 ff., Abb. 85, 132, 137, 142, 169
32	1 weitm. Topf	Köben	—	Steinau	Breslau	Berlin, M. f. V. I c 1067	Kossinna, Mannus II, S. 69 (Abb. 28), 91
							Kossinna, D. dtsch. Vorgesch.², Abb. 55

Digitized by Google

Kugelflaschen (Fortsetzung).

Lfde. Nr.	Zahl u. Art der Gefäße	Ort	Kirchspiel	Kreis	Reg.-Bez.	Sammlung u. Nr.	Literatur
							Brunner, Nachr. dtsch. Alt. 1899, S. 82
							Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 57, Abb. 231
33	1 unverziert	Nikolstadt	—	Liegnitz	Liegnitz	Breslau 467: 90	Seger, Schles. Vorz. VI, Taf. 16; N. F. VII, S. 44
							Wahle, Ostdeutschland in neolith. Zeit, S. 206 f.
							Hierüber folgt näheres
34	4	Herrnprotsch	—	Breslau	Breslau	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 90, Abb. 1, 3, 4
35	fällt fort						
36	2 Flaschen u. 1 weitm. Topf	Jordansmühl	—	Nimptsch	Breslau	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 50, Abb. 202, 227
37	2 weitm. Töpfe u. 1 weitm. Schale	Heidersdorf	—	Nimptsch	Breslau	Breslau	Seger, Schles. Vorz., N. F. VII, S. 62 f., 57, 59, Abb. 230 u. 233, 235 u. 237
				Mähren.			
38	1	Olmütz	—	—	—	Olmütz, Dat. Mus.	Červinka, Moravské Starožitnosti II, S. 193, Abb. 109 (S. 191)
39 [1])	1 weitm. Topf	Jewischowitz	Znaim	—	—	Smlg. Palliardi, Mährisch Budwitz	Palliardi, Wien. Präh. Ztschr. I, S. 267, Abb. 17

[1]) Nicht mehr auf der Karte.

Digitized by Google

Die ältere Steinzeit in Mitteldeutschland.

Von Hans und Richard Lehmann.

Mit 48 Abbildungen.

Zwei Entwicklungsreihen weist die Geschichte diluvialprähistorischer Forschung auf. In der einen ist die Typologie, in der anderen die Geologie vorherrschend. Die erstere und zugleich ältere hat in Frankreich die meisten Anhänger. Das Gliederungsschema Mortillets, die Arbeiten eines Boule, Commont und Obermaier fallen unter diese Reihe. Durch sie wird eine relative Chronologie der altsteinzeitlichen Wertzeugformen gewonnen, der Weg der menschlichen Kulturentwicklung für das Eiszeitalter festgelegt. Die gesamte ältere Steinzeit wird in die letzte Zwischeneiszeit und letzte Eiszeit eingefügt. Gegen dieses Dogma kämpfte schon frühzeitig die mehr geologisch orientierte Richtung an, die vor allem in Deutschland vertreten ist. Es ist das Verdienst A. Pencks, zuerst mit Nachdruck auf das höhere Alter des älteren Paläolithikums hingewiesen, zuerst das Chelléen und Acheuléen in die Mindel-Rißinterglazialzeit eingereiht zu haben. Ihm schloß sich die Mehrzahl der deutschen Forscher im wesentlichen an, unter anderen auch F. Wiegers, dem wir zum erstenmal [1]) eine Gliederung nach deutschen Fundorten verdanken. Wenn auch diese infolge der Spärlichkeit deutscher Fundstücke keineswegs in allen Punkten als vollständig angesehen werden kann, wenn hie und da geologischen Deutungen eine allzugroße Sicherheit verliehen ist, so wird doch der Versuch als solcher dadurch im Wert keineswegs herabgesetzt. Doch wir müssen weitergelangen. Wir müssen von einer Gliederung nach deutschen Fundorten übergehen zu einer selbständigen deutschen Gliederung. Neue Funde und neue Fundstellen auf deutschem Boden sind dazu in erster Linie nötig. Mögen die im folgenden beschriebenen, von uns vor nunmehr 2 Jahren entdeckten Fundstellen mit dazu helfen.

[1]) F. Wiegers, Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft. Abh. d. Pr. Geol. L. A. N. F. Heft 84, 1920.

Digitized by Google

Das relative Alter dieser Fundstellen läßt sich glücklicherweise auf geologischem Wege recht genau und durchaus eindeutig festlegen, ja es ist sogar möglich, auch über das absolute Alter Angaben zu machen. Doch hierzu ist es nötig, zunächst etwas auf die geologischen Verhältnisse einzugehen.

Für die Gliederung des Eiszeitalters wie auch für die Chronologie der älteren Steinzeit ist Mitteldeutschland recht gut geeignet. Ist doch gerade hier das Ineinandergreifen interglazialer, weithin verfolgbarer Flußterrassen und mächtiger Geschiebemergeldecken vorzüglich zu beobachten. Hier im Randgebiete der Vereisung war in der Diluvialzeit die Verschiebung der geologischen Verhältnisse ein Maximum, hier nahm mit dem Übergang des Wassers zu Eis Abtragung und Aufschüttung gänzlich verschiedene Formen an. 3 und nur 3 Eiszeiten lassen sich in Mitteldeutschland feststellen; sie lassen sich eindeutig mit der Mindel-, Riß- und Würmeiszeit der Alpen parallelisieren [1]). Es erübrigt sich, noch mit einer weiteren Eiszeit, der Günzeiszeit Pencks, zu rechnen, da diese selbst in den Alpen noch nicht völlig gesichert ist. Gegenüber anderslautenden Darstellungen sei besonders betont, daß in Mitteldeutschland die Eismassen der 1. Eiszeit am weitesten nach Süden vorgedrungen sind. Die damalige Eisgrenze verläuft am nördlichen Harzrand entlang, überschreitet in nord-südlicher Richtung den Unterharz, um dann in weitem Bogen über Mühlhausen fast bis Eisenach nach Südwesten vorzuspringen. Von hier aus verläuft die Grenze in ungefähr west-östlicher Richtung südlich an Erfurt, Weimar und Jena vorbei. Die Südgrenze der 2. Vereisung kreuzt etwa bei Kösen das Saaletal und lehnt sich dann über Zeuchfeld bei Freyburg, ohne in das heutige Unstruttal einzudringen, direkt an den Ostharz an.

Die Grenze der letzten Vereisung ist noch recht unsicher. Sie dürfte etwa von Magdeburg bis Wittenberg der Elbe gefolgt sein. Doch mit den reinglazialen Ablagerungen allein würde man schwerlich zu einer Gliederung des Diluviums gelangen, da der ständige Wechsel ihrer Lagerungs- und Faziesverhältnisse sowie der Mangel an Fossilien dem entgegenstehen. Vielmehr werden immer die interglazialen Ablagerungen die Hauptrolle hierbei spielen. Leider sind solche jedoch relativ selten, und es ist nicht immer ganz leicht zu entscheiden, ob glaziale oder interglaziale Ablagerungen vorliegen. Außerdem herrscht bezüglich der Grenze zwischen Eiszeit und Zwischeneiszeit keineswegs Einigkeit. Während die einen die Grenze klimatisch festlegen, wird von anderer Seite wiederum mehr Wert auf die Faziesverschiedenheiten gelegt. Größere Allgemeingültigkeit auf der einen, leichtere Anwendbarkeit im Gelände auf der anderen Seite kennzeichnen Vorzüge und Nachteile beider Richtungen. Wir wollen im folgenden unter einer Eiszeit eine Periode verstehen, in der ein vom heutigen wesentlich verschiedener Klimatyp mit starker

[1]) Näheres hierüber bei R. Lehmann, Das Diluvium des unteren Unstruttales von Sömmerda bis zur Mündung. Jahrbuch des Hall. Verbandes zur Erforschung der mitteldeutschen Bodenschätze und ihrer Verwertung. 1922. (Erscheint in Kürze.)

Digitized by Google

Gletscherausdehnung in Europa herrschte. Die hiermit gegebene wenig scharfe Grenze zur Zwischeneiszeit dürfte sich sehr wohl rechtfertigen lassen. Wir wissen ja nicht, wie weit sich im Norden das Eis während der Zwischeneiszeiten wieder zurückzog. Sicher ist nur, daß es sich weit vom deutschen Boden entfernte, so daß die Flüsse Norddeutschlands ungehindert zum Meere fließen und ihre Täler einschneiden konnten; sicher ist, daß Tier- und Pflanzenwelt wieder bis nach Dänemark vordringen konnten. Die klimatische Bewertung einer diluvialen Fauna ist jedoch nur innerhalb nicht zu enger Grenzen möglich, da wir ja mit Eigenschaftsänderungen dieser oder jener Art während der langen seither verstrichenen Zeiten rechnen müssen. Gegenüber sonst üblichen Eiszeitdefinitionen verhindert es die oben gegebene zugleich, daß die Grenze zwischen Eiszeit und Zwischeneiszeit in irgendeiner komplizierten Weise in die stratigraphisch so wichtigen Flußterrassen [1]) hineinfällt. Erlauben doch letztere oft schon allein durch ihre Höhenlage, Beziehungen zwischen örtlich getrennten Ablagerungen festzustellen, die auf irgendwelche andere Weise, etwa durch petrographische oder paläontologische Vergleiche, sich gar nicht oder nur mit großer Mühe finden lassen würden. Wenn daneben ein gewisser Fossilreichtum und gute Aufschlüsse mit sicher interglazialen und sicher glazialen Schichten vorhanden sind, dann erst sind alle Voraussetzungen erfüllt, die für eine selbständige Gliederung des Diluviums eines kleineren Gebietes nötig sind. Alle diese Vorteile sind im mitteldeutschen Randgebiet der Vereisung vorhanden. Und wenn im folgenden das Flußnetz der Saale und ihrer Nebenflüsse, der Ilm, Unstrut, Salzke und Elster in den Vordergrund der Betrachtung gestellt werden soll, so geschieht das, weil gerade diese Gegend berufen sein dürfte, die geologischen Grundlagen für die Geschichte des Urmenschen abzugeben.

Die ältesten noch erhaltenen Terrassenreste der Saale und ihrer Nebenflüsse sind neben wenigen pliozänen Resten präglazialen Alters. Sie liegen rund 40—100 m über den heutigen Talauen und nur im Unterlauf der Saale und Elster steigen sie tiefer herab [2]). Meist lassen sie sich in 3—4 selbständige Terrassen gliedern. Dem zeitlich letzten oder vorletzten dieser Terrassenzüge gehören die bekannten fossilreichen Ilmkiese von Süßenborn an, die rund 55 m über der Ilmaue liegen. Entsprechend dem Einschneiden der Flüsse mit der Zeit liegen die ältesten Terrassen, von hier nicht zu erwähnenden Sonderfällen abgesehen, am höchsten über der Aue. Die jüngeren Terrassen, die nach der 1. Eiszeit entstanden, liegen sämtlich in geringerer Höhe über der Aue als die präglazialen Terrassen und sind unter sich ebenfalls in der Höhenlage nach dem

[1]) Wir bezeichnen im folgenden deshalb eine Flußterrasse auch dann als interglazial, wenn Teile derselben noch in Glazialzeiten übergreifen.

[2]) Es würde zu weit führen, die zahlreiche Einzelliteraturüber diesen Gegenstand im einzelnen anzuführen. Wichtig sind vor allem die Arbeiten von v. Fritsch, Wüst, Naumann, Picard, Siegert, Weißermel, Wolff und Lehmann.

Digitized by Google

Alter gestaffelt. In der Gegend von Halle war das präglaziale Flußnetz wesentlich von dem heutigen verschieden (siehe Fig. 1). Die Saale nahm von Weißenfels aus ihren Lauf nach Nordosten, die heutige Elsteraue anfangs bei Leipzig, am Ende der Präglazialzeit bei Schkeuditz kreuzend. Ebenso lag das Tal der präglazialen Elster weiter östlich, ohne in der Gegend von Leipzig

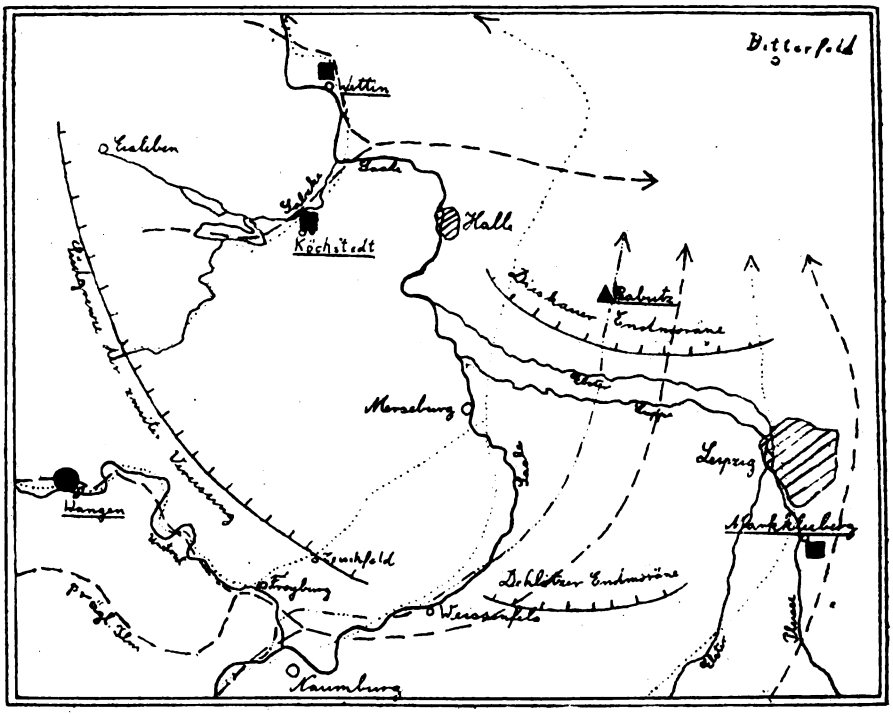


Fig. 1. Die diluvialen Flußtäler bei Halle a. S. Maßstab 1:500000.
Entworfen von Dr. H. u. R. Lehmann.

Präglaziale Täler.
Täler während der 1. Zwischeneiszeit.
Saaletal zu Beginn der 1. Zwischeneiszeit.
Altsteinzeitliche Fundstellen: ● Stufe von Wangen. ■ „ „ Wettin. ▲ „ „ Weimar.

nach Westen abzubiegen. Die Unstrut floß, unterhalb Laucha nach NO ins Zeuchfelder Tal abbiegend, durch das Geiseltal. Noch in der Präglazialzeit wurde dieser Unstrutlauf infolge westlicher Verlagerung des Saalelaufs unterhalb Naumburg von der Saale angezapft, so daß danach Saale und Unstrut vereint das heute verlassene Tal von Markröhlitz durchströmten. Die Ilm kam damals über die Finne hinweg zur Unstrut, in die sie bei Balgstädt mündete. Die Salzke floß von Salzmünde ab ostwärts, aus der Gegend von Wettin noch

Digitized by Google

einen Nebenfluß empfangend, um dann nördlich an Halle vorbei nach der weit im Osten verlaufenden Saale zu fließen. Die Gletscher der 1. Eiszeit veränderten dieses Bild erheblich. Teils wurden Talstücke durch Moränenmassen verschüttet, teils schufen sich die ihres Unterlaufs beraubten Flüsse, vor allem beim Abschmelzen des Eises durch die großen Mengen von Schmelzwasser verstärkt, neue Abflußwege unter den veränderten Verhältnissen. Erst das gänzliche Verschwinden des Eises von Deutschlands Boden schuf wieder beständigere Flußwege und ermöglichte ein Einschneiden der Flüsse. Die Periode der Tiefenerosion wurde jedoch noch in der ersten Hälfte der 1. Zwischeneiszeit durch eine kurze Periode der Seitenerosion und der Aufschüttung abgelöst, die zur Bildung einer Terrasse führte. So entstand im Unstruttal die Wangener Terrasse, die rund 30 m über der Aue und rund 10 m unter der letzten präglazialen Terrasse liegt, von der sie sich durch die Führung nordischen Materials leicht unterscheiden läßt. Die erste Eiszeit hatte die Unstrut wieder in ihr ältestes Bett gedrängt, so daß wir die Wangener Terrasse auch bis ins Geiseltal verfolgen können. Zugleich wurde der Ilm der Weg über die Finne durch mächtige glaziale Ablagerungen zugeschüttet, so daß sie von nun ab schon oberhalb Kösen in die Saale mündet. Der Lauf der Saale selbst dagegen war wenig verändert. Die „höhere Terrasse des 1. Interglazials" zieht sich noch durch das alte Markröhlitzer Tal und kreuzt die heutige Elsteraue nur wenig westlicher als die präglaziale Terrasse. Stärker sind die Veränderungen im Salzketal. Wurde doch gegen Ende der 1. Eiszeit der Durchbruch durch den Rothenburger Sattel vollzogen, so daß jetzt der Weg der Salzke über Wettin und Rothenburg verlief, die damalige Mündung in die Saale aber wohl erst bei Bernburg zu suchen ist. Die Periode der Aufschüttung der höheren Terrasse kann nur kurze Zeit gedauert haben, da die Terrassenreste dieser Zeit recht spärlich sind. Bald setzte die Tiefenerosion der Flüsse von neuem ein, und erst 10—15 m tiefer finden wir eine neue deutlich an den Talwänden hervortretende Terrasse, die untere Terrasse des 1. Interglazials. Während im Unstruttal eine Spaltung dieser Terrasse in zwei Sonderterrassen zu beobachten ist, ist dies in den übrigen Flußtälern nicht der Fall. Dafür aber ist dann die Terrasse um so mächtiger. Beträgt doch die Mächtigkeit der „Saalehauptterrasse" oft über 10 m, und die „Wettiner" oder Salzkehauptterrasse steht hierin wenig nach. Die Flußverlegungen während der 1. Interglazialzeit sind unbedeutend. Das Markröhlitzer Tal wurde von der Saale verlassen, das Saaletal östlich Halle ein wenig westlicher, ungefähr dem Talzug der beiden Reiden entsprechend, verlegt. Auch die zweite Eiszeit schuf wieder starke Veränderungen. Ein mächtiger Sander schüttete das Zeuchfelder Tal zu und zwang damit die Unstrut in ihr heutiges Bett. Das alte Saaletal östlich von Halle wurde durch eine mächtige Endmoräne verschüttet, so daß die Saale nunmehr westlich von Halle vorbeifließen und in das Tal der unteren Salzke übertreten mußte. Der gleiche Endmoränenzug zwang die Elster, bei Leipzig

Digitized by Google

rechtwinklig nach Weſten umzubiegen. Kurzum, wir ſehen, daß im Anſchluß an die vorletzte Eiszeit bereits die weſentlichen Züge unſeres heutigen Flußnetzes ſich bildeten. Nur dicht unterhalb von Halle ſind Reſte einer höheren Terraſſe des letzten Interglazials oder vielleicht auch des 2. Glazials rund 10 m über der Aue bekannt. Sie ſind in dieſer Höhe nur zu verſtehen aus den Flußverlegungen, die ſich damals gerade im Saaletal bei Halle vollzogen. Die eigentliche Terraſſe des letzten Interglazials liegt meiſt nur wenige Meter über der heutigen Aue, oft taucht ſie ſogar bis zu jener hinab. Die bekannten

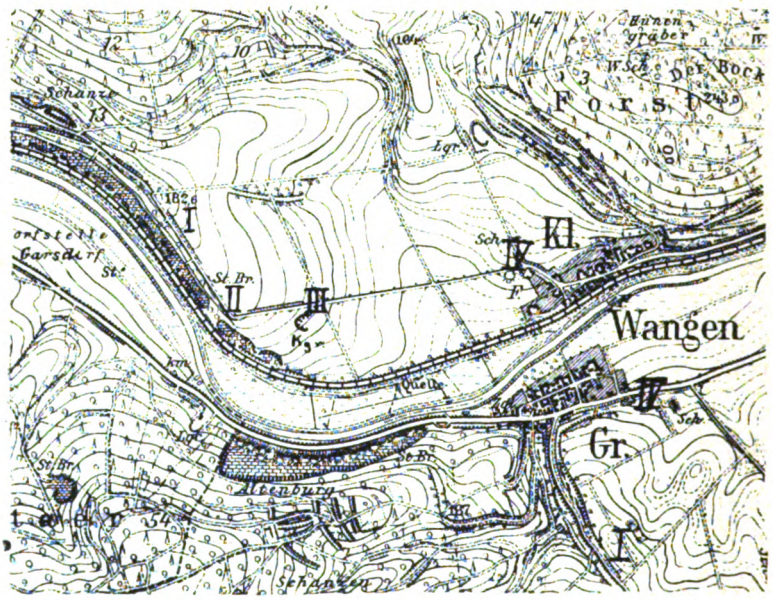


Fig. 2. Ausſchnitt aus dem Meßtiſchblatt 1:25000. Blatt Nebra.
I—IV Flußterraſſen der Unſtrut.
I, II Präglaziale Terraſſen.
III Obere Terraſſe d. 1. Zwiſcheneiszeit (Paläolithfundſtelle).
IV Untere Terraſſe d. 1. Zwiſcheneiszeit.

Kalktuffe von Weimar und Taubach wie auch die von Tonna liegen mit ihrer Baſis gleichfalls nur wenige Meter über der Aue. Da die letzte Vereiſung die Halliſche Gegend nicht mehr erreichte, ſo hat ſie auf das behandelte Flußnetz kaum eingewirkt. Während dieſer Zeit bildete ſich die mächtige Decke reinen foſſilfreien Löſſes, dem wir als wichtigem Leithorizont in zahlreichen Profilen begegnen. Wenig ſcharf tritt ſchließlich noch in den Flußtälern eine poſtglaziale oder beſſer altalluviale Flußterraſſe in Erſcheinung, die gerade noch über das Hochwaſſerniveau herausragt und deshalb bereits in neolithiſcher Zeit gern als Siedlungsplatz gewählt wurde. Nachdem ſo eine kurze Überſicht über die diluviale Entwicklung des Flußnetzes gegeben iſt, können wir über-

Digitized by Google

gehen zu der Betrachtung der einzelnen altsteinzeitlichen Fundstellen, die sich unmittelbar in die obige Entwicklung einfügen lassen.

Die Paläolithfundstelle von Wangen liegt in landschaftlich reizvoller Umgebung mitten im Durchbruchstal der Unstrut bei Nebra. Bei den Dörfern Groß- und Klein-Wangen öffnet sich das enge Tal auf kurze Strecke infolge des Einmündens zweier Seitentäler und hier an der Verbreiterungsstelle sind die diluvialen Terrassen der Unstrut in großer Vollständigkeit erhalten geblieben. Als dichte Schotterstreuung verfolgt man am Talgehänge in 175 m und 160 m Meereshöhe zwei präglaziale Terrassen und in tieferen Horizonten in 145 m und 125 m Höhe die obere und untere Terrasse der ersten Zwischeneiszeit siehe (Fig. 2—4). Nur die letztinterglaziale Terrasse läßt sich nicht als selbständige Gehängestufe ausscheiden, da sie bei Wangen später wieder zerstört worden ist. Die Fundstelle befindet sich kaum 1 km westlich von Klein-Wangen am Wege nach Wendelstein am linken Ufer der Unstrut. Rund 30 m über

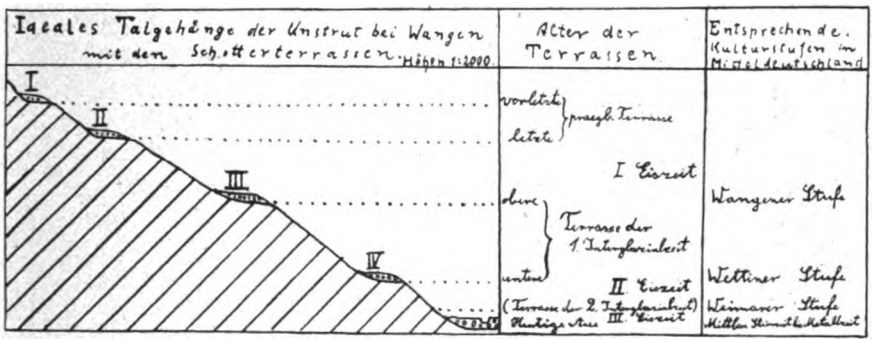


Fig. 3.

der Aue, eingeschlossen von bewaldeten Höhen, liegt diese uralte Wohnstätte des Menschen gerade dort, wo die Unstrut aus dem breiten einst sumpfigen Rieth, einer weiten durch unterirdische Salzauslaugung geschaffenen Senke, in den Bereich des mittleren Buntsandsteins heraustritt — damals wie heute ein wichtiger Geländepunkt, vielleicht eine Furt. Die alte Kaiserpfalz Memleben dicht oberhalb, die nur wenige hundert Meter entfernten verfallenen Frankenwälle zu beiden Seiten der Unstrut, reiche neolithische Siedlungsreste und Grabhügel in den Wäldern der allernächsten Umgebung, alles weist hin auf die günstige Lage gerade dieser Stelle für den Menschen aller Zeiten. Aber nicht allein die günstige Lage zum Rieth, sondern vor allem der Reichtum an Feuersteinen, den das flache, kiesige Unstrutufer darbot, mußte den Altsteinzeitmenschen zum Verweilen einladen. Feuersteinknollen von Kopfgröße sind hier keineswegs selten. Sie mögen vielleicht aus heute nicht mehr erhaltenem Geschiebemergel stammen, der dicht oberhalb an der Uferböschung angestanden haben muß. War doch der Mensch der älteren Steinzeit außer-

Digitized by Google

ordentlich abhängig vom Feuersteinmaterial, vielmehr, als das die Typologie bisher berücksichtigt hat; war er doch im wesentlichen auf das angewiesen, was an der Tagesoberfläche lag und was ihm die Natur selbst immer wieder freilegte. Feuersteinführende Flußkiesel und steile Uferböschungen mußten für ihn ganz besonders günstig sein, denn hier war der Feuerstein am leichtesten in frischem Zustand zu gewinnen.

Die artefaktführenden Kiese liegen in etwa 2 m Mächtigkeit unmittelbar auf roten Letten des unteren Buntsandsteins (siehe Fig. 5 und 6). Nach dem Tal zu ist der Kies teilweise späterer Abtragung zum Opfer gefallen, so daß er hier allmählich auskeilt. Über die Kiese legen sich Gehängebildungen in

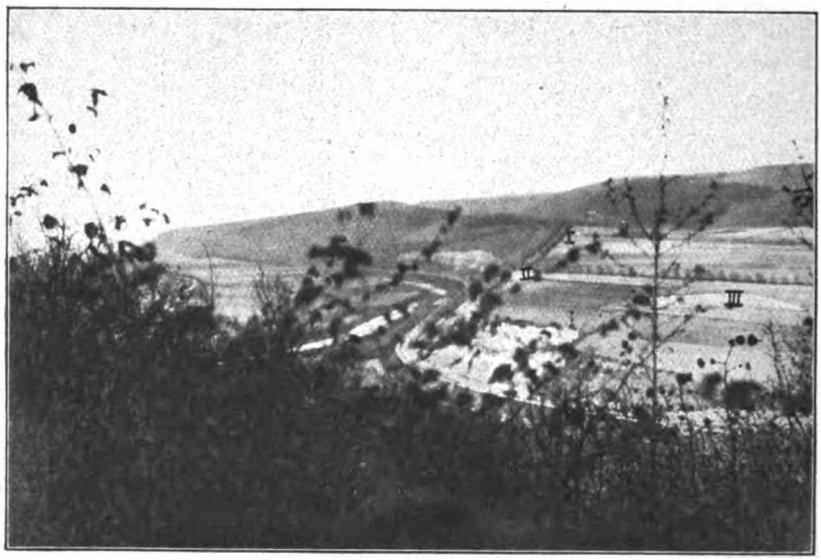


Fig. 4. Blick auf die Fundstelle bei Wangen (III).

Gestalt von unregelmäßig geschichteten Feinsanden mit eingelagerten Sandsteinblöcken, von der Höhe herabgespülter Verwitterungsschutt des Buntsandsteins. In den oberen Lagen treten darin Kiesschmitzen auf. Die Feinsande nehmen an Mächtigkeit nach dem Berge hin stark zu, während sie talwärts allmählich ausklingen. Ihre größte aufgeschlossene Mächtigkeit beträgt etwa 4 m. An dem Nordstoß der Kiesgrube sind die Sande später wieder abgetragen worden, so daß sich hier reiner, fossilfreier Löß z. T. unmittelbar auf den auskeilenden Kies legt. Der Löß schneidet das Profil nach oben ab. Seine Entstehung muß in Analogie zu dem fossilfreien Löß der Umgebung in die Zeit der letzten Vereisung verlegt werden. Die untere Grenze des Löß bildet eine deutliche Erosionsdiskordanz. Dagegen liegen die Feinsande konkordant über dem Unstrutschotter. Ihre Bildung scheint unmittelbar nach der des Kieses ein-

Digitized by Google

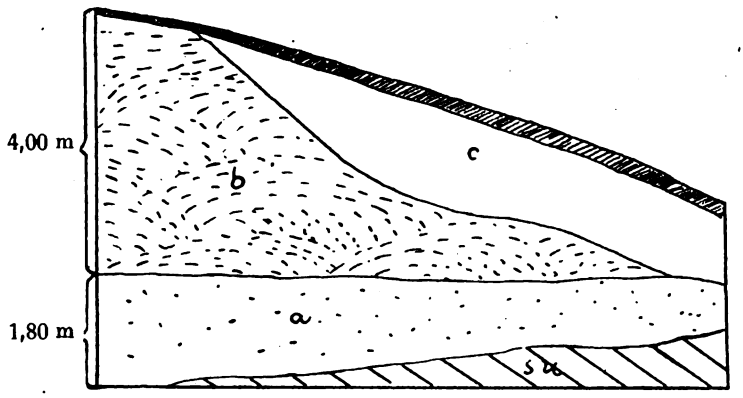


Fig. 5. Profil der Kiesgrube von Kl. Wangen.

su — Letten des Unt. Buntsandstein.
a — Unstrutschotter d. Wangener Terrasse.
Unregelmäßig geschichteter Feinsand.
c — Löß mit Humusdecke.

gesetzt zu haben. In ihrer Gesamtheit entsprechen sie zusammen mit der durch die Diskordanz in ihren Hangenden angedeuteten Lücke der langen Zeitspanne von der Mitte der ersten Zwischeneiszeit bis hin zur letzten Eiszeit. Es wäre müßig und für unsere Zwecke überflüssig, diesen langen Zeitraum im Profil noch im einzelnen genauer gliedern zu wollen. Vor allem ist es schwierig, die

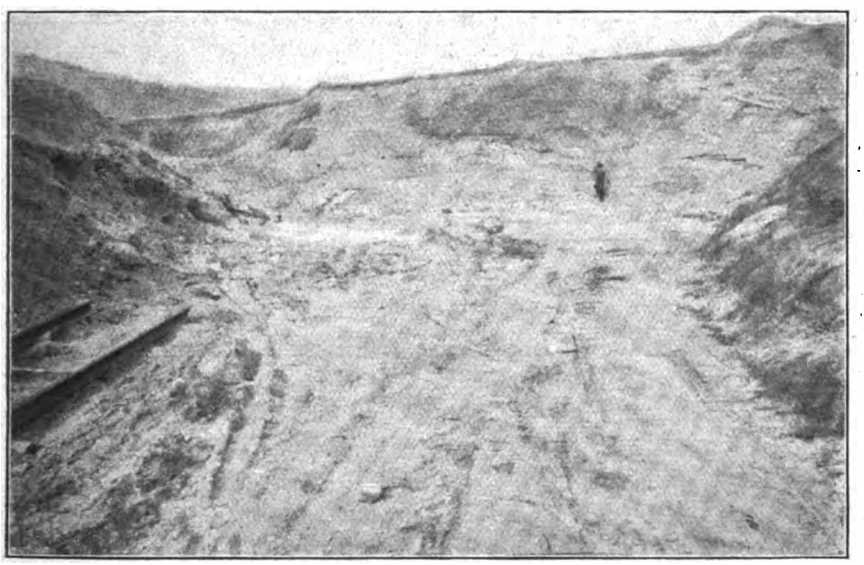


Fig. 6. Kiesgrube von Wangen.

Digitized by Google

Äquivalente der zweiten Vereisung, die ja die Gegend von Wangen selbst nicht mehr erreicht hat, in unserem Profil richtig wieder zu erkennen. Das wesentliche sind für unsere Betrachtungen die Schotter. Sie lassen sich auf Grund ihrer Höhenlage eindeutig in die höhere Terrasse der 1. Zwischeneiszeit einreihen, eine Terrasse, die weiter unterhalb bei Ditzenburg, Wennungen, Kirchscheidungen und Laucha sehr gut entwickelt und in verschiedenen Kiesgruben aufgeschlossen ist. Es handelt sich um typische Unstruktkiese mit Sandstein-, Kalk- und Porphyrgeröllen aus den Thüringer Landen, sowie mit nordischen Geröllen, unter denen der Feuerstein verhältnismäßig häufig ist. Die Kiesgrube von Wangen schließt recht ufernahe Teile der Terrasse auf. Darauf deuten schon die großen, offenbar vom Gehänge herabgerollten Sandsteinblöcke im Kies, die relativ geringe Mächtigkeit der Terrasse sowie die nach dem Hange zu rasch zunehmende Mächtigkeit der Feinsande, die ebenfalls recht große, z. T. über 1 m breite Sandsteinplatten enthalten. Diese Ufernähe des Terrassenschotters ist ein kennzeichnendes Merkmal fast aller in Flußkiesen gelegenen Paläolithfundstellen Mitteldeutschlands und macht es wahrscheinlich, daß der Mensch seine Wohnplätze unmittelbar an den Rand der Flußauen legte, daß er aber die hochwassergefährdeten Auen selbst mied.

Fossilreste konnten von uns in der Wangener Kiesgrube bisher nur im Kies und in den unteren Lagen der Feinsande festgestellt werden. Conchylienreste sind nicht allzu häufig, doch findet sich verschiedentlich Schneckenschalendetritus im Schotter und in den unteren Schichten der Feinsande. Mehrfach konnte Unio, z. T. in zweiklappigen Exemplaren, beobachtet werden, doch war der Erhaltungszustand stets so ungünstig, daß eine Bergung jedesmal mißglückte. An Säugetierresten lieferte die Kiesgrube bisher erst wenige schlecht erhaltene Reste. Metacarpus, Brustwirbel und Molaren von Equus sowie kurze Stoßzahnfragmente wohl von Elephas antiquus. Nach Angaben von Arbeitern soll früher ein fast 2 m langer, nur wenig gekrümmter Stoßzahn gefunden sein, der ebenfalls für das Vorkommen von Elephas antiquus sprechen dürfte. Nicht unwichtig ist das mehrfach beobachtete Vorkommen von Holzkohle, die an einer Stelle als dünne Lage in einer lehmigsandigen Schmitze im Kies auftrat. Ob sie jedoch zu den Spuren des Menschen in Beziehung zu setzen ist, muß vorläufig dahingestellt bleiben. Es konnten bisher aus dem Kies einige 50 einwandfreie menschliche Artefakte geborgen werden. Sie treten verstreut in allen Horizonten des Kieses von der Basis bis zur Oberkante, ja sogar noch in den tiefsten Lagen der Feinsande auf. 15 Artefakte konnten der anstehenden Kieswand aus ungestörter Lagerung von uns persönlich entnommen werden, die übrigen fanden wir am Fuß der Kieswand und in seitwärts hingeschüttetem Kies. Eine horizontmäßige Unterscheidung der Artefakte, wie sie etwa für Markkleeberg versucht worden ist, ergab sich als völlig zwecklos. Die Artefakte gehören vielmehr typologisch sämtlich einer einheitlichen Kultur an, wie das von vornherein für eine solche Fundstelle zu erwarten ist.

Digitized by Google

Unter den Artefakten der Wangener Kiesgrube ist das wichtigste und wertvollste Stück ein typischer roher Faustkeil (Abb. 1). Er ist hergestellt aus einem handlichen Feuersteinknollen, von dem lediglich an der einen Längsseite vier breite, flache Abschläge abgehauen sind, so daß eine scharfe Schneide

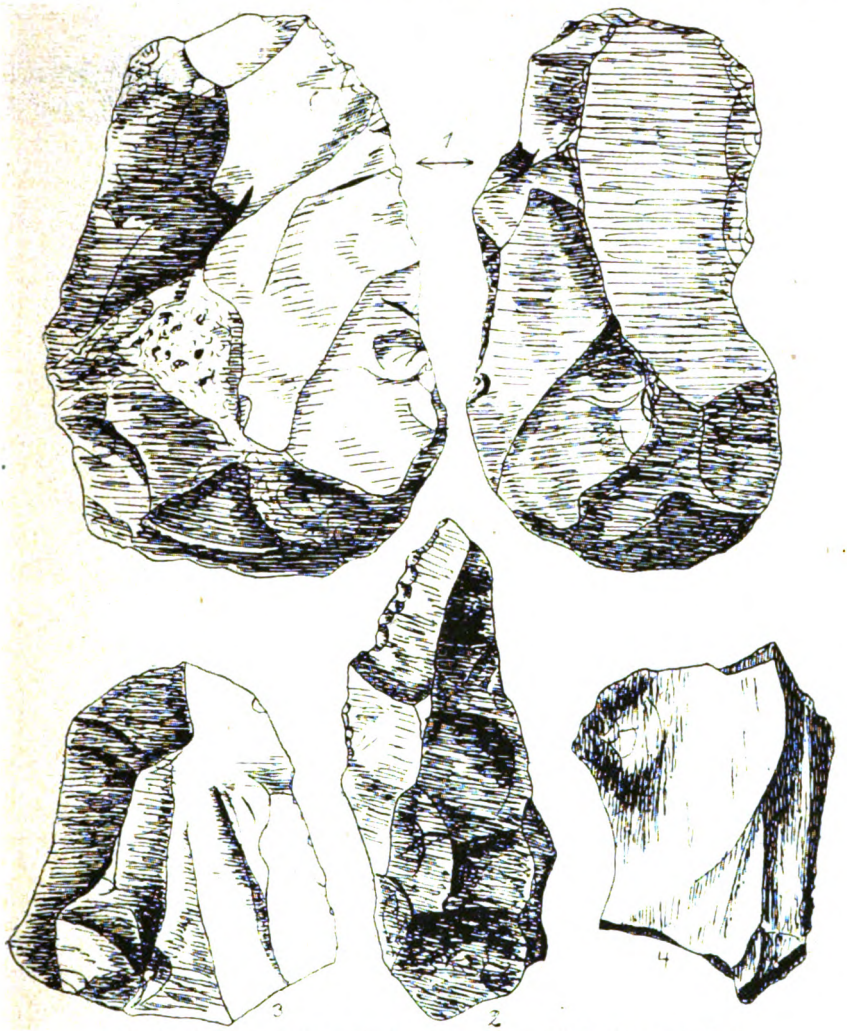


Abb. 1—4. Feuersteingeräte der Wangener Stufe (3/4 nat. Gr.).

geschaffen wurde. Im übrigen trägt der 10 cm lange, gelblich braune Feuersteinknollen noch großenteils die ursprüngliche Kruste. Die dick-klobige Beschaffenheit des Stückes, seine spärliche, grobe Bearbeitung verleihen ihm ein außerordentlich altertümliches, primitives Gepräge. Von ähnlichem Typus ist ein zweites Artefakt (Abb. 2), das man als spitzlänglichen Fäustel

Digitized by Google

bezeichnen könnte. Es ist ebenfalls durch Abschlagen weniger grober Späne aus einem Feuersteinknollen gefertigt und paßt gut in die Hand. Die übrigen Artefakte sind in der Hauptsache mehr oder weniger bearbeitete Abschläge, und zwar sind Krustenabsplisse verhältnismäßig zahlreich vertreten. Als Werkzeug verwendete Krustenabschläge sind überhaupt in dem Wangener Formenkreis sehr viel häufiger als das bei allen jüngeren Kulturen der Fall ist. Die anderen Stücke lassen aus der Anordnung der Vorabschläge, d. h. der Ablösungsflächen der vorher abgeschlagenen Späne, erkennen, daß man den Kernstein fast nach jedem neuen Schlag etwas drehte. Man schuf sich also nicht wie in späteren Zeiten erst eine breite, ebene Schlagfläche, auf die man dann alle weiteren Schläge immer in derselben Schlagrichtung ausführte, sondern man schlug, — ich möchte fast sagen, wahllos — bald in dieser, bald in jener Richtung. Man suchte nicht Absplisse von bestimmter Form zu erreichen, sondern man war froh, wenn überhaupt größere scharfkantige Abschläge beliebiger Form absprangen. Auch werden bei der unrationellen Arbeitsweise immer nur wenige Absplisse von einem Kernstein gewonnen sein. Sehr wichtig ist es, daß schmale klingenförmige Abschläge noch fehlen, daß vielmehr größere Breite und Dicke bei allen Stücken sich findet. Sehr wichtig in typologischer Hinsicht ist die Tatsache, daß man meist als Schlagbasis die rohe Kruste des Feuersteins findet, daß also die Technik des „Köpfens" der Silexknollen nicht, es sei denn zufällig angewandt wurde. Unter den Wangener Abschlägen lassen sich im großen ganzen drei Gruppen hervorheben: spitze, längliche und runde Formen. Die Spitzen sind in Wangen relativ zahlreich vertreten und sind zum Teil als Handspitzen zu bezeichnen. Die eine derselben (Abb. 5) zeigt auf der Oberseite eine durch 4 kurze breite Abschläge erzielte Flächenretusche, die zugleich eine scharfe Schneidekante an der einen Längsseite mit sich brachte. Besonders interessant ist eine aus einem dicken prismatischen Abschlag gewonnene Spitze (Abb. 6), deren eine Kante durch relativ sorgfältige Stufenretusche zurückgedengelt ist. Dadurch gewinnt diese Spitze ein von den meist gröberen übrigen Werkzeugen abstechendes zierliches Aussehen. Da zudem die Dengelung nur nach der Oberseite erfolgt ist, so könnte man „rein typologisch" das Stück als eine Moustérienhandspitze bezeichnen, ein Zeichen dafür, wie wenig zuverlässig eine Altersdatierung auf typologischem Wege wenigstens heute noch ist. Wenn auch die typologische Zugehörigkeit zur Wangener Kultur durch die aus einer Krustenfläche dargestellte Schlagbasis bei dieser Handspitze sich zeigt, so ist doch zu betonen, daß dieses Merkmal nicht bei allen Handspitzen vorhanden ist. Die Handspitze wurde aus frisch herabgestürztem Kies direkt am Fuße der Kieswand entnommen, auch weist der „Wasserschliff" und die geringe Bleichung auf Lagerung im Kies hin. Eine weitere Handspitze (Abb. 9) ist 7 cm lang, weniger sorgfältig gedengelt und stark gebleicht. Sie wurde der Kieswand 70 cm über der Basis entnommen. Es wäre grundverfehlt, wenn man aus der stärkeren Patina und der zufällig weniger sorgfältigen

Digitized by Google

Bearbeitung auf ein höheres Alter schließen wollte, wie man es in Frankreich gewohnt ist. So betont Mortillet die Wichtigkeit der Patina für die nachträgliche Einreihung von Werkzeugen in Horizonte. Er schreibt über die

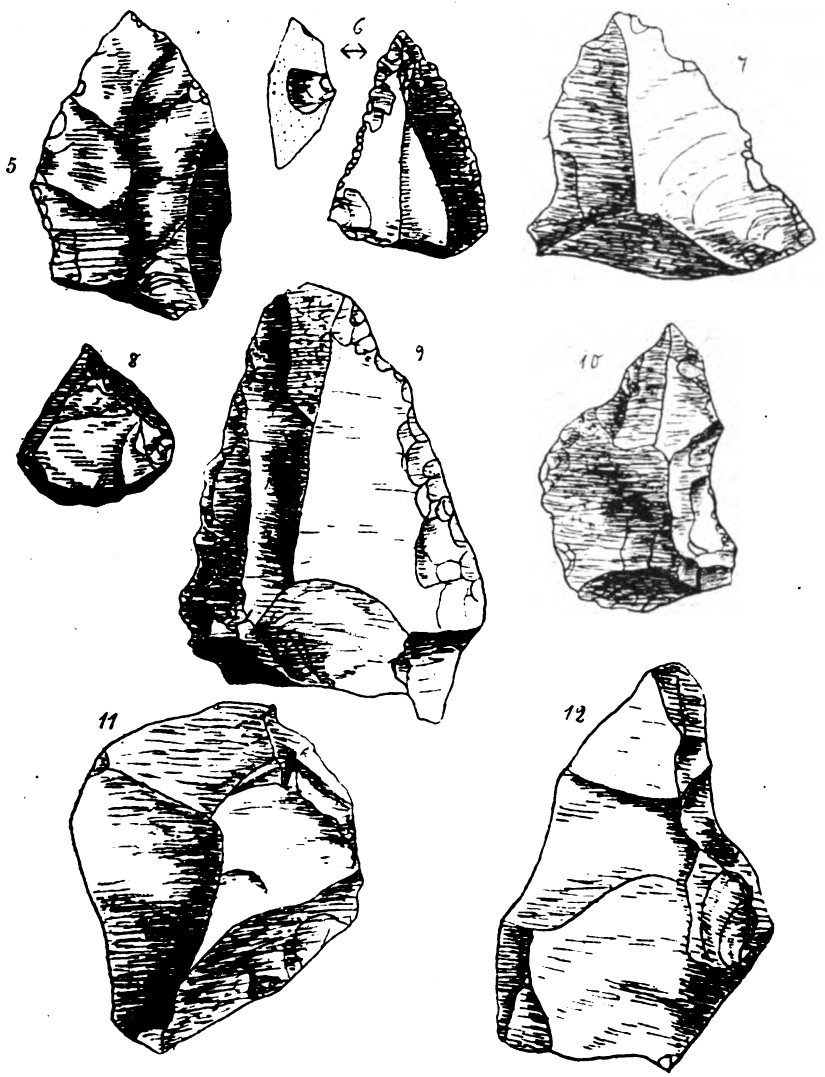


Abb. 5—12. Feuersteingeräte der Wangener Stufe (3/4 nat. Gr.).

Patina[1]): „So war es in St. Acheul selten, sehr selten, daß man die geschlagenen Feuersteine selbst fand. Man kaufte sie bei den Arbeitern. Dank der Patina, die in den einzelnen Horizonten wechselte, konnte

[1]) H. et A. de Mortillet, „Le préhistorique". 3. Auflage. Paris 1900. S. 151.

Digitized by Google

man ſich über die Stelle, von der ſie ſtammten, Rechenſchaft geben." Wie verfänglich eine derartige Methode werden kann, braucht wohl kaum betont zu werden. Haben doch die Jakobſchen Ausführungen [1]) über Markkleeberg dies zur Genüge gezeigt. Jedenfalls iſt der Wechſel in der

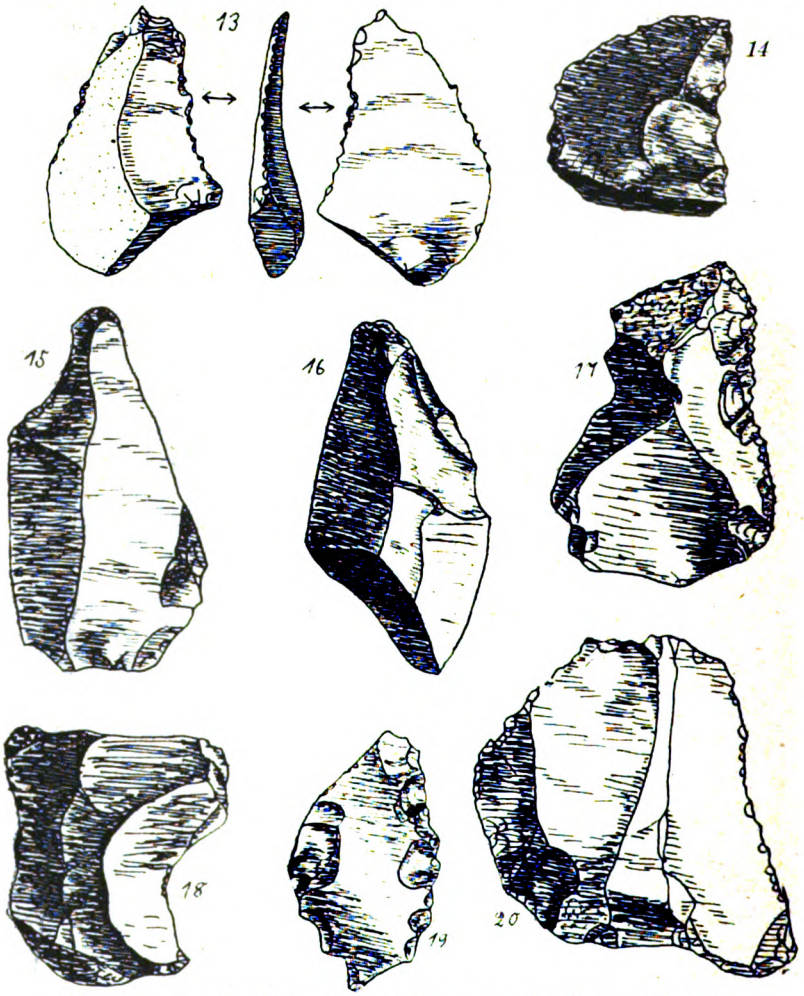


Abb. 13—20. Feuerſteingerät der Wangener Stufe (3/4 nat. Gr.).

Patina bei den Feuerſteinen, die der Wangener Fundſchicht entſtammen, ein außerordentlich großer. Neben ſtarker milchiger Patina findet ſich rötliche und gelbliche, doch kann ſolche auch faſt ganz fehlen. In erſter Linie iſt hierfür die verſchiedene Eignung des Feuerſteins, vor allem der

[1]) K. H. Jacob und C. Gäbert, Die altſteinzeitliche Fundſtelle Markkleeberg. Leipzig 1914.

Digitized by Google

wechselnde Kalkgehalt verantwortlich zu machen. Dann aber kann auch das Material der umlagernden Gerölle mitspielen. Auch brauchen ja einzelne Stücke nicht sofort in den Kies geraten zu sein, sondern können vorher im Humus gelegen haben. Jedenfalls zeigt eine Gliederung der direkt der Wand entnommenen 15 Werkzeuge nach ihrer Höhenlage über der Kiesbasis weder bezüglich der Patina noch hinsichtlich der typologischen „Entwicklung" irgendwelche Reihenbildung. Höchstens ist zu erwähnen, daß das eine Artefakt, das etwa 1 m über der Kiesoberkante im sandigen, kurz nach der Kiesbildung entstandenen Gehängeschutt sich fand, — es handelt sich um einen groben, kaum benutzten Abschlag mit starker rötlicher Patina — keinen „Wasserschliff" aufweist. Diese Tatsache zeigt, daß auch die nicht direkt der Kieswand entnommenen, zum allergrößten Teile „Wasserschliff" aufweisenden Stücke doch aus dem Kies stammen müssen. Neben den Spitzen sind längliche, jedoch immerhin noch ziemlich breite Abschläge mit geraden Schneidekanten häufig (Abb. 17—20). Gebrauchsspuren sind häufig vorhanden. Bei einigen Stücken sind die Kanten nach Art der Hohlschaber ausgebuchtet. Ein kleiner prismatischer Abschlag (Abb. 13), an dessen Ende eine kurze Bohrerspitze herausgearbeitet ist, zeigt sägeartig gezahnte Schneiden. Im übrigen scheinen jedoch längliche Abschläge zum Schneiden, also als Messer benutzt worden zu sein. Eine schon scharf umgrenzte Gruppe bilden die dicken Abschläge mit rundlicher Umrandung (Abb. 21—23). Diese Rundschaber, den französischen „kleinen Diskusgeräten" entsprechend, sind aus einem scheibenförmigen Abschlag von rund 1,5 cm Dicke hergestellt, in einem Fall (Abb. 21) aus einem ersten Krustenabschlag. Sie zeigen als Schlagfläche durchweg noch die natürliche Kruste. Die Rundung ist durch grobe flächenhafte mehr oder weniger steile Randabschläge erreicht. Der Durchmesser beträgt etwa 4 cm. Diesen Rundschabern reihen sich kurze, fast quadratische dicke Abschläge an von fast gleicher Dicke und gleichem Durchmesser (Abb. 24—25). An sonstigen Stücken seien noch erwähnt ein bogenförmiger Schaber (Abb. 19) mit starker Dengelung, ein Kernstein aus recht schlechtem Feuersteinmaterial, sowie einige grobe über 6 cm lange Abschläge mit besonders schönem Schlagkegel. Wenn auch damit keineswegs der große Formenreichtum dieser primitiven Kultur erschöpft ist, so dürfte doch damit das Wesentliche dieser Kultur behandelt sein. Wir müssen ja gerade bei primitiven Kulturen besonders zahlreich Werkzeugformen vorfinden, die weniger dem Willen des Menschen als — wenn der Ausdruck erlaubt ist — dem Willen des Materials entsprechen. Nur so wird der große Formenreichtum der Wangener Kultur verständlich. Je primitiver die Technik war, um so mehr war der Zufall für die Formen bestimmend. Wenn wir bedenken, daß die Geräte der primitivsten Kulturstufe mit äußerst wenig Übung, Erfahrung und Kunstkniffen hergestellt wurden, daß sie infolgedessen auch die einfachst möglichen Formen darstellen, dann wird es uns nicht wunderbar erscheinen, daß diese oder jene Form urplötzlich in jüngeren Kulturen wieder

Digitized by Google

auftauchen kann, daß also gewissermaßen kulturelle Konvergenzen gerade bei diesen einfachen Formen erscheinen. Und wer als Kulturmensch des 20. Jahrhunderts zum ersten Male Feuersteinwerkzeuge zu schlagen versucht, der wird

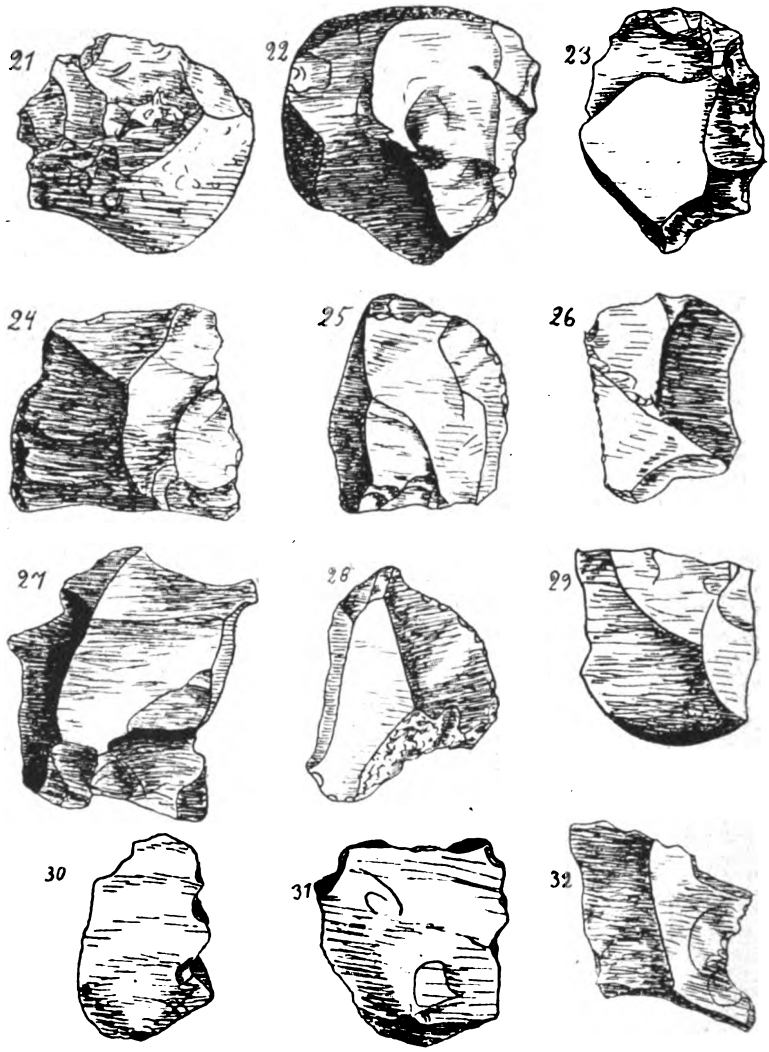


Abb. 21—32. Feuersteingeräte der Wangener Stufe (3/4 nat. Gr.).

vielleicht zu seinem Erstaunen bemerken, daß keine „neolithischen" Klingen abspringen, sondern breite grobe Absplisse, ganz so wie sie uns aus der Kultur von Wangen auch vorliegen. Er wird sie aber auch in Rabutz in viel jüngeren Ablagerungen und noch weit jünger in neolithischen Feuersteinschlagstätten finden. Wir sehen also: Je primitiver die Kultur, um so schlechter die typo-

Digitized by Google

logische Fixierungsmöglichkeit, um so wichtiger infolgedessen die Prüfung der geologischen Verhältnisse.

Fassen wir kurz nochmals das in Wangen vorliegende Werkzeugmaterial zusammen, so können wir als erste Typen bereits Faustkeil, Handspitze, Längsschaber, Rundschaber und Abschläge mit Schneidekanten hervorheben. Gleichwohl scheinen alle Artefakte mehr oder weniger als Universalinstrumente gebraucht worden zu sein. Der Faustkeil spielte keineswegs die überwältigende Rolle, die ihm vielfach zugeschrieben wird, wenn auch das vorliegende Material keine allzuweit reichenden Schlüsse erlaubt. Die Statistik der französischen Funde vernachlässigt viel zu sehr die Tatsache, daß von Kiesgrubenarbeitern, auf die man sich in Frankreich vielfach verläßt, nur die großen augenfälligen Faustkeile gesammelt werden, während die sogenannte „Klein- oder Begleitindustrie" verloren geht. Als Unterscheidungsmerkmale der Wangener Kultur gegenüber jüngeren Kulturen ist vor allem das Fehlen von längeren Klingen, von dünnen Abschlägen, sowie die Häufigkeit von zu Werkzeugen hergerichteten Krustenabsplissen und „nichtgeköpfter" Absplisse. Absolute Gültigkeit besitzt jedoch keines dieser Merkmale. Alle treten vereinzelt hier und da in jüngeren Kulturen gelegentlich wieder auf.

Auf Grund des nicht unbeträchtlichen Formenreichtums und des geologisch eindeutig bestimmbaren Alters halten wir es für berechtigt, die Wangener Kulturstufe als selbständige Stufe der älteren Steinzeit aufzustellen. Hierbei soll jedoch die Wangener Stufe nicht bloß eine Zusammenfassung von Werkzeugtypen sein, sondern zugleich ein geologisch eng begrenzter Zeitraum. Zur Wangener Stufe sind also alle menschlichen Kulturüberreste zu rechnen, die sich geologisch in die 1. Hälfte der 1. Zwischeneiszeit eingliedern lassen, und zugleich archäologisch dem gleichen Kulturkreis wie die Geräte von Wangen angehören. Die Kulturstufe von Wangen ist die älteste Kulturstufe der Menschheit. Für Deutschland ist Wangen die einzige Fundstelle dieser Stufe, wenn nicht der Unterkiefer von Mauer ebenfalls hierher gehört, was durch die dortigen Terrassenverhältnisse bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlich gemacht wird. Wieviel von dem Prächelléen und Frühchelléen der Franzosen zur Wangener Stufe gehört, läßt sich schwer entscheiden, da die geologischen Untersuchungen dort großenteils unbefriedigend sind. Stellt man doch in Frankreich diese Kulturen immer noch in die letzte Zwischeneiszeit. Da die erwähnten französischen Kulturkreise zeitlich kaum begrenzt sind und auch sicher — entsprechend den rein typologischen französischen Methoden — zeitlich ungleichartiges Material vereinigen, so ist es von vornherein abzulehnen, die Wangener Stufe mit irgendeiner französischen Stufe gleichzusetzen.

Die nächstjüngeren Funde Mitteldeutschlands gehören bereits der zweiten Hälfte der 1. Zwischeneiszeit an, der Zeit also, in der die Saale- und Salzehauptterrasse und im Unstruttal die Körbisdorfer Terrasse aufgeschüttet

Digitized by Google

wurden. In dieſe Zeit gehören die Funde von Wettin, Köchſtedt, Marktkleeberg und Hundisburg. Während die beiden letztgenannten Fundorte ſchon ſeit langem bekannt ſind, wurden die Fundſtellen von Wettin und Köchſtedt erſt vor zwei Jahren, alſo faſt gleichzeitig wie die von Wangen, von den Verfaſſern entdeckt. Beide Stellen gehören der Salzkehauptterraſſe an und ſind

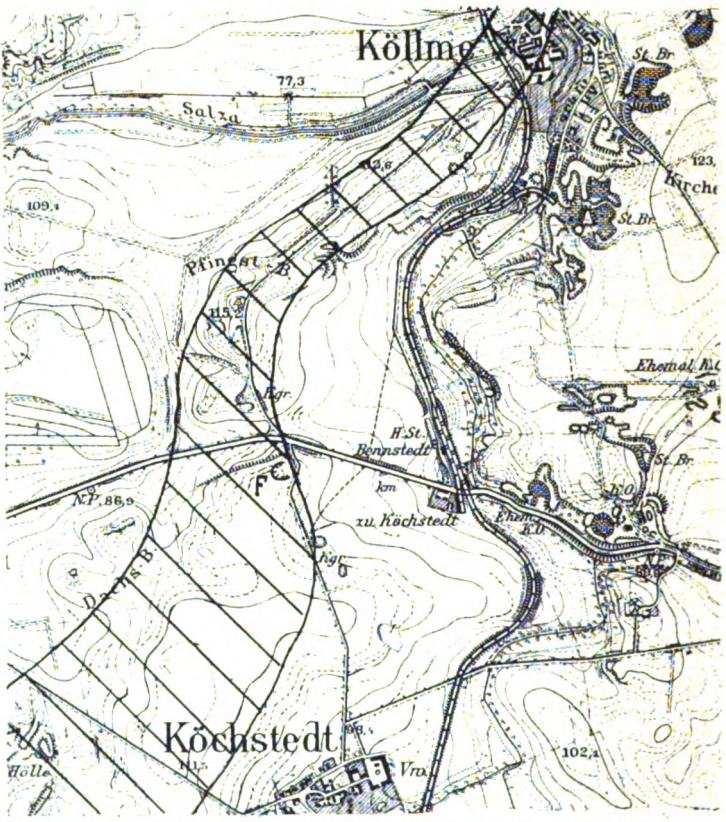


Fig. 7. Ausſchnitt aus dem Meßtiſchblatt 1:25000. Blatt Schraplau.

Salzketal der 1. Zwiſcheneiszeit. F = Fundſtelle.

daher in gewiſſem Sinne gleichaltrig, wenn man auch dieſen Begriff nicht zu eng faſſen darf. Vollzieht ſich doch die Bildung einer Terraſſe niemals ſo, daß der Fluß die Aue gleichzeitig in ihrer geſamten Breite einnimmt und aufſchüttet. Wie man heute noch in jedem Tal beobachten kann, pendelt vielmehr der Fluß in relativ ſchmaler Rinne in der Aue hin und her, hier aufſchüttend, dort ſeitlich erodierend, und verändert ſo langſam aber ſtändig ſein Bett, das er bei Hochwaſſer plötzlich weit verlegen kann. So können viele Jahrhunderte,

Digitized by Google

vielleicht Jahrtausende vergehen, ehe die Aufschüttung einer Terrasse durch neu einsetzende Tiefenerosion beendet wird. Wir fassen die ganze Dauer der Bildung einer Terrasse als Einheit auf. Aus diesem Grund besteht zwar zwischen den Kiesen von Köchstedt und von Wettin sicher ein gewisser Altersunterschied, über dessen absolute Größe läßt sich aber nichts aussagen. Das Verbindende zwischen ihnen bleibt jedenfalls die Terrasse, die außerordentlich gut ausgebildet ist. Sie läßt sich bereits aus der Gegend von Querfurt über Oberröblingen, Köchstedt, Salzmünde, Wettin bis unterhalb Rothenburg verfolgen. Von Salzmünde ab verläuft sie im wesentlichen im heutigen Saaletal, das sie nur zwischen Wettin und Dobis verläßt, um hier am Ostfuß des Schweizerlings und der Lowitzer Berge vorbei zu fließen. Die Schotter sind an zahlreichen Stellen aufgeschlossen und seit langem durch das häufige Vorkommen von Corbicula fluminalis bekannt, die im Salzketal auch schon in der oberen Ter-

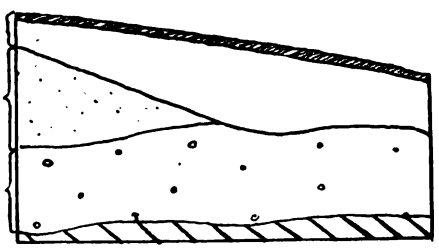
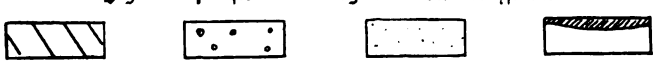


Fig. 8. Profil der Kiesgrube von Köchstedt.



rasse der 1. Zwischeneiszeit von Wüst nachgewiesen wurde. Corbicula fluminalis wird vor allem in der Artefaktfundstelle von Köchstedt wie auch in den benachbarten Kiesgruben sehr oft angetroffen. Außerdem kennt man von hier an Conchylien: Succinea oblonga, S. Schumacheri, Limnaea ovata, Bithynia tentaculata, Pupa muscorum, Helix striata. Von Säugetierresten ließen sich Stoßzahnfragmente von Elephas primigenius bestimmen. Vielleicht gehören auch die von Wüst aus der Gegend von Bahnhof Teutschental angeführten Reste von Elephas trogontherii und Rhinoceros Merckii hierher. Die Kiesgrube, die bisher allein [1]) paläolithische Werkzeuge geliefert hat, liegt südlich der Bennstedt-Langenbogener Chaussee an der Stelle, wo die Straße nach Köchstedt abzweigt (Fig. 1, 7 u. 8). In der Kiesgrube sind über tertiären Feinsanden die interglazialen Salzkekiese in 1—$1^1/_2$ m Mächtigkeit aufgeschlossen.

[1]) Die Artefaktnatur der von Spengler kürzlich in den Teutschentaler Kiesgruben gefundenen und von O. Hauser veröffentlichten Stücke muß wohl gänzlich abgelehnt werden.

Digitized by Google

Darüber folgen ohne ſcharfe Grenze ſehr unregelmäßig geſchichtete, ſandige glaziale Kieſe ohne Foſſilreſte und dann am Weſt- und Nordſtoß der Grube foſſilfreier Löß. Die glazialen Sande entſprechen der zweiten Eiszeit, deren

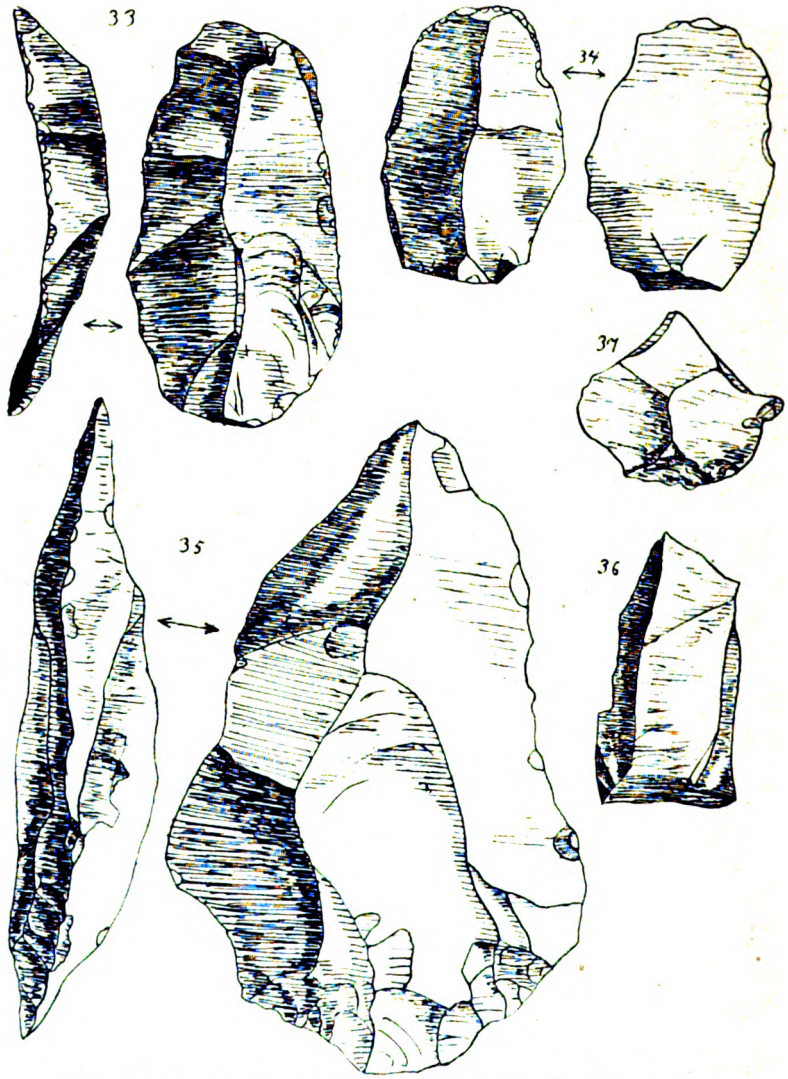


Abb. 33—37. Feuerſteingeräte der Wettiner Stufe (3/4 nat. Gr.).
33—34. Fundort: Köchſtedt.
35—37. „ Wettin.

ſonſtige Ablagerungen offenbar in der letzten Zwiſcheneiszeit wieder abgetragen wurden, ſo daß ſich der Löß der letzten Eiszeit unmittelbar auf die glazialen und z. T. auch auf die interglazialen Kieſe auflagern konnte. Aus den

Digitized by Google

interglazialen Kiesen am Westrand der Kiesgrube stammen die zwei auf Seite 20 abgebildeten klingenförmigen Abschläge, die beide nahe beieinander der anstehenden Kieswand entnommen werden konnten. Die größere, 7 cm lange prismatische Klinge (siehe Abb. 33) ist an den Kanten etwas abgerollt. Dadurch daß einige Vorabschläge quer zum Hauptabschlag liegen, weist das Stück einen krummlinig verlaufenden Grat auf. An der Basis ist der Querschnitt sehr flach, in der Mitte dagegen dreieckig. Ein alter Vorabschlag an dem Ende der einen Kante täuscht beinahe einen Eckstichel vor. Die ganze Klinge

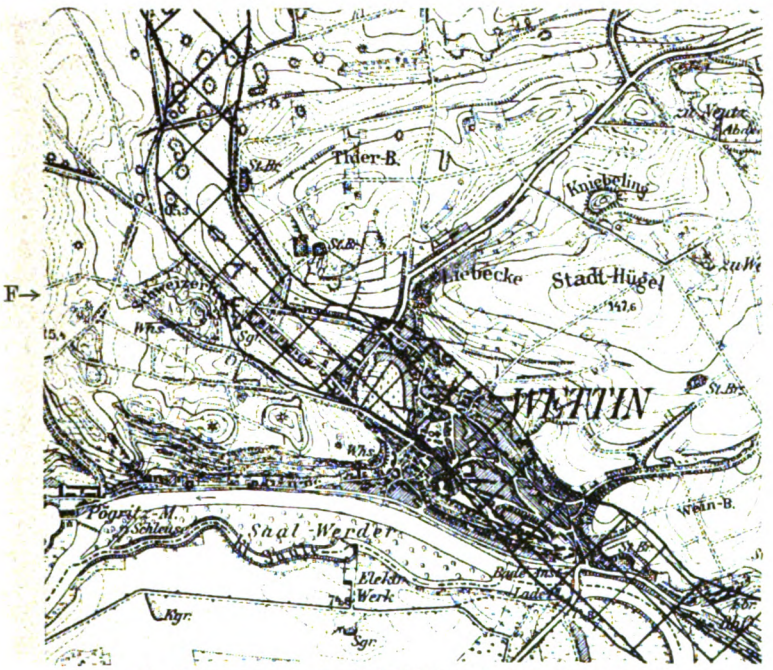


Fig. 9. Ausschnitt aus dem Meßtischblatt 1:25000. Blatt Wettin.

Salzketal der 1. Zwischeneiszeit. F = Fundstelle.

ist in der Schlagrichtung leicht gewölbt. Beide Kanten tragen Benutzungsspuren. Das schwach durchscheinende Stück zeigt eine weißlich graue Patina. Der andere nur 4,7 cm lange Abschlag läßt zwei gleichgerichtete deutliche Vorabschläge erkennen, zwischen denen ein scharfer Mittelgrat verläuft. Das Stück ist ziemlich flach, nur an der Basis etwas dicker. Die Patina ist gelblich braun. Die ungünstigen Aufschlußverhältnisse erschwerten bisher das Auffinden weiteren Materials.

Die zweite Paläolithfundstelle der Salzkehauptterrasse ist die am Fuß des Schweizerlings gelegene städtische Kiesgrube von Wettin (früher: Elstes Kiesgrube) (siehe Fig. 9—11). Die Salzteschotter sind hier 4,50 m

Digitized by Google

mächtig, in ihren unteren Lagen ziemlich kleinkörnig bis sandig und enthalten in ihrer oberen Hälfte eine tonige Bank, die teilweise zerstört ist, teilweise aber bis auf 20—30 cm Mächtigkeit anschwellen kann. Über dem Kies liegen 30—120 cm mächtige Feinsande, die in ihren oberen Lagen fein gebändert sind. Darüber folgt durchschnittlich 30—50 cm mächtiger Gehängeschutt mit Geschiebelehmmaterial, überdeckt von roten eisenschüssigen Sanden. Diese Sande greifen stellenweise in schmalen Rinnen in den Gehängeschutt ein. Eine kaum 30 cm mächtige Decke von Gehängelöß, die an ihrer Oberkante verlehmt und schließlich von Schwarzerde überlagert ist, bildet das Hangende. Ergänzt wird dieses Profil durch die Schichtenfolge, die rund 700 m östlich

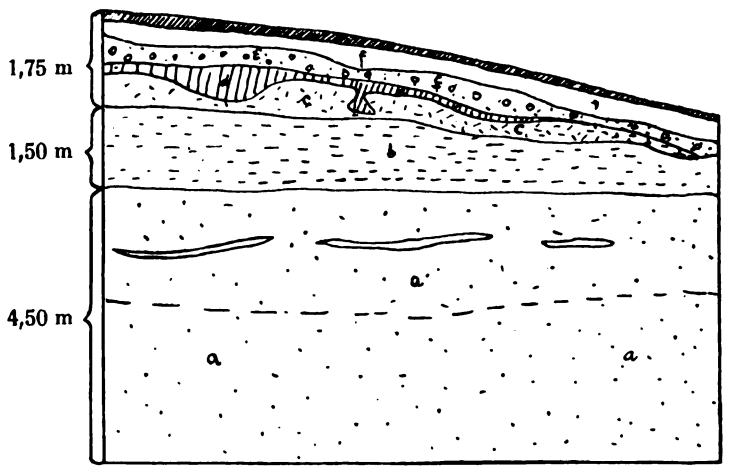


Fig. 10. Profil der Kiesgrube am Schweizerling bei Wettin.

Salzkeschotter mit dünnem Tonband, in der unteren Hälfte sandig. | Feinsand. | Gehängeschutt aus Geschiebemergelmaterial. | Rötlicher Feinsand. | Gehängeschutt mit viel Porphyrgrus. | Gehängelöß mit Humusdecke.

an der anderen Talseite in der Bornschen Gärtnerei angeschlossen ist. Hier liegen auf demselben Salzkeschotter zunächst 1—1 $^1/_2$ m lehmiger Sand und Kies, darüber ein 10 cm mächtiger Bänderton, 2 m mächtiger Geschiebelehm und dann glazialer Sand und Kies von wechselnder Mächtigkeit. Alle diese über dem Salzkeschotter genannten Schichten sind Ablagerungen der zweiten Eiszeit. Sie werden diskordant überlagert von streifig-sandigem Gehängelöß und schließlich von reinem Löß, die beide nach dem Tal zu an Mächtigkeit rasch zunehmen.

Die Kiesgrube am Schweizerling hat durch ihren Fossilreichtum bereits seit Jahren eine lokale Berühmtheit erlangt. Conchylienreste sind freilich im Kies selbst verhältnismäßig selten. Wüst stellte früher das Vorhandensein

Digitized by Google

eines Schalenbruchstückes von Corbicula fluminalis fest. Wir konnten in der oberen Hälfte der Schotter, insbesondere aber aus der Tonbank folgende Conchylien sammeln: Pupa muscorum, P. columella, P. genesii, Succinea Schumacheri und Helix sp. Säugetierknochen finden sich sehr zahlreich in den gleichen Lagen. Die Conchylien wie auch die Säugetiere weisen bereits auf kühleres Klima hin. Häufig sind vor allem Reste von Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus und Equus sp. Seltener ist Bison priscus. Aus der Oberkante der Schotter, unmittelbar an der Grenze gegen den Feinsand,

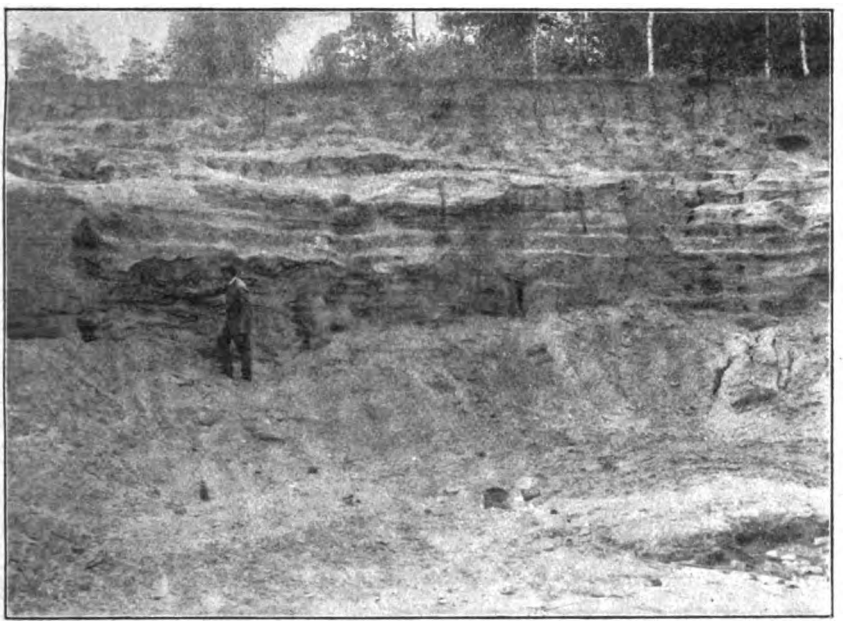


Fig. 11. Kiesgrube am Schweizerling bei Wettin.

konnte von uns der Schädel eines männlichen Ovibos moschatus geborgen werden. Dicht daneben fand sich in gleicher Höhe ein Beckenknochen von Rhinoceros tichorhinus. Die Häufigkeit von Knochenresten der genannten großen Säugetiere gerade an dieser Stelle geht zweifellos auf den Einfluß des Diluvialmenschen zurück. Lag doch nur wenige Meter entfernt das steil ansteigende Ufer mit der isoliert aufragenden Porphyrkuppe des Schweizerlings, während weiter talaufwärts aus breiter Auenfläche allmählich die flachen Uferhänge anstiegen. Vielleicht, daß er hier dem zur Tränke eilenden Wild nachstellte und zugleich vor dem gefürchteten Großwild zwischen den schwerzugänglichen zerklüfteten Porphyrfelsen Schutz suchte.

In der Kiesgrube fanden die Verfasser dicht vor der Kieswand einen außerordentlich gut gearbeiteten, spitzmandelförmigen Faustkeil (Abb. 35)

Digitized by Google

von 11 cm Länge, 7 cm Breite und 3 cm Dicke. Er ist aus einem großen, breitflachen Abschlag hergestellt, dem man durch kleinere, flache Abschläge vom Rand her eine handliche Form verlieh. Dies ist jedoch nur auf der Vorderseite an der Basis geschehen, während man auf der Rückseite lediglich den Schlagbuckel durch einige kurze, kräftige Schläge zu verflachen gesucht hat, ohne daß es völlig geglückt wäre. Im übrigen hatten schon die ersten groben Abschläge dem Stück eine normale Faustkeilform mit scharfen Kanten gegeben, so daß sich eine allseitige Bearbeitung erübrigte. Es scheint auf die Spitze weniger Wert gelegt worden zu sein als auf die sorgfältig zugeschärfte Basiskante. Der Faustkeil zeigt eine graue bis milchigweiße Patina. Der Kieswand selbst entstammt ein kleiner Kernstein (Abb. 36) von dunklem Feuerstein. Die Einbettung in einer feinsandigen Lehmschmitze hat bewirkt, daß sowohl die Kanten noch außerordentlich scharf sind als auch sonst von einer Patina relativ wenig zu merken ist. Das Stück, das von uns persönlich aus der Lehmschmitze entnommen wurde, zeigt zugleich, wie wenig das Fehlen einer Patina als Alterskriterium benutzt werden kann. Auch rein typologisch ist der Kernstein sehr bemerkenswert. Man hat bei ihm zunächst eine ebene Schlagfläche geschaffen und dann von dieser Fläche aus rund herum lange und z. T. recht schmale klingenförmige Abschläge abgetrennt; man hat also bereits das „Köpfen" der Feuersteinknollen als zweckmäßig erkannt. Erst der letzte Schlag ist quer zur Längsachse des Stückes ausgeführt. Diese Art der Feuersteintechnik, die für die ganze Kulturstufe bezeichnend ist, bedeutet einen wesentlichen Fortschritt gegenüber der Wangener Kulturstufe. Kam es hier im wesentlichen nur darauf an, überhaupt scharfkantige oder spitze Feuersteinsplitter zu erhalten, so legte der Mensch der Wettiner Stufe bereits beim Abschlagen Gewicht auf eine gute, von vornherein beabsichtigte Form des Stückes. Es verrät sich bei ihm eine durch langjährige Überlieferung und Übung erlangte Geschicklichkeit im Schlagen der Feuersteingeräte. Schließlich sei noch ein nicht benutzter, kleiner Abschlag, der ebenfalls aus der anstehenden Kieswand herausgezogen werden konnte, erwähnt. Wenn auch die Kiesgruben von Wettin und Köchstedt bisher nur wenig Artefakte geliefert haben, so dürfte doch durch diese die Wettiner Kulturstufe wesentlich charakterisiert sein. Ihre Leitformen sind in dem flachen Faustkeil und den großen Klingen gegeben.

Wenn wir als zweite Kulturstufe die Stufe von Wettin einführen, so geschieht dies aus folgenden Gründen: Erstens ist eine völlig eindeutige geologische Altersbestimmung möglich. Zweitens lagern die Funde in einer weithin verfolgbaren Terrasse, die eine unmittelbare Vergleichung mit den Fundstellen von Wangen und Weimar durch eine rein terrassenmäßige Untersuchung zuläßt. Drittens ist eine reichhaltige Fauna bekannt, die klimatisch auf der einen Seite durch Corbicula fluminalis auf der anderen durch Ovibos moschatus begrenzt wird. Viertens gestattet das Vorkommen von Corbicula fluminalis, die als Leitfossil für das 1. Interglazial gelten muß, eine Ver-

Digitized by Google

gleichung mit französischen und englischen Fundstellen. Fünftens tragen die meisten der gefundenen Artefakte den Charakter wichtiger Leittypen. Sechstens ist gerade der Wettiner Faustkeil am ehesten von allen deutschen Faustkeilen mit französischen Stücken zu parallelisieren. Man könnte noch den Einwand machen, daß Köchstedt und Wettin zwei verschiedenen Kulturstufen angehörten, zumal sie zeitlich etwas verschieden wären. Dem ist entgegenzuhalten, daß es bei den wenigen vorliegenden Stücken bis jetzt unmöglich ist, typologische Unterschiede zwischen beiden Fundorten festzustellen. Auch auf dem Umweg über andere Fundstellen läßt sich das nicht ermöglichen. Die zeitlichen Unterschiede, die man auf Grund der Faunenverschiedenheit annehmen kann, dürfen nicht überschätzt werden. Findet sich doch z. B. in den gleichaltrigen Unstrutschottern von Körbisdorf Renntier und Corbicula fluminalis dicht nebeneinander im Kies.

Vielfach umstritten ist das Alter der Fundstelle von Markkleeberg, und zwar sowohl in geologischer wie in archäologischer Hinsicht. Das erklärt sich einmal aus den nicht so scharf feststellbaren geologischen Verhältnissen, andererseits aus der offenkundigen Unzulänglichkeit des französischen Schemas. Rein geologisch läßt sich folgendes feststellen: Das Relief des unteren Elstertales ist weniger bewegt als das des Saaletals. Die Terrassenverhältnisse sind infolgedessen nicht ganz leicht überschaubar. So liegt die artefaktführende Schotterterrasse nur einige Meter über der Elster-Pleißeaue, was aus der Diluvialgeschichte des Elstertals verständlich wird. Trotzdem entspricht diese Terrasse zweifellos der Saalehauptterrasse resp. der Salzkehauptterrasse, wie das bereits Gäbert nachgewiesen hat. Die Bewertung des klimatischen Charakters des Kieses ist jedoch recht schwankend. E. Werth hat auf Grund der spärlichen Markkleeberger Fauna — Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus und Equus sp. —, sowie auf Grund von „Geschiebemergeleinlagerungen" im Kies auf hochglaziales Alter geschlossen. Werth sagt wörtlich: „Der Markkleeberger Paläolithiker war ein wirklicher Eiszeitmensch, dem das nordische Inlandeis in dem Flintreichtum seiner Moränen oder fluviglazialen Ablagerungen ein wertvolles, dauernd sich ergänzendes Geschenk brachte, das seinem interglazialen Vorgänger oder Nachfolger von den rein einheimischen Schottern in keiner zur Waffen- und Werkzeugherstellung so geeigneten Gesteinsart geboten werden konnte [1])". Diese extreme Auffassung ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Wie soll der Mensch auf so niedriger Kulturstufe der Kälte getrotzt haben, woher seine Nahrung bezogen haben! Man denkt hierbei so gern an den Eskimo und vergißt dabei doch, daß dieser dank seiner hohen oder wenigstens hoch spezialisierten Kultur, dank der unerschöpflichen Nahrungsquelle des Meeres die Schwierigkeiten überwinden konnte, denen der Mensch

[1]) E. Werth, Das Diluvium der Umgebung von Leipzig mit besonderer Berücksichtigung der Paläolithfundstelle von Markkleeberg. Zeitschr. d. deutsch. geol. Gesellsch. 1915.

Digitized by Google

der älteren Steinzeit im Binnenland machtlos gegenüberstand. Aber sind wir denn überhaupt auf Grund der geologischen Verhältnisse zu so gewagten Annahmen gezwungen? Der von E. Werth behauptete Geschiebemergelcharakter gewisser Einlagerungen ist keineswegs erwiesen, viel eher dürfte man vielleicht von steinigem Flußlehm reden, der in der Nähe von Flußwirbeln häufig unregelmäßige Lagerungsverhältnisse zeigt. Die Säugetierfauna von Markkleeberg ist keineswegs besonders „kalt", kommen doch alle erwähnten Formen auch in Wettin, wie in Hundisburg vor, ja sie sind sogar in der Saale wie auch der Salzkehauptterrasse am häufigsten. Die Seltenheit von Fossilien darf überhaupt nicht klimatisch ausgewertet werden, da die große Kalkarmut aller Elster-Pleißeschotter die Erhaltung der Fossilien meist verhindert hat. Sind doch in den diluvialen Schottern Nordwestsachsens bisher überhaupt noch keine Conchylien gefunden worden. Abgesehen von der Möglichkeit sekundärer Lagerung, die allerdings bei der Häufigkeit der Artefakte ziemlich unwahrscheinlich ist, läßt sich also das Alter der Fundstelle sehr wohl als ausgehende 1. Zwischeneiszeit bestimmen und unmittelbar zu Wettin und Köchstedt in Parallele setzen. Auch die Markkleeberger Artefakte reihen sich zwanglos in den Formenkreis der Wettiner Stufe ein. Die beiden Faustkeile von Markkleeberg sind zwar im einzelnen von dem Wettiner Faustkeil etwas verschieden, doch lassen sich solche Verschiedenheiten unmittelbar auf individuelle Verschiedenheiten des Gesteins wie des Herstellers zurückführen. Gerade im älteren Paläolithikum, wo die Herstellung der Werkzeuge noch nicht in zunftmäßiger Strenge erfolgte, darf man in kleinen Verschiedenheiten nicht immer gleich verschiedene Kulturentwicklungen sehen. Ganz in den Rahmen der Wettiner Stufe fallen jedoch die in Markkleeberg häufigen kräftigen Klingen. Eine Erweiterung des Wettiner Formenkreises wird durch die schönen Markkleeberger Handspitzen gegeben. Es ist durchaus unzulässig, sie als „Halbkeile" von den Faustkeilen abzuleiten, da ja die Handspitzen bereits in der Wangener Stufe reichlich vertreten sind. Niemals vollzog der Faustkeil „seinen Übergang zur Mousterspitze und zum Moustierschaber", wie Wiegers meint.

Die am weitesten nach Norden vorgeschobene Fundstelle der Wettiner Stufe ist die Kiesgrube am Schloßpark von Hundisburg. Die Säugetierfauna — Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus, Equus caballus und Bison priscus — ist mit der von Wettin und Markkleeberg identisch. Wiegers gibt als Profil an: Über tertiären Tonen kiesigen Sand und Geschiebemergel der 1. Vereisung, darüber die artefakt- und fossilführenden Flußkiese, diese überlagert von Kiesen und Geschiebemergeln der 2. und von Löß der 3. Vereisung. Ob es bei dem Geschiebemergel im Liegenden des Kieses sich nicht um fluviatilen Mergel handelt, ist zweifelhaft; es ist jedoch für das Alter des Kieses unwesentlich, ob er von Ablagerungen der 1. Vereisung unterlagert wird oder nicht. Wichtiger ist die Frage, welcher Vereisung der Geschiebemergel im Hangenden angehört. Wenn auch die Grenze der letzten

Digitized by Google

Vereisung in dieser Gegend noch nicht genau bekannt ist, so spricht doch die Überdeckung des Geschiebemergels mit Löß für die Richtigkeit der Wiegerschen Deutung. Terrassenvergleichungen führen hier zu keinem Ergebnis. Damit ist geologisch die Gleichaltrigkeit von Hundisburg mit Wettin und Markkleeberg wahrscheinlich gemacht. Die bisher bekannten Artefakte sind archäologisch weniger gut faßbar. Während der Entdecker der Fundstelle, E. Bracht, diese als Eolithen bezeichnete, stellte R. R. Schmidt ihre Artefaktnatur überhaupt in Frage. Wiegers und Obermaier reihten die Artefakte ins Acheuléen ein, nicht zum wenigsten auf Grund eines von Wiegers abgebildeten „Faustkeils". Wie schon R. R. Schmidt treffend bemerkt hat, verdient das Stück die Bezeichnung „Faustkeil" keineswegs. Ein Faustkeil muß in die Faust passen, ein „kleines Faustkeilchen" ist ein Unding. Viel eher läßt sich das Stück als rundlicher Schaber mit Flächenretusche bezeichnen. Die übrigen breiten klingenförmigen Abschläge reihen sich zwanglos der Wettiner Stufe ein. Es sei aber schon hier betont, daß dieser Abschlagtypus keineswegs in der Wettiner Stufe allein auftritt. Recht interessant ist fernerhin ein Kernstein, den wir kürzlich im Kies finden konnten. Dem Feuersteinknollen ist zunächst durch mehrere radiale Abschläge eine kreisförmige flache Basisfläche gegeben, auf die dann sämtliche weiteren Schläge rund herum ausgeführt sind. Abgesehen von der Breite der Abschläge und natürlich der Patina unterscheidet sich dieser Kernstein überhaupt nicht von den neolithischen Kernsteinen, wie sie sich in Mitteldeutschland bekanntlich außerordentlich zahlreich auffinden lassen. Hieraus wird ersichtlich, wie doch technische Einzelheiten lange Jahrtausende hindurch beständig bleiben oder doch in viel späteren Zeiten von neuem auftauchen können.

Aus alledem geht hervor, daß die Hundisburger Artefakte sich keineswegs so von dem Markkleeberger Material unterscheiden, daß die Aufstellung einer besonderen Kulturstufe zu rechtfertigen wäre. Weder die archäologischen noch die geologischen Tatsachen reichen aus, um die Trennung in eine ältere Hundisburger und in eine jüngere Markkleeberger Stufe, wie es Wiegers tut, zu ermöglichen. Es genügt nicht, diese Stufen mit dem unteren und oberen Acheuléen gleichzustellen, wozu vor allem das Material von Hundisburg nicht ausreicht. Aus der von uns gegebenen Darstellung dürfte hinreichend hervorgehen, daß sich die Funde von Hundisburg, Markkleeberg, Wettin und Köchstedt geologisch und archäologisch zu einer einheitlichen Kulturstufe zusammenfassen lassen. Nach welchem Fundort diese Kulturstufe benannt wird, ist bis zu einem gewissen Grade belanglos, da jede der vier Fundstellen für sich gesichert dasteht. Um aber Verwechslungen mit der von Wiegers gegebenen Fassung zu vermeiden und um die Grenzen der Kulturstufe rein auf Grund der deutschen Funde festzulegen, ohne irgendwelche Bindung an das keineswegs in jeder Hinsicht gesicherte französische Schema, haben wir diese Kulturstufe als Wettiner Stufe bezeichnet. Weitere Gründe hierfür sind bereits oben auseinander-

Digitized by Google

gesetzt. Ganz kürzlich hat Wiegers[1]) als Parallele zum französischen Chelléen und als Vorstufe für seine „Hundisburger Stufe" noch die „Halberstädter Stufe" aufgestellt, die er auf das einzige im Museum zu Halberstadt befindliche, aber am Großen Fallstein gefundene Artefakt gründet. Über die Fundumstände, besonders über die Fundschicht, dieses Artefakts gibt es überhaupt keine Angaben. Die Untersuchungen von H. Schroeder, auf die sich Wiegers bei seiner neuen Auffassung stützt, lassen die Entscheidung über das Alter des Kalktuffs am Fallstein und damit bis zu einem gewissen Grade das des Artefakts — ob 1. oder 2. Interglazial — offen. Archäologisch läßt sich über den Abschlag kaum etwas aussagen. Es geht unmöglich an, auf so unsicherer Basis eine selbständige Kulturstufe aufbauen zu wollen. Mit Wangen, Wettin, Köchstedt, Markkleeberg und Hundisburg sind die sicheren Fundstellen der 1. Zwischeneiszeit in Mitteldeutschland erschöpft[2]). Die Zugehörigkeit des Faustkeils aus der Lindentaler Hyänenhöhle zur Wettiner Stufe läßt sich so lange nicht entscheiden, als nicht weitere auch geologisch bestimmbare Funde aus der dortigen Gegend bekannt geworden sind.

Die zweite Eiszeit hat den Menschen aus Nord- und Mitteldeutschland vertrieben. Damit kommt für das behandelte Gebiet in den bisher stetigen Kulturverlauf eine Unterbrechung von gewiß nicht unbeträchtlicher Dauer. Über die hierdurch hervorgerufenen Wanderungen und Wandlungen der diluvialen Menschenrassen läßt sich heute noch nichts Genaues sagen. Sicher ist nur soviel, daß die Kulturstufe der 2. Zwischeneiszeit, die Weimarer Stufe, nicht unmittelbar aus der Wettiner Stufe abgeleitet werden kann. Erst lange, nachdem das Eis sich aus Deutschland zurückgezogen hatte, finden wir wieder Reste des Menschen in unserer Gegend. Weitaus am wichtigsten sind die Fundstellen von Weimar, Ehringsdorf und Taubach. Der die Funde bergende Kalktuff liegt unmittelbar auf einer Ilmterrasse, der „unteren" Ilmterrasse Wüsts, deren Oberkante nur 5 m über die Aue sich erhebt. Sie muß also wesentlich jünger sein als die „mittlere" Ilmterrasse, die rund 10 m über der Ilmaue liegt. Die mittlere Terrasse ist während bzw. am Ende der 1. Zwischeneiszeit entstanden, und zwar gleichzeitig mit der Saalehauptterrasse, in die sie sich rein terrassenmäßig überführen läßt. Corbicula fluminalis, die Leitform des 1. Interglazials, kommt sogar erst in der rund 20 m hoch liegenden „oberen Ilmterrasse" vor. Infolgedessen kann die untere Ilmterrasse und damit zugleich der Kalktuff nur letztes Interglazial sein, da postglaziales Alter schon aus paläontologischen Gründen gänzlich ausgeschlossen ist. Das gleiche Ergebnis erhalten wir, wenn wir über den Kalktuff von Burgtonna

[1]) Siehe F. Wahnschaffe, Geologie und Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes. 4. Aufl., neubearbeitet von F. Schucht. Stuttgart 1921. S. 373.

[2]) Ob der von Herrn W. Götze, Köthen, kürzlich gefundene schöne flache Faustkeil aus der gleichen Zeit stammt, kann erst nach Abschluß der geologischen Fundortsuntersuchung mit Sicherheit angegeben werden.

Digitized by Google

eine Zeitbestimmung versuchen. Die Kalktuffe von Burg- und Gräfentonna führen eine Fauna [1]), die sich in vielen Punkten mit der des Weimarer Kalktuffs [2]) deckt. Vor allem ist auch Elephas antiquus und Rhinozeros Merckii hier vertreten. Auch diese Kalktuffe, die man aus paläontologischen Gründen also als gleichaltrig mit den Weimarer Tuffen bezeichnen kann, liegen mit ihrer Basis so tief, daß zu ihrer Bildungszeit die damalige Unstrutaue, die einige Kilometer nördlich hiervon vorbei zieht, höchstens 5 m über der heutigen Aue gelegen haben kann. Die am Ende der 1. Zwischeneiszeit gebildete Unstrutterrasse mit Corbicula fluminalis liegt nun aber an dieser Stelle bestimmt höher als 10 m über der Aue. Also kann auch hier der Kalktuff nur während oder nach der Bildung der letztinterglazialen Unstrutterrasse entstanden sein. Der sicher erstinterglaziale [3]) Kalktuff von Bilzingsleben [4]) unterscheidet sich zudem in seiner Fauna von dem Kalktuff von Tonna wie auch dem von Weimar [4]). Damit ist auf mehrfache Weise das letztinterglaziale Alter der Weimarer Tuffe bestimmt. Die stark subjektivisch schwankende Bewertung der Weimarer Kultur und die mehr oder weniger unsichere Vergleichung mit dem ebenfalls nicht in allen Punkten gesicherten französischen Gliederungsschema des Paläolithikums kann die rein geologisch erfolgte Altersbestimmung nicht im geringsten erschüttern. Die innerhalb des gleichen Flußnetzes vorgenommene Terrassengliederung bestimmt die gegenseitige Altersstellung der Wettiner und Weimarer Stufe genau so sicher, wie wenn eine direkte Überlagerung beider Kulturen vorhanden wäre. Wenn bezüglich der klimatischen Bewertung der einzelnen Horizonte des Kalktuffkomplexes noch Meinungsunterschiede auf geologischer Seite, vor allem in der Deutung des „Pariser", vorhanden sind, so ist das demgegenüber von geringer Bedeutung. Wir halten es für möglich, daß die Unterbrechung der Kalktuffbildung, die der Pariser anzeigt, die Folge einer kurzen Klimadepression sein kann. Von einem ersten Anzeichen der letzten Eiszeit im Sinne Soergels kann jedoch kaum die Rede sein. Heß von Wichdorf [5]) betont mit Recht, daß sich der Pariser auch ohne starke Klimaschwankungen erklären lasse, und daß der Kalktuff von Weimar keineswegs so erhebliche Zeiten für seine Bildung beanspruche. Ist doch auch für uns nicht die lokal so veränderliche Neubildung der Gesteine, sondern vielmehr die für lange Flußstrecken gleichbleibende Eintiefung der beste Zeitmaßstab.

[1]) Schäfer, Über die pleistozäne Säugetierfauna und die Spuren des paläolithischen Menschen von Burgtonna. Zeitschr. d. deutsch. geol. Gesellsch. 1909.

[2]) Unter dem Kalktuff von Weimar sollen auch die Taubacher und Ehringsdorfer Vorkommen mit verstanden werden.

[3]) R. Lehmann, a. a. O.

[4]) R. Wohlstadt, Die Molluskenfauna der diluvialen Travertine von Bilzingsleben usw. Arch. f. Molluskenkunde 1920.

[5]) Heß v. Wichdorf, Zur weiteren Kenntnis der Quellmoore in Norddeutschland. Jahrb. d. preuß. geol. Landesanstalt 1912, Teil II, S. 338ff.

Digitized by Google

Während die geologische Beurteilung der Weimarer Tuffe bisher im allgemeinen als ziemlich einheitlich angesehen werden kann, ist dies bei der archäologischen Bewertung der Kulturreste keineswegs der Fall. Auch heute noch stehen sich zwei ziemlich gleichstarke Gruppen von Archäologen in heftiger Fehde gegenüber. Dabei sind es weniger archäologische Gründe, welche die verschiedenen Auffassungen hervorgerufen haben, sondern vielmehr gerade die geologischen Verhältnisse, die diesen Streit entzündeten. Wären die Weimarer Kulturüberreste ohne Begleitfauna gefunden, so wäre kaum ein Streit entstanden. Es ist in hohem Grade reizvoll, zu sehen, wie die Antiquusfauna die „rein typologische" Beurteilung gefärbt hat. „Antiquusfauna nur im Chelléen und Acheuléen", so steht im französischen Schema. Das war der Leitgedanke der einen Partei — und die Weimarer Kultur wurde ein Chelléen oder Acheuléen. Der Leitgedanke der anderen Partei war: Chelléen und Acheuléen in der 1. Zwischeneiszeit — also bleibt für das letztinterglaziale Weimar nur Moustérien übrig. Joseph Bayer versuchte es mit einer dritten Lösung, die gewissermaßen eine Vereinigung beider Standpunkte darstellt. Er setzt die Kultur ins Chelléen und gleichzeitig in die 1. Zwischeneiszeit.

Alle diese Wege kranken an der Beeinflussung der archäologischen Diagnose durch geologische Leitvorstellungen. Eine Vermeidung dieses Fehlers ist nur dadurch möglich, daß wir die Kultur von Weimar als eine selbständige Kulturstufe betrachten ohne jegliche Bindung an das französische System. Wir verstehen also unter der Stufe von Weimar keineswegs wie Wiegers „Unteres Moustérien", wie wir überhaupt eine Gleichsetzung unserer Stufen mit irgendeiner französischen Stufe ablehnen. Wenn die französischen Gelehrten, die die Stufe des Moustérien selbst genau begrenzt haben, sich einer Eingliederung der Weimarer Kultur in das Moustérien widersetzen, so sollen wir Deutschen uns doch ruhig damit zufrieden geben. Müssen jene es doch am besten wissen, was sie unter „Moustérien" verstanden wissen wollen. Das französische Schema ist zunächst für Frankreich und nur in Frankreich aufgestellt. Wir Deutsche haben keine Veranlassung, ihm zu internationaler Gültigkeit zu verhelfen, es auch in Deutschland — und sei es in dem von Wiegers[1]) gegebenen deutschen Gewande — als bindend zu betrachten.

Die in Weimar, Ehringsdorf und Taubach bisher gefundenen Kulturreste sind so zahlreich und mannigfaltig, daß eine eingehende Betrachtung derselben weitaus den Rahmen dieser Arbeit überschreiten würde. Eine neue monographische Bearbeitung derselben wäre außerordentlich wünschenswert. Das, was die Weimarer Kultur in hohem Maße kennzeichnet, ist die Abhängigkeit der Geräte vom Material. Konnte doch der damalige Mensch hier, dicht

[1]) Eine stratigraphische Umdeutung, wie sie Wiegers versucht, macht die französische Gliederung nicht richtiger, da der prinzipielle Fehler, die Vernachlässigung stratigraphischer Grenzen bei der Aufstellung der Kulturstufen, sich nicht ausmerzen läßt.

Digitized by Google

am Rande des nordischen Vereisungsgebiets, nur noch wenig Feuersteinmaterial antreffen, so daß er sogar mit kleineren und nicht mehr ganz bergfeuchten Stücken, sowie mit Aushilfsmaterial, wie Quarz, Quarzit und Porphyrit, vorlieb nehmen mußte. Die Folge war, daß die Artefakte vielfach klein und unansehnlich ausfielen, daß viele Stücke mißlangen und daß größere Klingen kaum herstellbar waren. Diese lokalen Einflüsse müssen sorgfältig ausgeschieden werden, wenn ein allgemeingültiges Kulturbild gezeichnet werden soll. So kann also bezüglich der Klingentechnik der Weimarer Stufe keineswegs das sich in Weimar bietende Material allein bewertet werden, sondern es müssen hierzu andere Fundstellen mit herangezogen werden, Fundstellen, die sich eines günstigeren Silexmaterials erfreuen. Das Fehlen von Faustkeilen darf keineswegs auf Kosten des Materials gesetzt werden, denn gerade für die Herstellung eines Faustkeils ist anderes Material als Feuerstein, etwa Porphyrit, in hohem Grade geeignet. Nur wenige Werkzeugformen sind ebenso leicht auch aus anderem Material als Feuerstein zu erzielen. Porphyrit stand dem Menschen von Weimar aber genügend zur Verfügung. Für die Herstellung von Handspitzen, der besten Typen der Weimarer Kultur, hat jedoch das ungünstige Material keinen Einfluß ausgeübt. Die Handspitzen sind aus dünnen Abschlägen hergestellt und zeigen eine sorgfältige Bearbeitung der Ränder, vor allem aber auch der Spitze. Oft ist auch nur ein Rand gedengelt, vor allem, wenn der zweite Rand keine scharfe Schneide mehr abgeben konnte. Die Dengelung ist meist einseitig und fein, nicht selten auch flächenhaft. Neben Handspitzen, deren Kanten symmetrisch verlaufen, fehlt es auch nicht an solchen, deren eine Kante wenig, die andere stark gekrümmt ist. Von den Handspitzen der Wangener und Wettiner Stufe unterscheiden sich die Weimarer Handspitzen vor allem dadurch, daß sie aus wesentlich dünneren Abschlägen hergestellt sind und eine sorgfältigere Dengelung zeigen. Wie weit die einseitige Bearbeitung als etwas Wesentliches angesehen werden kann, mag dahingestellt bleiben. Sicher ist jedenfalls, daß einseitige Bearbeitung bereits in der Wangener und Wettiner Kultur sich findet. Als Typen sind fernerhin die Längsschaber anzusehen, die, oft aus einem klingenartigen Abschlag hergestellt, nur längs einer Kante benutzt worden sind. Die Dengelung ist analog wie bei den Handspitzen. Durchaus noch im Rahmen älterer Technik stehen einige dicke Rundschaber mit starker Flächenretusche, die gern als Formen des Acheuléen hingestellt werden. Die auffälligsten Artefakte der Weimarer Stufe dürften jedoch die schönen Doppelspitzen von Ehringsdorf sein, deren Herstellung zweifellos eine aus älteren Stufen unbekannte Kulturleistung darstellt. Überhaupt ist das Fehlen von Doppelspitzen in den Kulturen der 1. Zwischeneiszeit ein typologisch sehr wichtiges Moment, das sich vielleicht auch für die Datierung der Köstener Kultur brauchbar erweisen könnte. Ob Faustkeile in den Kulturen der zweiten Zwischeneiszeit gänzlich fehlen, läßt sich jedenfalls bis jetzt noch nicht sagen. Auf die menschlichen Skelettreste,

Digitized by Google

die erst neuerdings durch Virchow eine eingehende Bearbeitung erfahren haben, soll hier nicht weiter eingegangen werden.

Nächst den Fundstellen des Ilmtals kommt der von Rabutz große Bedeutung zu. Gegen die bereits von Siegert und Weißermel eingehend dargestellten und begründeten Lagerungsverhältnisse sind neuerdings von seiten J. Bayers Bedenken erhoben worden [1]), die dem mit dem Rabutzer Gelände Unvertrauten ein abschließendes Urteil etwas erschweren könnten. Deshalb sei auch hier nochmals kurz darauf eingegangen. Nach der von Siegert in der Tongrube der Rabutzer Ziegelei niedergebrachten Bohrung liegen hier über präglazialen Saalekiesen Ablagerungen der 1. und 2. Eiszeit getrennt durch Saaleschotter der oberen Terrasse der 1. Zwischeneiszeit (nicht Hauptterrasse, wie Gagel angibt). Darüber folgen der Rabutzer Beckenton mit der Artefaktfundzone und zahlreichen Fossilresten, darunter Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii, und schließlich lehmige Kiese, Feinsande und Humusbildungen. In den Ablagerungen der 2. Eiszeit tritt ein weithin verfolgbarer Tonhorizont, der Bruckdorfer Beckenton, auf. Siegert stützte seine Auffassung von dem letztinterglazialen Alter des Rabutzer Beckentons auf das Vorhandensein der interglazialen Saaleterrasse und des Bruckdorfer Beckentons. Beide Beweismittel zweifelt Bayer an. Er faßt alle eiszeitlichen Ablagerungen im Liegenden des Rabutzer Beckentons als zur 1. Eiszeit gehörend auf und stellt den Ton selbst ins 1. Interglazial, bei allem geleitet von der Überzeugung, daß Elephas antiquus nicht im letzten Interglazial vorkommen kann. Es muß zugestanden werden, daß die von Bayer gehegten Zweifel an der Stichhaltigkeit der beiden Siegertschen Beweise an sich möglich sind. Für den Saaleschotter hat das Siegert bereits selber zugegeben. Trotzdem halten wir die Siegertsche Deutung des Profils im wesentlichen für richtig. Bei langjähriger Erfahrung ist es in der Tat möglich, Saaleschotter in der Bohrung als solchen zu erkennen. Gibt man aber das zu, dann ist die Zugehörigkeit zur oberen erstinterglazialen Saaleterrasse von vornherein sicher, zumal diese nur 10 km südlich am Elstertalgehänge ausstreicht. Daß an der interglazialen Natur der Saaleterrasse nicht gerüttelt werden kann, das zeigen die Fossilreste dieser Terrasse und nicht zum wenigsten die gleichaltrigen artefaktführenden Kiese von Wangen nur zu deutlich. Fossilreste sind bei einer Bohrung in interglazialem Saalekies von vornherein nicht zu erwarten. Das ist ja gerade der Vorzug der Terrassengliederung, daß auf jeden Aufschluß, sobald durch seine Höhenlage und seinen petrographischen Habitus seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Terrasse bewiesen ist, auch die aus allen übrigen Aufschlüssen der Terrasse gewonnenen, allgemeinen Ergebnisse übertragen werden dürfen.

[1]) J. Bayer, Der Beckenton von Rabutz. — 1. Interglazial. Mannus Bd. 13, S. 67 ff. 1921.

Digitized by Google

Der Einwand Bayers, daß der von Siegert als Bruckdorfer Beckenton gedeutete Tonhorizont sich nicht als solcher beweisen ließe, ist ja berechtigt. Immerhin ist jedoch für Siegerts Behauptung eine beträchtliche Wahrscheinlichkeit vorhanden. Da der Bruckdorfer Beckenton von Siegert und Weißermel auf weite Erstreckung hin im Reidetal und im Elstertal als ununterbrochen zusammenhängendes Band verfolgt werden konnte, und in nahezu gleicher Höhe in den nur 1 km auseinanderliegenden Bohrungen von Schwoitsch und Rabutz ein gleichartiger Tonhorizont auftritt, der in der Bohrung von Schwoitsch sicher der 2. Eiszeit zugehört, so ist die Siegertsche Deutung zweifellos sehr naheliegend. Wir wollen zugeben, daß der Parallelismus im Aufbau der diluvialen Ablagerungen von Siegert und Weißermel verschiedentlich etwas zu weit getrieben ist, daß lokale Variationen oft zu wenig berücksichtigt sind, so daß dabei mehrfach Fehler untergelaufen sind. Solch ein Fehler liegt z. B. in der Deutung des in Beuditz unter 4 m glazialem Sand angetroffenen Tonbänkchens, für das Siegert eine unmittelbare Verbindung mit dem Rabutzer Beckenton annahm. Nach den Geländeverhältnissen von Rabutz zu rechnen, setzt sich zwar der Rabutzer Beckenton einige hundert Meter nach Süden fort, eine Erstreckung des Rabutzer Tones bis nach Beuditz ist jedoch weder nachweisbar, noch überhaupt wahrscheinlich. Da es sich in Beuditz nur um ein 10 cm mächtiges Tonband inmitten mächtiger glazialer Feinsande handelt, ganz gleichartige Feinsande jedoch den Rabutzer Ton in seinem Ostteil unmittelbar unterlagern, so ist eine Altersvergleichung beider Tone nur in dem Sinne zu entscheiden, daß der Beuditzer Ton älter ist, und daß die Feinsande über ihm nur ins Liegende, keinesfalls ins Hangende des interglazialen Rabutzer Tones gehören. Die Auffassung Keilhacks, daß die letzte Vereisung den Rabutzer Ton nicht überschritten habe, ist durch die diesjährigen neuen Aufschlüsse nur gestützt worden. Wenn aber Bayer auf Grund der Siegertschen Deutung des Beuditzer Profils, die er diesmal für „absolut sicher und eindeutig" hält, an primäre glaziale Ablagerungen über dem Rabutzer Ton glaubt, so darf er sich nicht auf Keilhack stützen, wenn er diese in die vorletzte Eiszeit verlegen will. Gründet doch Keilhack seine Ansicht, daß die Grenze der letzten Eiszeit nördlich von Rabutz liegt, auch mit auf das Fehlen von glazialen Ablagerungen über dem Rabutzer Ton. Wären solche nachzuweisen, dann würde Keilhack sie nicht der vorletzten, sondern der letzten Eiszeit zurechnen. Hier liegt von seiten Bayers offenbar ein Zirkelschluß vor.

Selbst wenn man den in der Rabutzer Bohrung angetroffenen interglazialen Saaleschotter und den Bruckdorfer Beckenton als beweiskräftig ablehnt, lassen sich andere wichtige Argumente dafür anführen, daß die Glazialablagerungen im Liegenden des Rabutzer Beckentons der 2. Eiszeit angehören. Zwischen Halle und Leipzig zieht sich ein breiter Endmoränenzug am Nordufer der Elster-Luppeaue hin, der den ganzen Landschaftscharakter der dortigen Gegend bestimmt und der „Dieskauer Stillstandslage" Siegert-Weißermels

Digitized by Google

entspricht. Diesem Endmoränenstadium verdanken die Sande, Kiese und Geschiebemergel der 2. Eiszeit zwischen Halle und Leipzig ihre großen Mächtigkeiten. Langgestreckte Oser lassen sich weithin in nördlicher Richtung bis zu den Porphyrkuppen bei Landsberg verfolgen, breite Sandflächen legen sich im Süden davor. Es ist unmöglich, die über dem Bruckdorfer Beckenton in der Bohrung von Schwoitsch mit 20 m durchsunkenen und die im Liegenden des Rabutzer Beckentons bis über 10 m mächtigen Geschiebemergel und Glazialsande von dem Dieskauer Endmoränenzug trennen zu wollen. Die Zugehörigkeit dieser Rückzugsstaffel zur zweiten Eiszeit ist durch zahlreiche Aufschlüsse erwiesen. Zudem sind Ablagerungen der 1. Eiszeit in der Umgebung von Halle außerordentlich selten, und dann immer nur in geringer Mächtigkeit und tiefem Niveau vorhanden. Erst jetzt wurden Saale und Elster in ihrem Unterlauf in ihr heutiges Tal gedrängt. Erst im Anschluß an den Rückzug des Eises konnte sich also der Rabutzer Ton als Absatz eines lang sich hinziehenden Rinnensees bilden. Damit ist die Gleichaltrigkeit des Rabutzer Tons mit den Weimarer Kalktuffbildungen erwiesen. Beide gehören ins letzte Interglazial. Von einer Beschreibung der Rabutzer Artefakte kann hier abgesehen werden, da eine solche von seiten H. Hahnes zu erwarten steht.

Ebenfalls die in der Baumannshöhle bei Rübeland gefundenen Artefakte stammen aller Wahrscheinlichkeit nach aus der letzten Interglazialzeit. Da unter den wenigen Stücken sich auch 2 Handspitzen befinden, die denen von Weimar gut vergleichbar sind, so darf die Zurechnung zur Stufe von Weimar als gesichert gelten.

Bezüglich der Fundstelle von Westeregeln läßt sich infolge des dürftigen Bestandes an nichtssagenden Abschlägen rein archäologisch nichts aussagen. Die Lagerung in Gipsschlotten erschwert die geologische Beurteilung. Immerhin dürfte vor allem auf Grund der paläontologischen Verhältnisse das Alter der Fundschichten als ausgehendes letztes Interglazial anzugeben sein. Das gleiche gilt für die Fundstelle von Thiede, wo die gefundenen Artefakte immerhin wesentlich wertvoller sind. Ein Längsschaber fällt noch in den Rahmen der Weimarer Kulturstufe. Ein breiter Klingenkratzer zeigt Anklänge zu der während der letzten Eiszeit sich entwickelnden Klingentechnik. Ob er jedoch nicht doch noch der Weimarer Stufe angehören könnte, wäre immerhin zu erwägen. Spielt doch gerade hinsichtlich der Klingen das Gesteinsmaterial, das dem Menschen von Thiede in viel besserem Zustande als dem von Weimar zur Verfügung stand, eine beträchtliche Rolle. Wir müssen also die Zurechnung der Fundstellen von Thiede und Westeregeln vorläufig noch offen lassen.

Es ist vielleicht hier der Platz, auf eine Fundstelle von Holzkohlenresten bei Krölpa einzugehen, die vielleicht auf die Tätigkeit des Diluvialmenschen zurückzuführen sind, und denen neuerdings von J. Stoller[1]) und

[1]) J. Stoller, Fossilführende Diluvialschichten bei Krölpa in Thüringen. Jahrb. d. preuß. geol. Landesanstalt. Berlin 1919.

Digitized by Google

F. Wiegers[1]) viel Wert beigelegt wird. Soll doch die Kulturschicht dem 1. Interglazial angehören und in einem von der Präglazialzeit bis zur Jetztzeit reichenden Profil lagern. So bedeutsam auch ein solches Profil wäre, so können wir uns doch keineswegs der von Stoller gegebenen Deutung anschließen. Stoller gliedert die dortigen Ablagerungen folgendermaßen:

Schichten des Profils	Zeitabschnitte
Löß	Glazial 3
Lücke	Interglazial II
Schotterlehm + Schotter	Glazial 2
Saulschlammschichten { Sand (Kulturschicht) / Torf / Ton }	Interglazial I
Sandlehm	Glazial 1
Schuttlehm (Mammutlehm von Krölpa)	Präglazial

Für die Beurteilung des Profils ist wichtig, daß die Aufschlüsse am Ausgang eines Tales liegen und somit mehr oder weniger Talaufschüttungsprodukte aufschließen. Entsprechend der Kleinheit des Baches spielt neben Sanden und Tonlagen lehmiger Gehängeschutt eine große Rolle. Die starke Wechsellagerung wird vor allem durch die im Untergrund liegenden, vielfach ausgelaugten und verstürzten Zechsteingipse bedingt. Im Anbetracht dessen, was wir oben über diluviale Erosionsarbeit ausgeführt haben, muß es von vornherein bedenklich erscheinen, Ablagerungen fast der ganzen Diluvialzeit in ein und derselben Höhenlage beinahe im heutigen Auenspiegel anzutreffen. Aber auch die Schichten selbst machen einen relativ jungen Eindruck. Zudem haben die Arbeiten Passarges[2]) gerade für Ostthüringen gezeigt, wie verbreitet mächtige Schuttbildungen ganz jungen Alters in den Tälern sind. Stoller hat versucht, Ablagerungen aller drei Eiszeiten in den Aufschlüssen zu finden, indem er einfach die fossil- und steinfreien Lehmlagen und den Sandlehm als jüngeren und älteren Löß resp. deren Äquivalente auffaßt. In dem Schotterlehm will er sogar eine Lokalmoräne der 2. Eiszeit erblicken. Die Stollersche Deutung scheint uns in hohem Grade unwahrscheinlich. Einen sicheren Beweis für das glaziale Alter irgendeiner Ablagerung lassen die Aufschlußverhältnisse überhaupt nicht zu. Daß ein Teil der Schichten diluvial ist, geht aus dem Vorhandensein des Mammuts hervor. Die Kulturschicht läßt sich aber damit bestenfalls ins letzte Interglazial verlegen, zumal die Flora der Saulschlammschichten sich nach Stollers Angaben nicht von der heutigen unterscheidet. Wenn Wiegers also bei Angabe der Verbreitung des unteren Acheuléen = „Hundisburger" Stufe auch die „Saulschlammsandkulturschicht"

[1]) F. Wiegers, a. a. O. S. 206.

[2]) S. Passarge, Morphologie des Meßtischblattes Stadt Remda. Hamburg 1914.

Digitized by Google

von Krölpa mit angibt, so können wir dem auch vom geologischen Standpunkt aus nicht beistimmen.

Genau wie zwischen der Wettiner und der Weimarer Kulturstufe klafft infolge des erneuten Vordringens des Eises in Mitteldeutschland eine Lücke zwischen der Weimarer Stufe und den für unser Gebiet nächstjüngeren Kulturen, die sich im Anschluß an den Rückzug des Eises einfinden. Das in Süddeutschland, Frankreich usw. reich entwickelte „jüngere Paläolithikum" fehlt hier völlig, abgesehen vielleicht von der Übergangszeit zur jüngeren Steinzeit. Das Fehlen jeglicher Siedlungsreste aus der 3. Eiszeit in Mitteldeutschland zeigt, daß eine breite unbewohnte Zone vor dem Eisrand angenommen werden muß. Das Fehlen menschlicher Reste auf das Fehlen von Höhlen, von Feuersteinmaterial oder dgl. zurückzuführen, geht in diesem Falle nicht an. Es ist innerhalb grober Grenzen möglich, die Breite dieser menschenleeren Zone zu ermitteln. Die dem damaligen Eisrand am nächsten liegenden Reste letzteiszeitlicher Kulturen finden sich in der Umgebung von Andernach. Selbst wenn wir sie zeitlich der maximalen Ausdehnung der letzten Eiszeit gleichsetzen, so waren sie doch immer noch 350 km vom Eisrand entfernt. Demnach kann man mit einer mindestens 300—400 km breiten menschenleeren Zone rechnen. Nun verfügte aber der Mensch der letzten Eiszeit zweifellos dank seiner schon recht hohen Kultur über weitaus größere Schutzmittel gegen die eiszeitliche Kälte als seine Vorfahren. Vor allem sei an den Schutz durch Höhlen, Feuer und vielleicht auch durch Felle erinnert, die dem Menschen der älteren Kulturstufen nicht, oder nicht in dem Maße, zu Gebote standen. Daraus folgt, daß eine Besiedlung Mitteldeutschlands während der zweiten Eiszeit nicht angenommen werden kann. Aber auch rein geologisch läßt sich diese Tatsache auswerten. Noch herrscht ein großer Streit über die Frage, wie weit das Eis in den Zwischeneiszeiten zurückwich. Eine menschenleere Zone auch für die Zeit der Wettiner Stufe angenommen, ergibt unzweifelhaft, daß der Eisrand auch am Ende der vorletzten Zwischeneiszeit noch nördlich der heutigen Ostsee gesucht werden muß. Wieviel nördlicher erst, als Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii in Norddeutschland weilten!

Bisher galt vielfach Frankreich als die Wiege der Menschheit. Die altsteinzeitlichen Funde Thüringens beweisen jedoch, daß auch Deutschland bereits zu den Zeiten besiedelt war, bis zu denen sich menschliche Kultur überhaupt nachweisen läßt. Wenn es den Verfassern gelungen ist, innerhalb weniger Wochen auf relativ engem Raum drei neue Paläolithfundstellen zu entdecken, so kann man darin das beste Zeichen dafür erblicken, daß auch Mitteldeutschland keineswegs so arm an altsteinzeitlichen Funden ist, wie vielfach angenommen wurde. Wenn auch vorläufig diese Funde noch spärlich sind, so darf das doch nicht allein auf eine geringere Besiedlung zurückgeführt werden. Maßgebend ist vor allem die geringere Häufigkeit des Feuersteins, der die Grundlage des Werkzeugmaterials für den Urzeitmenschen bildete.

Digitized by Google

Ungünstig wirkt fernerhin die Bedeckung gerade altdiluvialer Schichten durch jüngere Glazialbildungen in fast ganz Norddeutschland. In der Wangener Kulturstufe haben wir den Menschen bis zu den Zeiten zurückverfolgt, seit denen in Mitteldeutschland überhaupt Feuerstein in brauchbarer Weise zur Verfügung stand; sind doch die präglazialen Ablagerungen frei von Feuerstein. Mit Hilfe von Feuersteinmaterial läßt sich also in Mitteldeutschland die menschliche Kultur nicht bis in frühere Zeiten nachweisen. Ob dies in andern Ländern möglich sein wird, ist fraglich. Man hat vor allem in Frankreich wie auch in Belgien in den tertiären Eolithen Spuren menschlicher Tätigkeit erkennen wollen. Es ist ja vollauf berechtigt, die z. T. schon hochentwickelten Werkzeugformen der Wangener Kulturstufe nicht als die ältesten menschlichen Werkzeuge überhaupt zu betrachten. Es werden sicher einfache rohe Steinsplitter, die so verwendet wurden, wie sie gerade waren, den Anfang gemacht haben. Es fragt sich jedoch, ob der Mensch lange auf dieser Stufe verharrte; es fragt sich ferner, ob sich an solchen Stücken die Werkzeugnatur überhaupt erkennen läßt. Können doch Schlagzwiebel und Dengelung auch auf natürlichem Wege entstehen. Wenn hier daher auch die Grenze zwischen künstlich und natürlich durchaus nicht scharf ist, so läßt sich doch für Werkzeuge erst dann menschliche Bearbeitung wahrscheinlich machen, wenn sie Schlagmarken, Dengelung und gewollte Form gleichzeitig aufweisen sowie an derselben Stelle in größerer Anzahl auftreten. Eine abstrakte Definition läßt sich hier nicht geben. Handlichkeit eines Stückes ist ein sehr verfängliches Argument. Weitere Stützen für die Artefaktnatur von Feuersteinen können in dem Zusammenvorkommen mit Fossilresten, insbesondere mit Resten größerer Säugetiere gesehen werden. Primäre Lagerung ist dann ziemlich gesichert, wenn Fossilreste in größerer Anzahl, wenn zusammenhängende Skeletteile von Säugetieren oder wenn vollständige Exemplare dünnwandiger Conchylien (z. B. Limnaea, Succinea usw.) oder auch doppelklappige Muscheln gleichzeitig mit den Artefakten vorkommen. Alle diese Bedingungen sind bei den Fundstellen von Wangen, Wettin, Köchstedt, Hundisburg usw. erfüllt. Bei diesen in Flußschottern lagernden Artefakten spricht gegen eine sekundäre Lagerung außerdem die Anhäufung an diesen betreffenden Stellen, und zwar nur an diesen Stellen. Während von uns in den letzten 2 ½ Jahren mehrere hundert Kiesgruben Ostthüringens, gleichgültig ob glazialen oder interglazialen Charakters systematisch auf Artefakte untersucht worden sind, haben doch nur die wenigen erwähnten Stellen solche geliefert. „Abrollung" beweist für einen Transport im Fluß gar nichts. Entsteht doch die „Abrollung" weniger durch das Rollen der Artefakte im Flußbett als vor allem durch die schleifende Wirkung des vom Fluß vorbeigetriebenen Quarzsandes.

Eolithen, die für die Existenz des Menschen beweisend sein könnten, gibt es bisher noch nicht. Damit ist auch die Frage des Tertiärmenschen, soweit sie sich auf angebliche Artefakte gründet, erledigt. Unstatthaft ist es jedoch, den

Digitized by Google

Homo Heidelbergensis als Vertreter der Eolithenstufe hinzustellen. Die Tatsache, daß in Mauer bisher keinerlei geformte Werkzeuge gefunden worden sind, beweist noch nicht, daß er solche noch nicht benutzt hat. Man wird vielleicht noch das hohe Alter der Mauerer Sande heranziehen wollen, indem man sich auf das Vorkommen von Rhinoceros etruscus stützt, das aus dem ersten norddeutschen Interglazial bisher noch nicht bekannt ist. Demgegenüber spricht für ein nachmindeleiszeitliches Alter der Mauerer Sande einmal das Fehlen von Elephas meridionalis in der sehr vollständigen Mauerer Fauna und andererseits die Tatsache, daß nach Kormos [1]) am Plattensee Rhinoceros etruscus in Schichten auftritt, die sich zeitlich nur wenig unterscheiden von den überlagernden Schichten mit Corbicula fluminalis und Theodoxus (Neritina) Prevostianus C. Pfr. (letztere möglicherweise identisch mit Neritina serratiliniformis Geyeri). Corbicula fluminalis und Neritina serrati liniformis Geyeri sind aber nach R. Lehmann [2]) als Leitfossilien für das 1. Interglazial anzusehen. Infolgedessen halten wir es für durchaus möglich, daß der Homo Heidelbergensis der Wangener Stufe angehört. Da die Wettiner Stufe sich kulturell sehr gut von der Wangener Stufe herleiten läßt, so läßt sich ein Gleichbleiben der Rassenverhältnisse vielleicht rechtfertigen. Den Träger der Weimarer Kultur kennen wir glücklicherweise durch die Ehringsdorfer und Taubacher Menschenfunde.

Gegenüber den gewaltigen Zeiträumen, die gerade die älteste Kulturentwicklung des Menschen einnimmt, erscheint unsere Gliederung in die Wangener, Wettiner und Weimarer Stufe im Vergleich zu der französischen Gliederung mit ihren zahlreichen Unterstufen als recht einfach, vielleicht zu einfach. Es muß jedoch dahingestellt bleiben, ob nicht gerade eine allzu genaue Untergliederung gewisse Gefahren in sich birgt. Sie beruhen nicht zum wenigsten in den Fehlern jeder allzu engherzigen typologischen Methode. Wie weit kleine Änderungen in den Werkzeugformen auf allgemeine Entwicklung, wie weit sie auf individuelle Variationen zurückgehen, läßt sich gewöhnlich kaum entscheiden, wenn nicht gleichzeitig geologische Gründe für eine wesentliche Altersverschiedenheit mitsprechen. Faziesverschiedenheiten, z. B. Wechsel von Sand-, Kies- und Tonlagen dürfen dabei nur mit Vorsicht ausgewertet werden. Es ist vorteilhafter, eine wenig unterteilte, dafür aber in jeder Hinsicht gesicherte Gliederung zu verwenden, als eine allzu detailierte Gliederung, über deren Allgemeingültigkeit man stets im Unklaren bleibt.

Um einen ungefähren Überblick zu gewinnen über die Zeitdauer, mit der bei den einzelnen Stufen zu rechnen ist, kann man das Ausmaß der Erosionsarbeit der Flüsse heranziehen. Bei Festlandsablagerungen ist sie vorteilhafter zu verwenden als die Aufschüttung. Gerade von Nichtgeologen wird freilich

[1]) Th. Kormos, Neuere Beiträge zur Geologie und Fauna der unteren Pleistozänschichten in der Umgebung des Balatonsees. Budapest 1910.

[2]) a. a. O.

Digitized by Google

oft auf tiefe Lagerung eines Fundes unter der Erdoberfläche großer Wert gelegt und doch gestattet diese kaum einen Schluß auf das absolute Alter des Fundes. Selbst die 24 m mächtigen Deckschichten, die den Unterkiefer von Mauer überlagerten, sind in relativ kurzen Aufschüttungsphasen, die nur einen ganz geringen Bruchteil der seither verstrichenen Zeit einnehmen, zur Ablagerung gelangt. Allerdings, auch die Erosionstätigkeit der Flüsse hat nicht dauernd in der gleichen Weise gewirkt. In der Flußgeschichte wechseln Perioden der Aufschüttung mit solchen der Tiefenerosion. Vor allem die Eiszeiten haben dabei zu Unstetigkeiten geführt. Solange jedoch hierbei eine gewisse, gleichmäßige Periodizität herrscht, wird doch die Tiefenerosion ungefähr proportional der Zeit fortschreiten. Um wenigstens grobe Zahlenwerte für eine Zeitschätzung zu erhalten, wird man alle die Unstetigkeiten vernachlässigen müssen, die durch sonstige lokale oder regionale Faktoren (tektonische Bewegungen, Klimaschwankungen, Flußlaufveränderungen u. a. m.) bedingt werden.

Für die Unstrut beträgt die Taleintiefung während der 1. Zwischeneiszeit im Mittel 32 m, die der 2. Zwischeneiszeit 6 m und die der seitdem verstrichenen Zeit 2 m. Setzen wir diese drei Beträge zueinander in Beziehung, so ergibt sich das Verhältnis 1:3:16 [1]). Innerhalb nicht zu enger Fehlergrenzen läßt sich dieses Verhältnis auch als ein Zeitverhältnis auffassen, so daß wir damit Anhaltspunkte zu einer Altersdatierung der altsteinzeitlichen Kulturstufen gewinnen. Allerdings kann unter Berücksichtigung der Talverlegungen der Unstrut das Zeitverhältnis besser als 1:3: höchstens 16 angenommen werden. Penck hatte in ähnlicher Weise im alpinen Gebiet für dieselben Zeiten das Verhältnis 1:3: mindestens 12 gefunden. Die Übereinstimmung ist zweifellos beachtenswert. Die seit dem Höhepunkt der letzten Eiszeit verstrichene Zeit wird heute auf rund 25000 Jahre geschätzt. Rechnen wir davon die ersten 10000 Jahre als zweite Hälfte der letzten Eiszeit, so ergibt sich als Dauer der ganzen 3. Eiszeit 20000 Jahre. Für die viel bedeutendere vorletzte Eiszeit wollen wir den doppelten Betrag einsetzen. Unter Verwendung obiger Proportionen erhalten wir dann abgerundet folgende Werte:

	Alter
3. Eiszeit	25000 Jahre
Stufe von Weimar	50000 „
2. Eiszeit	100000 „
Stufe von Wettin	150000 „
Stufe von Wangen	250000 „
1. Eiszeit	350000 „

Wenn natürlich diese Zahlen nur innerhalb sehr weiter Fehlergrenzen Gültigkeit beanspruchen dürfen, so geben sie doch immerhin einen gewissen

[1]) Vgl. hierüber R. Lehmann, a. a. O.

Digitized by Google

Anhalt zu Zeitvorstellungen, die doch ein jeder mehr oder weniger bewußt mit dem Begriff des Urmenschen verbindet. Zugleich zeigen die Zahlen, wie lange unsere Vorfahren gerade auf jenen ersten Kulturstufen verharrten, wie kurz demgegenüber die seither verstrichene Zeit ist. Lange Jahrtausende hindurch, von der Wangener bis zur Weimarer Stufe schreitet die Kulturentwicklung langsam, fast unmerklich fort, um dann mit dem Eintritt der letzten Eiszeit ganz plötzlich emporzuschnellen. Das Ende der Weimarer Kulturstufe bedeutet einen so scharfen Schnitt in der Kulturgeschichte der Menschheit, daß es uns vorteilhaft erscheint, nicht nur das ältere oder nach Wiegers mittlere Paläolithikum sondern das Paläolithikum überhaupt hier endigen zu lassen und die Kulturen der letzten Eiszeit und Postglazialzeit zur mittleren Steinzeit zusammenzufassen. Fehlt doch dem heute als Mesolithikum zusammengefaßten Kulturkreis jede scharfe Grenze zum „jüngeren Paläolithikum". Andererseits stößt man nur zu oft auf die Ansicht, daß die hochstehende „altsteinzeitliche" Kunst zur Kultur des Urmenschen oder ältesten Menschen gehöre. Gerade die oben gegebenen Zahlen dürften die Unrichtigkeit solcher Vorstellungen erweisen. Je mehr sich in Nord- und Mitteldeutschland die leider noch wenig veröffentlichten mesolithischen Fundstellen häufen, um so mehr zeigt es sich, daß die ganze Feuersteintechnik dieser Zeit noch durchaus in den Rahmen des sog. „jüngeren Paläolithikums" fällt. Für eine neue, rein deutsche Gliederung der mittleren Steinzeit im weiteren Sinne dürften vor allem Süddeutschland und Deutschösterreich in Frage kommen. Für die ältere Steinzeit werden Wangen, Wettin, Weimar sichere Grundpfeiler bleiben.

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Oskar Montelius[1].

Von Gustaf Kossinna.

Mit 3 Textabbildungen.

Als ich am 7. November in meiner Vorlesung über die Bronzezeit auf das Eingreifen von Montelius in den Streit um das Bestehen eines allgemein europäischen Bronzealters im Jahre 1878[2]) zu sprechen kam und nebenbei hervorhob, daß wir diesen hochverehrten Führer unserer Wissenschaft fast als Einzigen aus dem Kreise jener Streiter noch unter den Lebenden zu wissen die Freude haben, war es für mich von geradezu erschütternd dramatischer Wirkung, als mir aus dem Kreise der Zuhörer ein Zeitungsblatt entgegengehalten wurde, auf dem ich den Namen „Oskar Montelius" las, begleitet von einem Todeskreuz.

So hat denn unsere Gesellschaft zum zweiten Male den Tod eines ihrer Ehrenmitglieder zu beklagen, eines Ehrenmitgliedes, das gerade ein Jahrzehnt lang zu den Unsrigen gehört hat.

Noch wenige Wochen vor seinem am 4. November erfolgten Tode waren die Zeitungen Norddeutschlands und Dänemarks voll von Berichten über die fesselnden Reisevorträge, die Montelius den ganzen September über in Mitteleuropa gehalten hatte, in Lübeck beginnend, über Berlin, Haag, Wien, Helmstedt und wiederum Berlin, in Kopenhagen endigend. Überall hatte dieser breitschultrige, hünenhafte Germane, der trotz seiner 78 Jahre noch völlig ungebeugt war, ja die Schwungkraft und das Arbeitsfeuer des Jünglings zeigte, durch die ihm eigene geistige Lebhaftigkeit und humorvolle Liebenswürdigkeit seine Zuhörer gebannt und war Gegenstand aufrichtigster Bewunderung und begeistertster Verehrung gewesen.

[1]) Gedenkrede gehalten in der Sitzung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zu Berlin am 8. Dezember 1921.

[2]) Korr.-Bl. d. Gesamtvereins d. deutschen Gesch.- u. Altert.-Vereine. 27 (1879), S. 18f., 20f.; 28 (1880), S. 28ff.

Digitized by Google

Aber mit den langen anstrengenden Fahrten zur Nacht und den vielen Reden zur Abendstunde hatte er selbst seiner Riesennatur wohl zu viel zugemutet. Nach der Rückkehr in die Heimat, die am 3. Oktober erfolgte, überfiel ihn eine große Müdigkeit, die wohl nicht nur eine Folge der überstandenen Strapazen, sondern vielleicht auch das erste Anzeichen einer im Innern steckenden starken Erkältung war. Auf der Rückreise von Wien nach Berlin war er nämlich in der Tschechoslowakei bei der Eisenbahnfahrt neben dem ganzen Gepäck auch seines Überziehers beraubt worden. Und im Pochen auf seine unverwüstliche Gesundheit — Montelius war in seinem Leben nie krank gewesen — verschmähte er es, unterwegs einen Ersatzüberzieher zu erwerben. Selbst für die zugige Meeresfahrt über den Sund konnten Kopenhagener Freunde ihm nur mit Gewalt ein Plaid aufdrängen. Seiner großen Ermüdung ungeachtet nahm er, ohne sich im geringsten zu schonen, die gewohnte Arbeit in vollem Umfange wieder auf: nicht nur an seinen beiden im Druck befindlichen Werken, sondern auch als Präsident der Altertums-Akademie, als Redner im historischen Museum und gelegentlich auch noch als Erklärer der Museumssammlungen. Ja, selbst nachdem er am 15. Oktober an fieberhaftem Lungenkatarrh erkrankt war, hat er noch zwei Tage darauf eine Vorlesung im Museum gehalten und im Anschluß daran unserem Berliner Geographen Penck die köstlichen Schätze dieses Museums vorgewiesen. Gleich darauf zwang ihn die Lungenentzündung mit einem Fieber von 40° auf sein letztes Krankenlager, wo er noch drei Wochen gegen den Tod angekämpft hat.

„Man kann sich schwer vorstellen, daß er gestorben ist", schrieb mir Nils Åberg. „Nie ist er krank gewesen und jetzt auf einmal verschwindet er geradeso wie ein alter Wiking, der sich von einem Felsen ins Meer stürzt: so stirbt Montelius."

Die allerletzte ihm vergönnte Tätigkeit war die Museumsführung für Penck gewesen, also eine solche in kleinstem Kreise, wie er sie besonders liebte, wo er dann zwei oder drei teilnahmsvolle, wissensdurstige Zuhörer in reizvolle Einzelheiten einweihte, was er mit unvergleichlichem Geschick und oft mit anregendstem Humor auszuführen verstand, zumal wenn er es mit Damen zu tun hatte. Sein ganzes Leben lang hat er tausende von Malen und stets mit derselben inneren Wärme die Sammlungen des Stockholmer Museums erklärt; dies war ihm nicht nur Freude und Lebensbedürfnis, sondern gehörte auch zu seinen amtlichen Aufgaben von seiner Upsaler Studentenzeit an, die 1861 begann. Denn schon 1863 wurde er von dem damaligen schwedischen Reichsantiquar Bror Emil Hildebrand verpflichtet, „bis auf weiteres bei der Erklärung der Sammlungen zu den öffentlichen Besuchszeiten behilflich zu sein[1])".

[1]) Vgl. Statens historiska Museet. Kort beskrifning till vägledning för de besökande. Stockholm 1872; 10. Aufl. 1912. — Das Museum vaterländischer Altertümer in Stockholm. Beschreibung der wichtigsten Gegenstände. 3. Aufl. 1912. — Französisch: 2. Aufl. 1912. — Englisch: 1. Aufl. 1912.

Digitized by Google

1868 machte er sein philosophisches Kandidatenexamen und wurde außerordentlicher Amanuensis bei der Geschichts- und Altertums-Akademie, 1871 zweiter, 1880 erster Amanuensis. Und in dieser wahrhaft bescheidenen Stellung blieb noch er 27 Jahre lang, bis er 1907 als Nachfolger des erkrankten Hans Hildebrand Reichsantiquar und Sekretär jener Akademie wurde. 1869 promovierte er in Upsala mit der Dissertation „Aus dem Eisenalter[1])“,

Oskar Montelius 1905.
(Mannus IV, Tafel II)

einem reich illustrierten Foliobande, worin er über das Eisenalter im allgemeinen handelte und dazu ein Verzeichnis sämtlicher skandinavischen Funde des sog. älteren Eisenalters gab, die Münzen, Brakteaten und Fibeln enthalten. 1877 wurde er zum Mitgliede der Altertumsakademie erwählt und als Antrittsrede, die er im folgenden Jahre hielt, benutzte er den ungedruckt ge-

[1]) Från Jernåldern I. II. Stockholm 1869.

Digitized by Google

bliebenen ersten Entwurf seines erst 1885 erschienenen bedeutendsten Werkes „Über Zeitbestimmung innerhalb des Bronzealters [1])".

1888 als 45jähriger erhielt er den Professortitel. Am 31. März 1913, im 70. Lebensjahre, trat er zurück von dem Amte als Reichsantiquar, das er sechs Jahre lang verwaltet hatte. Wenn wir noch erwähnen, daß Montelius am 9. September 1843 als Sohn eines Hofrechtsrats zu Stockholm in demselben Hause der St. Paulsgasse geboren wurde, in dem er sein Leben beschloß, und daß er einem alten uppländischen Pfarrergeschlechte entstammte, während seine Mutter, Klara Norin, aus Norrland gebürtig war, endlich daß er 1871 Agda Reuterskiöld ehelichte, die ihm durch ihr Zeichentalent auf seinen zahllosen Studienreisen, insonderheit in Italien, eine geschätzte Mitarbeiterin war und ein Jahr vor ihrem Gatten hinschied, so haben wir die wichtigsten Einzelheiten seines äußeren Lebensganges berührt.

Wir haben nun ein Bild der wissenschaftlichen Bedeutung des Meisters zu entwerfen, wie es sich hauptsächlich in seinen Druckwerken wiederspiegelt. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, einseitig in eine bloße Lobrede zu verfallen, sondern wir müssen nach unserem besten Wissen, d. h. vom heutigen Standpunkte deutscher Wissenschaft aus, in gerechter Weise Licht und Schatten in dem Bilde gleichmäßig hervortreten lassen. Wir können dies um so lieber tun, als der Ausspruch: „wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten" in diesem Falle nur in sehr beschränktem Maße recht behält.

Übersehen wir das ganze Literaturwerk von Montelius, so hat er bis 1913, als er in den Ruhestand trat, an 350 Schriften verfaßt, darunter zahlreiche selbständige Bücher; und seitdem sind noch viele neue Schriften hinzugekommen. Er begann seine Veröffentlichungen 1869 als 26jähriger mit der erwähnten Dissertation über das „Eisenalter" und gleichzeitig mit einem wichtigen Vortrage auf dem internationalen Prähistorikerkongreß zu Kopenhagen [2]), worin er als Erster versuchte, die Formen der Bronzegegenstände der nordischen Bronzezeit aufzuteilen auf die beiden großen Perioden dieses Zeitalters, die erst einige Jahre vorher der Däne Worsaae nur ganz im allgemeinen unterschieden hatte als ältere Bronzezeit mit Körperbestattung und Bronzegeräten von feinem, edlen Stil und als jüngere Bronzezeit mit Brandbestattung und Bronzegeräten von minderer Schönheit [3]).

Mit diesem Vortrage aus dem ersten Jahre seines Schrifttums zeigte sich Montelius sogleich auf dem Gebiete, das er sein ganzes Leben lang in bevorzugter Weise gepflegt und mit einer Eindringlichkeit und einem Erfolge

---

[1]) Om Tidsbestämning inom bronsåldern. Stockholm 1885.

[2]) L'âge du bronze en Suède (Compte rendu, Congrès intern. d'anthr. et d'archéol. préhist. IV, Kopenhagen 1869. Kopenhagen 1875, S. 253f.).

[3]) Worsaae, Om en ny deling af steen- og broncealderen (Danske Videnskr. Selsk. Forhandlinger. 1859), S. 25. — Derselbe, Slesvigs eller Sønderjyllands oldtidsminder. Kopenhagen 1865, S. 40.

Digitized by Google

erforscht hat, daß kein Land Europas daraus nicht größten Nutzen gezogen hätte: nämlich die Bronzezeit. Und zwar war es besonders die schwere Frage der Chronologie, die ihn anzog. Denn er hatte schon früh scharfsinnig erkannt, daß die Chronologie der Angelpunkt aller Fragen der Vorgeschichte ist. Ohne die Grundlage einer festen Chronologie schweben diese Fragen vollkommen in der Luft und entziehen sich einer Beantwortung, die Anspruch auf wissenschaftliche Bewertung und auf Dauer erheben kann. Darum nahm er sich zum Ziel, feste, klare Ordnung zu bringen in die ungeheure Masse ungeordneten Rohstoffes, den die Vorgeschichtsforschung bearbeiten soll. Und mit unentwegter Zielbewußtheit ist er sein Leben lang auf dieses Ziel losgesteuert.

Zunächst galt es, eine relative Chronologie innerhalb der Bronzezeit zu schaffen, also feste Kulturperioden eines Landes in die richtige Reihenfolge zu bringen. Um dies zu erreichen, dazu bediente er sich einer neuen wissenschaftlichen Methode, auf die gleichzeitig mit ihm, doch völlig unabhängig von ihm, auch sein nächster Amtsgenosse und Freund Hans Hildebrand gekommen war [1]). Dies ist die sog. typologische Methode, deren neuer Gedanke darin bestand, die damals neue Darwinsche Entwicklungslehre auf die Erzeugnisse menschlicher Handarbeit anzuwenden. Zwar hatten zwei englische Forscher, der Archäologe John Evans [2]) und der Oberst Lane Fox, spätere General Pitt Rivers [3]), schon vorher Vorstöße in dieser Richtung unternommen; ihre Versuche waren aber in der archäologischen Welt unbekannt geblieben [4]) und auch längst nicht mit der erfolgreichen Eindringlichkeit oder wenigstens mit der folgerechten Nachhaltigkeit geführt worden, wie dies namentlich bei dem vor allem naturwissenschaftlich vorgebildeten Montelius der Fall war. Wahrscheinlich ist sowohl Montelius wie Hildebrand von ihrem gemeinsamen Freunde, dem Anthropologen Gustaf Retzius, beeinflußt worden, der damals ein begeisterter Verkünder der neuen Lehre Darwins war.

Im Jahre 1872 konnte Montelius in seinem wohl bekanntesten, jedenfalls am meisten zitierten Werke, dem Bilderatlas „Schwedische Altertümer" oder Antiquités suédoises [5]), die Aufteilung der Bronzegegenstände, wie Beile, Schwerter, Rasiermesser, Sicherheitsnadeln, Hängegefäße usw. auf die erwähnten beiden Unterabteilungen der Bronzezeit bereits bis ins einzelne

[1]) H. Hildebrand, Studier i jämförande Fornforskning. I. Bidrag till Spännets Historia (Antikvarisk Tidskrift för Sverige. IV. 1872/1873).

[2]) John Evans: The coins of the ancient Britons. London 1864.

[3]) Lane Fox: Primitive warfare (The Journal of the R. United Service Institution 1867—69).

[4]) Erst 1876 auf dem internationalen Prähistoriker-Kongreß zu Budapest machte John Evans das Werk von Pitt Rivers im Kreise der Vorgeschichtsforscher bekannt (Congrès VIII, Budapest 1876, Bd. I, S. 308).

[5]) Sveriges forntid. Atlas. Svenska fornsaker, ordnade och förklarade. I. Stenåldern och bronsåldern; Stockholm 1872 (261 Abb.).

Digitized by Google

durchführen. Und ſeit 1871 hat er auf mehreren internationalen Prähiſtorikerkongreſſen, zu Bologna 1871 [1]), Stockholm 1874 [2]), Budapeſt 1876 [3]) und in zahlreichen größeren und kleineren Schriften [4]) die Typen aller wichtigeren nordiſchen Bronzegegenſtände und ſelbſt ihrer Ziermuſter [5]) in entwicklungsgeſchichtlichen Zuſammenhang gebracht.

Die hierdurch erzielten Reihen zeitlicher Aufeinanderfolge ſtehen aber zueinander zunächſt in keinem Zuſammenhange. Um ſie für die Zeitbeſtimmung wahrhaft fruchtbar zu machen, dazu bedurfte es noch der Hinzunahme eines zweiten Mittels. Montelius vereinigte mit jenen Typenreihen reiche Zuſammenſtellungen großer „geſchloſſener" oder, wie er ſagt, „ſicherer" Funde, d. h. ſolcher Funde, deren einzelne Teile ſämtlich zu einem und demſelben Zeitpunkt in der Erde niedergelegt worden ſind, ſei es als Beigaben eines einzigen Grabes, ſei es als Schatz, Weihegabe oder Depot. Dieſe großen Funde ordnete er ſo, daß ſie parallel liefen mit den Typenreihen, und ſo erhielt er durch Zuſammenſtellung aller derjenigen Typen, die in den Funden miteinander vergeſellſchaftet waren, den Geſamtinhalt der einzelnen Kulturperioden. Wenn die Typenreihen gewiſſermaßen ſenkrechte Längsſchnitte durch die ganze Bronzezeit darſtellen, ſo kann man die Kulturperioden als horizontale Querſchnitte durch beſtimmte Punkte des Zeitalters anſehen.

Man kann dieſe Verhältniſſe durch folgendes ſchematiſche Bild erläutern:

Beil-Typen	Schwert-Typen	Fibel-Typen	Hängegefäß-Typen	
A	(Dolche)	—	—	I
B	A	—	—	
C, D	B	—	—	II
E, F	C	A	—	
G	D	B	—	III
H	E	C, D	A	

Eine neue Periode tritt dann ein, wenn für alle Gegenſtände oder für die Mehrzahl derſelben ſtatt der bisherigen merklich veränderte Typen auf-

[1]) Sur les époques de l'âge du bronze en Suède (Congrès V, Bologne 1871. Bologna 1873, S. 292).

[2]) a) Sur l'âge du bronze en Suède. b) Sur les poignées des épées et des poignards en bronze (Congrès VII, Stockholm 1874. Stockholm 1876, I, S. 488ff.; II, S. 882ff.).

[3]) Sur les celts en bronze (Congrès VIII, Budapeſt 1876, T. I. Bud. 1877, S. 304ff.).

[4]) Bronsåldern i norra och mellerſta Sverige (Antiqvariſk Tidſkrift f. Sverige III, S. 219, 275, 314, 331, 344). Stockholm 1871—73. — Bohuslänſka Gornſaker. Heft 2 (Stockholm 1877), Bihang S. 28ff. — Minnen från bronsåldern ſlut i Norden (K. Vitt. Akad. Månadsblad 9, 1880, S. 97ff.). — Spännen från bronsåldern och ur dem närmaſt utvecklade former (Antiqv. Tidſkrift f. Sverige 6, Nr. 3, S. 1ff. Stockholm 1880—82) [behandelt nur die Fibeln Italiens].

[5]) Om den nordiſka bronsålderns ornamentik och des betydelſe for frågan om periodens indelning (Månadsblad 10, 1881, S. 17ff.).

Digitized by Google

treten. Die so sich ergebenden Perioden versieht man dann mit Zahlen, wobei Nr. I natürlich die älteste Periode ist.

Nun wäre es aber möglich, daß zwar die typologische Anordnung der Reihe untadelig wäre, daß man sich aber in der ganzen Richtung der Entwicklung geirrt haben könnte und daß, was man für den Anfang einer Reihe ansieht, vielmehr ihr Schluß wäre, und ebenso umgekehrt. Gegen solche Irrtümer ist man einigermaßen geschützt durch die Beobachtung, daß am Anfang jeder Reihe der Gegenstand eine einfache, durchaus zweckentsprechende, daher meist edlere Gestalt besitzt, als späterhin, wo er oft durch zu reichen Zierat überladen oder zu unförmiger Größe angeschwollen erscheint. Einen ganz sicheren Wegweiser bilden hier die sog. Rudimente oder Überlebsel, d. h. Formteile, die ursprünglich für den Aufbau notwendige Glieder waren, später aber ihren Zweck einbüßen und nur noch nach dem Gesetz der Trägheit als bloßer Zierat weiterleben. Diese Überlebsel verändern dann in raschem Spiel ihre Form, bis sie nach längerem Scheinleben absterben und verschwinden. Ein solches Rudiment ist z. B. die untere, nach den Schneiden hin gelegene Hälfte der beiden Ränder eines zum Absatzbeil gewordenen Randbeiles. Oft kann man hier auch die Beobachtung machen, daß bisher geschmiedete Teile eines Gegenstandes plötzlich durch Guß hergestellt werden und infolgedessen ihre Gestalt ändern. So werden bei der germanischen Bronzezeitfibel die durch Schmieden des Drahtes hergestellten Bügelscheiben später als volle Scheiben gegossen und zeigen dann die frühere Aufrollung des Drahtes als Rudiment in Gestalt gleichmittiger erhabener Kreise. Desgleichen wird die aus Draht geschmiedetete knieförmig gebogene Nadelrast dieser Fibel am Ende der Bronzezeit plötzlich zu einem durch Guß hergestellten Ringe oder einer Öse, schließlich zu einem bloßen Zapfen, der als solcher vom mittleren Bügelteil zur rechten Bügelscheibe überspringt. Die Typen, bei denen hier Gießerarbeit auftritt, sind natürlich jünger als diejenigen, bei denen Schmiedearbeit angewendet worden ist; gerade so wie jene Typen, bei denen sich Rudimente zeigen, jünger sind, als jene, die statt der Rudimente noch Bauglieder zeigen.

In glänzender und in der Hauptsache abschließender Weise löste Montelius durch die geschilderte Methode die Aufgabe der Periodenteilung der Bronzezeit für Skandinavien in seinem hervorragendsten, und, wie ich seit Jahrzehnten oft hervorgehoben habe, wahrhaft epochenmachenden Werke von 1885 „über die Zeitbestimmung innerhalb der Bronzezeit mit besonderem Hinblick auf Skandinavien[1])". Obwohl diesem Werke an einschneidender Bedeutung in der ganzen Geschichte unserer Wissenschaft sich nichts Ebenbürtiges an die Seite gestellt hat, ist es, entgegen vielen anderen archäologischen

[1]) Om tidsbestämning inom bronsåldern med särskildt afseende på Skandinavien. Stockholm 1885. (Kgl. Vitterhets, Historie och Antiquitets Akademiens Handlingar. D. 30). — Vgl. dazu: Montelius, Den förhistoriska fornforskarens metod och material (Antikvarisk tidskrift f. Sverige VIII, 3, S. 1ff., 1884).

Digitized by Google

Schriften des Nordens, seiner Zeit höchst bedauerlicherweise nicht ins Deutsche übersetzt worden. Und heute kann diese Unterlassung leider nicht mehr gut gemacht werden, da die Zeit dieses Werkes vorübergegangen ist. Denn manche Teile sind durch eingehendere Untersuchungen und Darstellungen des Verfassers, wie anderer Forscher überholt worden; vor allem aber ist der archäologische Stoff in allen Ländern, namentlich aber in Deutschland, derart gewachsen, daß zu seiner vollen Ausnutzung ein ganz neues Buch geschrieben werden müßte.

Dies Werk war von allergrößter Tragweite nicht nur für die bessere Erkenntnis der Bronzezeit ganz Europas, sondern für die Forschungsweise unserer Wissenschaft überhaupt. Denn nicht *das* war darin das Wichtigste, daß Montelius für Skandinavien sechs Perioden der Bronzezeit aufzustellen vermochte, sondern das Geniale und Epochemachende war eben die Art und Weise, *wie* er dies Ergebnis erreichte. Denn die hier zum ersten Male angewandte Methode hat Allgemeingültigkeit und ist anwendbar auf alle Länder und auf alle Zeiten, wo das Material in genügender Fülle vorhanden ist.

Montelius hatte aber, ohne daß es ihm wohl gleich voll zum Bewußtsein gekommen ist, durch die Einführung dieser Methode in die vorgeschichtliche Archäologie noch viel Größeres erreicht, nämlich diese letztere erst zu einer völlig selbständigen Wissenschaft zu machen. Denn nun vermochte der Vorgeschichtsforscher den Fundstoff selbst zum Reden und zur Beantwortung aller jener wichtigen Fragen zu bringen, die früher unbeantwortet geblieben waren oder wissenschaftlich nur höchst ungenügende Antworten erhalten hatten. Besonders gilt dies für das ebenso wichtige als schwierige Gebiet der vor- und frühgeschichtlichen Stammeskunde.

Es war nun möglich durch scharfen Vergleich der Typen gleicher oder sich nahestehender Perioden in verschiedenen Ländern, z. B. Norddeutschland und Italien, zu erkennen, in welchem Lande manche nahverwandte und ursprünglich ganz gleiche Typen *zuerst* auftreten, so daß sie in das andere Land anfangs nur als Einfuhrstücke gekommen sind. Die Periodenteilungen der einzelnen Länder konnten nun überhaupt parallelisiert werden. Und auf diesem Wege erst war es mir möglich, meine siedlungsarchäologische Methode aufzubauen und damit eine einwandfreie neue Art Stammesgeschichte vor- und frühgeschichtlicher Zeit zu schaffen, die nichts zu tun hatte mit dem unwissenschaftlichen Betrieb, der bisher die vorgeschichtliche Stammeskunde in üblen Ruf gebracht hatte [1]).

Die beweisende Kraft der typologischen Methode war so einleuchtend, daß später auch die griechisch-römische Archäologie (Furtwängler [2])) und

[1]) Kossinna, Die Herkunft der Germanen. Zur Methode der Siedlungsarchäologie. Mannusbibl. 6. Würzburg 1911; Leipzig 1920.

[2]) Z. B. in seinen Forschungen über die Zeit des Triumphdenkmals bei Adamklissi.

Digitized by Google

neuerdings auch die allgemeine Kunstgeschichte (Heinrich Wölfflin) sie nachahmte.

Aber vermittels der, wenn auch zuweilen nur in wenigen Punkten, engen Kultur- und Handelsbeziehungen zwischen den Ländern Europas wurde es Montelius auch möglich, aus der relativen Zeitbestimmung nach Perioden eine absolute Zeitbestimmung nach Jahrhunderten zu machen. Dazu diente ihm im Jahre 1885 freilich nur erst die Verwandtschaft der Spiralornamentik der nordischen Bronzen älterer Bronzezeit mit den gemalten Spiralen der mykenischen Tongefäße, und so setzte er, da man damals die mykenische Zeit in die 2. Hälfte des 2. Jahrtausends vor Chr. verlegte, die Periode II nordischer Bronzezeit in das letzte Viertel dieses Jahrtausends. Und von diesem festen Punkte aus war es leicht, die Dauer der übrigen Perioden sowohl für Italien wie für den Norden im Ungefähren zu bestimmen.

Aber Montelius pilgerte weiter Jahr für Jahr nach dem Süden, um neue, festere Punkte für die absolute Zeitbestimmung zu gewinnen. Die Frucht dieser Reisen war die gewaltige Stoffsammlung über die ober- und mittelitalische Bronzezeit, die er in dem von O. Sörling mit meisterhaften Zeichnungen ausgestatteten Prachtwerke der Civilisation primitive en Italie niederlegte, das von 1895—1910 in 5 Bänden erschien [1]). Und diese Frucht blieb nicht vereinsamt. Es gesellte sich zu ihr der kleine, aber äußerst wichtige Liverpooler Vortrag über „die vorklassische Chronologie in Griechenland und Italien" (1897) [2]) und das größere deutsche Werk über „die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien" (1900) [3]).

Das letztgenannte umfangreiche Werk sah Montelius für sein bedeutendstes an, sicher mit Unrecht. Denn dieser Ruhm gebührt zweifellos dem vorher genannten weit kleineren Buche der „Tidsbestämning" von 1885, dem Jahre, mit welchem der künftige Geschichtsschreiber der europäischen Vorgeschichtsforschung eine neue Epoche dieser Wissenschaft, die erste wahrhaft wissenschaftliche, beginnen lassen muß. Jenes Werk von 1900 aber, das die Anfänge der Bronzezeit, die Periode I, nicht nur des Nordens, sondern auch des ganzen übrigen Europas, ja auch Vorderasiens und Ägyptens, behandelt, ist freilich eine mit größtem Fleiß vollzogene Sammlung und Sichtung des ungeheuern, über einen so gewaltigen Erdraum ausgebreiteten Stoffes und als solche sicher eine bedeutende Leistung, im Grunde aber doch, ebenso wie die italische „Civilisation", mehr ein Zeugnis der ungemeinen Arbeitskraft des

[1]) La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux. P. I. Texte, Planches. Stockholm 1895; P. II. Planches 1, 2, 1907, Texte 1, 1910.

[2]) Pre-Classical chronology in Greece and Italy (Journal R. Anthr. Institute Bd. 26, 1897, S. 261ff. mit 16 Tafeln).

[3]) Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien. Braunschweig 1900. (Aus: Arch f. Anthr. 25, 1898, S. 443ff.; 26, 1900, S. 1ff.)

Digitized by Google

Verfassers, als einer jedermann gefangen nehmenden Genialität, wie sie aus der „Tidsbestämning" hervorleuchtet, durch die er die Prähistoriker ganz Europas zu seinen Schülern gemacht hat.

Freilich gerade als Stoffsammlung wird das Werk über die „älteste Bronzezeit" noch lange ein frisches Leben behalten, während die „Tidsbestämning" als rein untersuchendes Werk rascher dem Veralten verfallen mußte.

Doch einen großen Fortschritt in der absoluten Chronologie hatte das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts gebracht, nämlich die Anknüpfung der italischen Bronzezeit an die griechische und der griechischen Bronzezeit wiederum an die mit festen Jahreszahlen umschriebene ägyptische. In Ägypten fanden sich nämlich aus der Zeit um 1400 vor Chr. mykenische Bügelkannen, eine Gefäßart, die in Griechenland wiederum bisweilen mit italischen Bronzen der italischen Bronzeperiode III gesellt ist, unter denen die ältesten Fibeln, die sog. Peschierafibeln, die Hauptrolle spielen. Diese Fibeln müssen also im 15. Jahrhundert in Italien üblich gewesen sein und die nach Montelius von ihnen abzuleitenden nordischen Fibeln der nordischen Periode II müssen also ein wenig jünger sein, d. h. dem 14. Jahrhundert angehören. (Nebenbei bemerkt habe ich seitdem längst erwiesen, daß die Verhältnisse hier tatsächlich umgekehrt liegen, daß also die italische Fibel vielmehr unter dem Einfluß der als Einfuhrstücke in Italien nachgewiesenen nordischen Fibeln entstanden ist, die nordische Fibel also nicht jünger, sondern älter als die italische sein und nicht ins 14., sondern ins 16. Jahrh. vor Chr. gehören muß [1]).

Ein zweiter fester Punkt der italischen Chronologie fällt ganz spät, nämlich um 480 vor Chr., und wird durch den sog. Perserschutt der Akropolis von Athen dargestellt, d. h. jene Auffüllungen für die Terrassen, die nach der Verbrennung der Akropolisheiligtümer durch die Perser im Jahre 480 ausgeführt wurden. In diesem „Perserschutt" finden sich nämlich von attischen Vasen die jüngsten schwarzbemalten, die des dritten oder sog. spätarchaischen Stils, und die ältesten rotbemalten des strengen und des beginnenden schönen Stils. Und ebenso kommen solche Vasen auch in italischen Funden vor und sind dort zeitbestimmend. So war es also möglich, die bisher nur relativ bestimmten Perioden der italischen Vorgeschichte zwischen 1500 und 500 vor Chr. bestimmten Jahrhunderten zuzuweisen.

Hier will ich gleich einflechten, daß sich im Nachlaß des Meisters ein größtenteils bereits fertig gedrucktes Werk befindet: La Grèce préclassique. Die Vorarbeiten dazu [2]) gehen bis auf das Jahr 1878 zurück. Besonders sind hier seine gemeinverständlichen Darstellungen der mykenischen Kultur

[1]) Kossinna, Mannus IV (1912), S. 175ff. — Dagegen Montelius, Die vorklassische Chronologie Italiens, S. 239. — Dagegen wiederum Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft. 2. Aufl. Würzburg 1914, S. 108ff.

[2]) Ett fynd från Athens Akropolis (Månadsblad 18, 1889, S. 49 ff.). — Die Bronzezeit im Orient und in Griechenland (Arch. f. Anthrop. 21, 1892).

Digitized by Google

und später der kretischen Kunst zu nennen, die er in der von ihm seit 1880 bis zu seinem Tode herausgegebenen „Nordisk Tidskrift för Vetenskap, Konst och Industri" erscheinen ließ[1]). Auch der ägyptischen Bronzezeit hat er besondere Schriften gewidmet[2]).

In derselben Richtung wie die „Civilisation" liegt sein deutschgeschriebenes zweibändiges Werk von 1912 „Die vorklassische Chronologie Italiens"[3]), eine gegenüber dem Monumentalwerk der Civilisation durchaus selbständige, durch reiche Stoff- wie Abbildungsvermehrung unter entsprechender Kürzung des bereits früher veröffentlichten Stoffes gekennzeichnete Materialsammlung mit angehängten sehr umfangreichen typologischen Reihen von Bronzen aus Italien, Griechenland, Mitteleuropa und dem Norden. Der typologische Anhang ist größtenteils seiner Schrift von 1903 „Die typologische Methode[4])" entnommen worden. Dieses letztgenannte Buch bildet den 1. Teil eines Werkes mit dem Titel: „Die älteren Kulturperioden", dessen 2. Teil „Die Vorgeschichte der Euphrat- und Tigrisländer" behandeln wird und z. T. bereits fertig gedruckt sein soll. Hoffentlich ist das Übrige wenigstens fertig niedergeschrieben hinterlassen worden.

Ein Hauptzweck des neuen Werkes von 1912 war, seine italische Chronologie zu rechtfertigen gegen die Angriffe von seiten klassischer Archäologen, die jene Chronologie wegen der viel zu frühen Ansetzung des Eintritts und Verlaufs der ältesten Eisenzeit Italiens zuerst ganz verworfen hatten, später wenigstens stark geändert wissen wollten[5]). Doch gelang es Montelius auch jetzt nicht, jenen Widerspruch in seinem berechtigten Kerne zum Schweigen zu bringen.

Neben dem Norden und Italien hat Montelius noch gemeinsam für Frankreich, Belgien, Süddeutschland und Schweiz[6]) und für Groß-

---

[1]) Schliemanns uptäckter i Mykenae och deras betydelse för den förhistoriska fornforskningen (Nord. Tidskr. 1878, S. 148 ff.). — Ett grekiskt konungapalats från Trojanska krigets tid. Schliemanns upptäckter i Tiryns (ebd. 1888, S. 46 ff.). — Konung Minos' palats. Arthur Evans' upptäckter vid Knossos på Kreta, 1. 2. (Nord. Tidskr. 1905, S. 25 ff., 117 ff.). — Målningskonsten i Grekland ett årtusende före Perikles' tid. 1. 2. (ebd. 1920, S. 337 ff., 409 ff.). — Kretensisk skulptur före Mosestid (ebd. 1921, S. 1 ff.).

[2]) Bronsåldern i Egypten (Ymer 8, 1888, S. 3 ff.). — L'âge du bronze en Egypte (L'Anthropologie I, 1890, S. 27 ff.). — Vgl.: Sfinxen i forna tiders konst (Nord. T. 1915).

[3]) Die vorklassische Chronologie Italiens. Text, Tafeln. Stockholm 1912.

[4]) Die älteren Kulturperioden im Orient und in Europa. 1. Die Methode. Stockholm 1903. — Ein Vorläufer hierzu war die Abhandlung: Typologien eller utvecklingsläran, tillämpad på den mänskliga arbetet (Svenska Fornminnes-Föreningens Tidskrift 1899. 10, S. 237 ff.).

[5]) G. Karo, Cenni sulla cronologia preclassica nell'Italia centrale (Bullettino di Paletnologia italiana, XXIV. Rom 1898, S. 144 ff.); vgl. Bull. 1904, S. 25: Regulini-Galassi-Periode = 8.—7. Jahrh. vor Chr.

[6]) La chronologie préhistorique en France et en d'autres pays celtiques (Congrès XII, Paris 1900. Paris 1902, S. 39 ff. und L'Anthropologie. Bd. 12. Paris 1901, S. 609 ff.).

Digitized by Google

britannien nebſt Irland [1]) je eine Periodenteilung der Bronzezeit bearbeitet. Die franzöſiſche Arbeit von 1900 iſt äußerſt knapp und bleibt hinter dem Stande der deutſchen Wiſſenſchaft auf jenem Ländergebiete, das keineswegs ein einheitliches, „keltiſches", iſt, wie Montelius meinte, in mehr als einem Punkte merklich zurück, wogegen die etwas eingehendere Schrift über England von 1908 nach allen Seiten dankbar zu begrüßen iſt.

Nennen wir ſchließlich noch ſeine Arbeit über die früheſten Verwendung des Kupfers als Zeichen der beginnenden Metallzeit [2]), ſo haben wir das eigentliche Forſchungsgebiet von Montelius, die Bronzezeit, erledigt.

Demgegenüber treten ſowohl Steinzeit, als Eiſenzeit in ſeinen Arbeiten ſtark zurück, namentlich die Steinzeit. Hier hat er ſich über die Grenzen ſeines Heimatlandes nur einmal hinausgewagt. Der Grund hierfür waren wohl die ungemein ſchwierigen Kulturverhältniſſe des ſteinzeitlichen Mitteleuropas mit ihrer verwirrenden Fülle und Mannigfaltigkeit ſich drängender und wechſelnder Ziviliſationsgebiete, über die erſt in meiner „Deutſchen Vorgeſchichte [3])" eine erſtmalige allgemeinere Überſicht geboten worden iſt. Für Schweden unterſuchte Montelius bereits 1874 ſowohl die Verbreitung der großen Steingräber im Süden des Landes [4]), als auch die ſog. arktiſche Steinzeitkultur, die er damals wie bis an ſein Lebensende fälſchlich den Lappen zuſchrieb [5]). — Ein großes Werk ſchien das unter dem Titel „Der Orient und Europa" geplante werden zu ſollen. Erſchienen iſt davon aber nur Heft I [6]), ins Deutſche überſetzt 1899 [7]), das die Megalithgräber faſt der ganzen Alten Welt, wiederum in ſehr reichlicher, ausgezeichneter Stoffſammlung, vorführt. Leider unter dem ausgeſprochenen Schlagworte Lux ex oriente, zu deutſch: „im Bann des Trugſpiegels des Morgenlandes". Die Megalithgräber ſollen von Vorderaſien längs den Mittelmeerküſten bis nach Weſt- und Nordeuropa gewandert ſein. Der lebhafte Widerſpruch, den dieſe Anſchauung, von deutſcher Seite, beſonders auch durch mich, erfuhr [8]), hat es

[1]) The Chronology of the British Bronze Age (Archaeologia 61, 1908, S. 97ff.).

[2]) Findet man in Schweden Überreſte von einem Kupferalter? (Arch. f. Anthrop. 23, 1895, S. 425 ff., überſetzt aus Svenska Fornm. Tidskrift 8, 1893, S. 203 ff.).

[3]) Beſonders in der 2. Aufl. (1914) und verbeſſert in der 3. Aufl. (1921).

[4]) Sur les tombeaux et la topographie de la Suède pendant l'âge de la pierre (Congrès VII, Stockholm 1874, Bd. I. Stockholm 1876, S. 152ff.).

[5]) Minnen från Lapparnes Stenålder i Sverige 1, 2. K. Vitterhets Akademiens Månadsblad 3. 1874, S. 97ff., 147ff. Sur les souvenirs de l'âge de la pierre des Lapons en Suède (Congrès VII, Stockholm 1874, Bd. I (Stockholm 1876), S. 188ff.).

[6]) Orienten och Europa. Ett bidrag till kännedomen om den orientaliska kulturens inverkan på Europa till midten af den sista årtusendet före Kristi födelse. 1. 2. 3 (Antiqv. Tidskrift f. Sverige 13, 1894—1905).

[7]) Der Orient und Europa. Einfluß der orientaliſchen Kultur auf Europa bis zur Mitte des letzten Jahrtauſends vor Chr. H. 1. Stockholm 1899. — Vgl. auch: Dolmens en France et en Suède (Congrès préh. de France II, Vannes 1906. Paris 1907, S. 337ff.).

[8]) Koſſinna, Die deutſche Vorgeſchichte uſw. S. 13ff.

Digitized by Google

wohl bewirkt, daß Montelius diesem ersten Hefte über die Geschichte des Orienteinflusses auf Europa — wie er ihn auffaßte — kein weiteres folgen ließ.

Obwohl sonst meist verschiedene Wege wandelnd, in der Kniebeuge vor dem Morgenlande wetteiferten schwedische und dänische Vorgeschichtsforschung. Wenn aber Sophus Müller im Einklang mit seiner verfehlten vorgeschichtlichen Chronologie die nordischen Ganggräber der Steinzeit als Nachkommen der spätmykenischen, also spätestbronzezeitlichen, Kuppelgräber, auffaßte und ihr Alter damit um mehr als ein Jahrtausend zu spät ansetzte, so ist ihm hier, wie so oft in chronologischen Fragen, Montelius scharf entgegengetreten [1]).

Für die Periodenteilung der nordischen Steinzeit wirkte er dagegen wieder grundlegend durch seine deutsche Abhandlung von 1891 [2]), worin er die Feuersteinbeile auf ihre typologische Entwicklung vom Kernbeil der Muschelhaufenzeit über das spitznackige, dünnnackige, dicknackige bis zum breitschneidigen Beil vom Schlusse der Steinzeit untersuchte und bleibenden Erfolg damit gewann.

Verfehlt war es dagegen wiederum, wenn er in gewissen großen grob zugeschlagenen langovalen Feuersteingeräten, die im südwestlichen Schweden und Norwegen, sowie in Dänemark und auf Rügen nicht selten erscheinen und in einen frühen Zeitabschnitt bald nach dem Abschmelzen der Eiszeitgletscher gehören, Seitenstücke zu den weit älteren lorbeerblattförmigen Geräten der eiszeitlichen Solutréperiode West- und Mitteleuropas erblicken wollte [3]).

Weit mehr Ergebnisse erzielte er auf dem Gebiete der Eisenzeit. Gleich dem ersten Auftreten des Eisens und der Eisenbearbeitung, die ja das Ende der Bronzezeit bedeuten, hat er stärkste Aufmerksamkeit zugewendet, und er hat diese Frage von seinem ersten Werke, der Dissertation von 1869, an bis zu seinem Lebensende eindringendst verfolgt. Während er in früheren Jahren Vorderasien, insbesondere Kleinasien, als Heimat der Eisentechnik betrachtete, hat er sich in einem Hallischen Vortrage vom Oktober 1918, der bisher noch nicht gedruckt worden [4]) ist, zu der Ansicht des deutschen Orient-

[1]) De mykeniska kupolgrafvarna och de nordiska gånggrifterna (Fornvännen 1909. Stockholm, S. 161ff.).

[2]) Zur Chronologie der jüngeren Steinzeit in Skandinavien (Korr.-Bl. d. deutsch. Gesellsch. f. Anthr. 22, 1981, S. 99ff.).

[3]) Montelius, De mandelförmiga flinktvertygens ålder (Antikvarisk Tidskrift 20, H. 6, 1918, S. 1ff.). — Dagegen: Jos. Bayer, Das vermeintliche Solutréen in Skandinavien (Mannus 13, 1921, S. 1ff.); vgl. auch Kossinna, Die Indogermanen. I. Leipzig 1921, S. 13f.

[4]) Denselben Vortrag scheint Montelius später auf dem 2. nordischen Archäologen-Kongreß zu Kopenhagen gehalten zu haben, worüber ein kürzerer Bericht veröffentlicht worden ist in den dänischen Aarböger for nordisk oldkyndighed 1920, S. 1—9 (När och hvar upptäcktes järnet?), ein Band, der bisher noch nicht nach Deutschland gelangt ist.

Digitized by Google

forschers Waldemar Belck bekehrt, wonach diese Heimat in Kreta zu suchen ist [1]).

Sonst hat er auch für die Eisenzeit nur auf eigentlich nordischem Gebiete Nennenswertes geleistet, so in der Behandlung der schwedischen Latène-Periode (1907) [2]). Von bleibendem hohen Werte ist hier jedoch seine Darstellung der Perioden der skandinavischen Eisenzeit, die auch für die dem Norden sehr ähnlichen Kulturverhältnisse der Germanen Deutschlands noch heute wissenschaftlich recht wertvoll ist und darum baldmöglichst übersetzt werden sollte [3]).

Obwohl er seit langem überzeugt war, und mit Otto Tischler und Ingvald Undset zu erweisen suchte, daß das Eisen in Mittel- und Nordeuropa viele Jahrhunderte eher bekannt war und verwendet wurde, als man früher annahm, konnte er sich nur schwer entschließen, seine Periode VI nordischer Bronzezeit nach meinem Vorgange von 1902 [4]), wie es notwendig ist, vielmehr als 1. Periode der nordischen Eisenzeit hinzustellen. Er zwang sich zwar 1907 [5]) zu diesem Zugeständnis, kehrte aber bereits 1915 [6]) zu dem veralteten Schema seiner jüngeren Jahre zurück, was wir vielleicht nicht nur als unerfreuliche Alterserscheinung aufzufassen haben.

Montelius war ja jahrzehntelang gewohnt, Verbesserungen an seinen in einem großen Zusammenhang stehenden Forschungen nur durch seine eigene Arbeit zu erzielen, ohne jede Mithilfe seiner Fachgenossen. So wurde ihm später ein wenn auch als notwendig erkanntes Verleugnen älterer eigener Ergebnisse durch ein Nachgeben an jüngere Forscher, wofern dies nicht seine eigenen, von ihm beeinflußten Schüler waren, ungemein schwer. Er pflegte darum auch, soweit es sich um Ausdeutung des vorgeschichtlichen Stoffes handelte, im allgemeinen nur seine eigenen Schriften zu zitieren, auf eine Widerlegung gegnerischer Anschauungen aber, die er meist nicht einmal erwähnte, sich durchaus nicht einzulassen. Wissenschaftliche Polemik widerstrebte seiner Natur oder er wollte sie wenigstens nicht. Dadurch erreichte er es zwar, unter seinen

---

[1]) Waldemar Belck, Die Erfinder der Eisentechnik (Zeitschr. f. Ethn. 1907, S. 334ff.; 1908, S. 45ff.).

[2]) La période de La Tène en Suède (C. R. Congrès préhistor. de France III, Autun 1907. Paris 1908, S. 804ff.).

[3]) Den nordiska jernålderns kronologi. 1. 2. 3. (Svenska fornminnes-föreningens Tidskrift 9, S. 155ff., 1895—96; 10, S. 55ff., 1897). — Vgl. auch die Abhandlung: Das Alter der Runenschrift im Norden (Arch. f. Anthr. 18, 1889, S. 151ff., übersetzt aus Svenska Fornm. Tidskrift 6, 1885—87, S. 236ff.).

[4]) Kossinna, Die indogermanische Frage (Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 216).

[5]) Les débuts de l'âge du fer (Annales, 20. Congrès archéol. et hist. de Belgique. Gand 1907, T. I, S. 233ff.) S. 242.

[6]) In: Kronologiska öfversikter till Europas förhistoria af Högborn, Sernander, Almgren, Wide, Montelius. Upsala 1915, ebenso in seinen Minnen från vår forntid (1917) und in Vår forntid (1919). S. 23.

Digitized by Google

Fachgenossen in ganz Europa keinen einzigen persönlichen Feind oder nur Gegner zu besitzen. Allein als in seinen letzten Jahrzehnten, namentlich in Deutschland, jüngere Forscher emporgekommen waren, die bei andersgerichteter Vorbildung, als es die rein naturwissenschaftliche von Montelius und seiner Schule war, auf Grund umfassender, eindringender und vorurteilsloser Studien zu ganz anderen, vielfach entgegengesetzten Ergebnissen gelangten, als vordem Montelius, da wurde seine Ablehnung jeglicher Erörterung wissenschaftlicher Streitfragen, sei es in Druck, Schrift oder mündlicher Rede, unzweifelhaft zu einer Schädigung unserer Wissenschaft überhaupt.

Nicht unerwähnt bleiben dürfen seine sehr geschickt abgefaßten und angenehm lesbaren volkstümlichen Darstellungen der schwedischen Vorgeschichte, von denen die ältere, die den Titel führt „Das heidnische Zeitalter in Schweden [1]), drei Auflagen erlebte, von denen die erste auch ins Französische (1874), die zweite auch ins Deutsche (1885) [2]) und Englische (1888) übersetzt worden ist. Von einer anderen umfassenderen Darstellung desselben Stoffes, die als erster Band eines großangelegten Sammelwerkes über die „Geschichte Schwedens" erschien (zuerst 1875) [3]) wurde die 2. Auflage unter dem Titel „Kulturgeschichte Schwedens" [4]) ins Deutsche übertragen und hat unter dem neuen Titel „Unsere Vorzeit" im Jahre 1919 die 3. schwedische Auflage erlebt [5]), die Montelius als seine Jubeldoktorschrift bezeichnete, — hatte er doch gerade vor einem halben Jahrhundert promoviert.

Von Sondergebieten, die Montelius mit Vorliebe behandelte, seien nur genannt die Entwicklung und Verbreitung der heiligen Sinnbilder, das Haus und der Handel der Vorzeit.

Was er über das Dasein des vierspeichigen Rades [6]) und anderer christlicher Sinnbilder wie des griechischen und des lateinischen Kreuzes bereits in vorgeschichtlicher Zeit und über deren Geschichte in christlicher Zeit [7]) festgestellt hat, wird unvergessen bleiben.

---

[1]) Om lifvet i Sverige under hednatiden. Stockholm 1873; 2. Aufl. 1878; 3. Aufl. 1905.

[2]) Die Kultur Schwedens in vorgeschichtlicher Zeit. Übersetzt von Carl Appel, Berlin 1885.

[3]) Sveriges hednatid samt medeltid, förra skedet, från år 1060 till år 1350. H. 1—6, Stockholm 1875—1877 (= Sveriges historia från äldsta tid till våra dagar I, 1—6). 2. Aufl. u. d. T.: Forntiden. Stockholm 1903.

[4]) Kulturgeschichte Schwedens von den ältesten Zeiten bis zum 11. Jahrh. nach Chr. Leipzig 1906.

[5]) Vår forntid. Stockholm 1919.

[6]) Das Rad als religiöses Sinnbild in vorchristlicher und christlicher Zeit (Prometheus 16, 1904/05, S. 241ff., 259ff., 277ff.; übersetzt aus Nordisk Tidskrift för vetenskap, kunst och industri. Stockholm 1901, S. 1ff.).

[7]) Das Sonnenrad und das christliche Kreuz (Mannus I, 1909, S. 53ff., 169ff.; übersetzt aus Nord. Tidskrift 1904, S. 1ff., 149ff.). — Das lateinische Kreuz (Mannus VII, 1915, S. 281ff.; übersetzt aus Nord. Tidskrift 1907, S. 1ff.). — Kristusmonogrammen, deras uppkomst och ursprungliga betydelse (Nord. Tidskrift 1913, S. 1ff.). — Lammet och

Digitized by Google

Weniger Beifall fand seine typologische Darstellung der Entwicklung des ältesten ländlichen Hauses [1]), die sich auf zu große Ländergebiete erstreckte, als daß sie zu gesicherten geschichtlichen Ergebnissen führen konnte, da ja doch die Typologie nur innerhalb eines völkisch einheitlichen Gebietes mit Erfolg anwendbar ist.

Auf den vorgeschichtlichen Handel, über den er außer zahlreichen Einzelbeiträgen auch eine schöne Zusammenfassung [2]) veröffentlicht hat, wurde er naturgemäß geführt durch die Fragen nach einheimischen Eigenen und eingeführtem Fremden innerhalb der verschiedenen Kulturgebiete, wobei die Verbindungen des Nordens und Mittel- und Westeuropas mit Italien im Vordergrunde seiner Teilnahme standen [3]). Eben dahin wiesen ihn die Fragen der relativen wie der absoluten Chronologie, da die Einfuhrstücke in sonst einheimischen Funden der beste Wegweiser sind für die Gleichsetzung von Perioden in weit voneinander getrennten Ländern.

In der Auffassung von Handelsbeziehungen und Kulturwanderungen befand sich Montelius freilich im Rückstande. Die allgemeinen Vorurteile unserer seit Jahrhunderten herrschenden geschichtlichen Weltanschauung, die in den höheren Schulen ebenso Geltung haben wie im Leben der Gebildeten, haben auch Montelius sein Leben lang festgehalten im Banne des „Trug-

Korsfanan (Nord. Tidskrift 1914, S. 570ff.). — Riksäpplet (Nord. Tidskrift 1918, S. 1ff.). — Hjulformiga spännen (Fornvännen 4, 1909, S. 109ff.). — Solgudens yxa och Tors hammare (Svenska Fornm. Tidskrift 1899, 10, S. 277ff.). — Solguden och hans dyrkan (Nord. Tidskrift 1911, S. 1ff., 91ff.)

[1]) Zur ältesten Geschichte des Wohnhauses in Europa, speziell im Norden (Arch. f. Anthr. 23, 1895, S. 451ff.).

[2]) Der Handel in der Vorzeit mit besonderer Hinsicht auf Skandinavien und die Zeit vor Chr. Geb. (Präh. Zeitschr. 2, 1910, S. 249ff.; übersetzt aus Nord. Tidskrift 1908, S. 295ff., 383ff.).

[3]) Två nordiska bronsåldersfynd funna i Schweitz (K. Vitt. Akad. Månadsblad 8, 1879, S. 141ff.). — Verbindungen zwischen Skandinavien und dem westlichen Europa vor Chr. Geb. (Arch. f. Anthr. 19, 1891, S. 1ff.; übersetzt aus Svenska Fornm. Fören. Tidskrift 7, 1889—90, S. 124ff.). — Sveriges förbindelse med andra länder i förhistorisk tid (Historiska studier, Festskrift tillegnad C. G. Malmström. Stockholm 1897, S. 1ff.). — Ett i Sverige funnet fornitaliskt bronskärl. Bidrag till vår kunskap om handelsförbindelserna mellan Skandinavien och länderna söder härom före vår tideräknings början (Svenska Fornm. Fören. Tidskrift 11, 1900—02, S. 1ff.); vgl. den Auszug: Ein in Schweden gefundenes Bronzegefäß altitalischer Arbeit (Strena Helbigiana. Lipsiae MCM, S. 200ff.). — On the earliest communications between Italy and Scandinavia (Journ. of the R. anthr. Institute of Great-Britain and Ireland 30, 1900, S. 89ff.). — Le relazioni fra l'Italia e la Scandinavia prima di Augusto (Atti Congresso intern. di scienze storiche, Roma 1903, Vol. 5, S. 231ff.). — Les relations entre la France et l'Italie a l'âge du bronze (C. R. Association française pour l'avancement des sciences, 36. session, Reims 1907, Paris 1908, S. 830ff.). — Der voraugusteische Verkehr zwischen der Ostsee und dem Mittelmeer (Deutsche Revue 34, 1909, Bd. 1, S. 223ff.). — In gewissem Sinne, insofern der Rohstoff für Goldarbeiten vom Auslande bezogen werden mußte, kann hier noch die Abhandlung angeschlossen werden: Goldarbeten från bronsåldern, funna i Sverige (Fornvännen 1916, S. 1ff.).

Digitized by Google

bildes des Südens wie des Ostens". Das trifft für alle Perioden der Vorzeit bei ihm zu, besonders aber für die Bronzezeit. Von alteingewurzelten Vorstellungen konnten ihn auch die schlagendsten Gegenbeweise meist nicht abbringen. Ich erwähne da nur meine Auseinandersetzungen mit ihm über den Ursprung der germanischen Bronzezeitfibel (s. oben S. 318) oder über manche von den getriebenen Bronzearbeiten, die ich entgegen seinem Lehrsatz vom italischen Ursprunge alles Getriebenen als nur nordisch nachweisen konnte [1]). So war es auch mit gewissen nordischen Steinzeitornamenten, die er unwahrscheinlicher-, um nicht zu sagen unmöglicherweise bis aus Ägypten herleiten wollte [2]). So war es mit dem Gange der Ausbreitung des Spiralornaments usw.

Nachdem er eine Zeitlang nach dieser Richtung mehr Zurückhaltung üben zu wollen schien, ist er gerade in den Reisevorträgen seiner allerletzten Jahre des öfteren wieder in sehr verstärktem Maße für die Herkunft aller europäischen Zivilisation aus dem Morgenlande eingetreten. Ägypten freilich mußte als Quelle für die europäische Bronzekultur ausgeschaltet werden, seitdem die neuere Erforschung der ägyptischen Chronologie des mittleren und des alten Reiches die phantastisch hohen Jahrtausendzahlen für die dortigen Kulturen so herabgeminderte hatte, daß der von Montelius noch im Jahre 1900 angenommene Kulturstrom [3]) nach Europa so ziemlich versiegte.

Aber Mesopotamien und Iran mit ihrer noch mehr oder weniger in der Luft schwebenden absoluten Chronologie ältester Zeit boten Montelius nach wie vor hinreichenden Spielraum für Annahmen unwahrscheinlich früher Kulturhöhe und weitgehender Einflüsse nach Europa hin. Seine recht mangelhaft begründete Ansicht über das Alter der frühesten Kulturen des elamischen Susa in Südpersien, das er im Jahre 1906 auf 20000 Jahre abschätzen zu können glaubte [4]), hat wohl kaum einen Gläubigen gefunden. Höchstwahrscheinlich darf man dieser Siedlungsstätte nur ein Alter von 5000 bis höchstens 6000 Jahren einräumen. Weiteres hierüber werden wir hoffentlich bald aus seinem nachgelassenen Werke über die „Euphrat- und Tigrisländer" erfahren, dem wir nur mit größter Spannung entgegensehen können. Letzthin soll Montelius Indien als Urheimat aller Kultur erschienen sein, obwohl wir von der alten Geschichte und vollends von der Vorgeschichte dieses Landes so verzweifelt wenig wissen. Indien soll nach Montelius insonderheit die

[1]) Kossinna, Mannus VIII, 1907, S. 104ff.

[2]) Vgl. den S. 321, Anm. 2 genannten Aufsatz, sowie „Die Chronologie der ältesten Bronzezeit" usw. S. 90f. u. 155.

[3]) Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien, S. 141f.

[4]) Sur la chronologie absolue de l'époque néolithique (Congrès intern. d'anthr. et d'archéol. préhist., 13. session, Monaco 1916. Bd. 2, S. 32ff.).

Digitized by Google

Erfindung der Tongefäßbereitung zuzuschreiben sein: auf Grund welcher Tatsachen, ist mir freilich völlig unerfindlich.

Der schwächste Punkt in dem ganzen Forschen des schwedischen Meisters war wohl sein Verhältnis zu den Fragen der jeweiligen völkischen Zugehörigkeit der wechselnden vorgeschichtlichen Kulturen der einzelnen Länder Europas. Diesem Gebiete hat er überhaupt erst in den letzten Jahren, zweifellos unter meinem Einfluß, näher zu treten versucht. Als ursprünglicher Naturforscher stand er diesen Fragen ziemlich hilflos gegenüber; aber dieselbe Hilflosigkeit sehen wir ja bei fast allen skandinavischen und dänischen Vorgeschichtsforschern, besonders auch bei dem nicht von der Naturforschung ausgegangenen Sophus Müller. Die völlig in sich abgeschlossene Archäologie, ohne Zunahme der alten Völkergeschichte und besonders auch der Sprachwissenschaft, vermag eben doch nicht den Weg zur vorgeschichtlichen Völkergeschichte zu öffnen.

Wir sahen schon, wie Montelius andauernd dem Irrtum huldigte, die arktische Zivilisation mittel- und nordschwedischer Steinzeit den Lappen zuzuschreiben [1]), obwohl diese erst im letzten Jahrtausend vor Chr. ins Ostseegebiet und in die Nachbarschaft der Germanen gerückt sind [2]). Es wurde auch schon angedeutet, wie verfehlt die Auffassung war, ganz Westeuropa, d. h. ganz Frankreich und Großbritannien, für die Bronzezeit als Länder mit keltischer Bevölkerung anzusehen [3]), während doch die Kelten damals noch nicht weit über die Grenzen Westdeutschlands westwärts hinausgedrungen waren [4]).

Richtig dagegen sah er, wenn er unter den beiden noch immer sich bekämpfenden Anschauungen über die Einwanderung der Ebrusker nach Mittelitalien, ob zu Lande über die Alpen oder zu Wasser von Kleinasien her, auf Grund der archäologischen Verhältnisse Mittelitaliens um 1100 vor Chr. herum sich mit Entschiedenheit für die letzte Ansicht einsetzte, worin ihm auch Furtwängler beistimmte [5]).

Ganz in die Irre ging Montelius aber mit der Annahme, das nordösterreichisch-ungarische Bronzezeitgebiet sei als ein südgermanisches anzusehen, was er 1882 [6]), 1884 [7]) und noch 1885 in seiner „Tidsbestämning" tat [8]).

---

[1]) Vgl. S. 320, Anm. 5.

[2]) Kossinna, Die Indogermanen. Ein Abriß. I. Leipzig 1921, S. 8f.

[3]) Vgl. die S. 319, Anm. 6 genannte Abhandlung.

[4]) Kossinna, Zur älteren Bronzezeit (Mannus 1911, III, S. 319f.; 1912, IV, S. 173, 287) und besonders „Die Herkunft der Germanen" S. 22f.

[5]) The Tyrrhenians in Greece and Italy (Journal of the R. anthropol. Institute 26, 1897, S. 254ff.).

[6]) Ymer 1882. Stockholm. S. 142f.

[7]) Über die Einwanderung unserer Vorfahren in den Norden. (Arch. f. Anthr. XVII, S. 158).

[8]) Om tidsbestämning.... S. 110f.

Digitized by Google

Gar nicht zu reden davon, daß er wegen teilweiser Verwandtschaft der Bronzekultur im Gebiete nördlich des Kaukasus mit derjenigen Ungarns sogar jenes Kaukasusgebiet für germanisch erklären wollte [1]). Er sah eben Europas Völkergeschichte so an, als wären die vorgeschichtlichen Verhältnisse, insonderheit die der Bronzezeit, eine annähernd unveränderte Vorstufe der frühgeschichtlichen gewesen. Erst in seinen letzten Jahren hatte er unter meinem Einfluß die Grenzen der Germanen seit Ende der Steinzeit richtiger abzumessen gelernt [2]).

Einen erfreulichen Fortschritt der Ausdeutung des archäologischen Stoffes Skandinaviens bedeutete seine Erkenntnis, daß vom Beginn der jüngeren Steinzeit an kein wesentlicher Bevölkerungswechsel mehr dort wahrzunehmen, denn zu einer solchen Annahme sei nicht nur eine Änderung der Begräbnissitte, sondern auch eine jähe Unterbrechung in der typischen Entwicklung der Formen und Ornamente der Geräte nachzuweisen nötig [3]). Doch erkannte er noch nicht den völkischen Gegensatz der Megalithbevölkerung zu der gleichzeitigen Bevölkerung der Einzelerdgräber, noch auch die Abstammung der Megalithbevölkerung von der Bevölkerung der Muschelhaufen.

Daß Montelius als wohl einziger Vorgeschichtsforscher sich von dem Vorurteile, an eine Einwanderung der Indogermanen aus Asien zu glauben, nicht loszumachen vermochte, mußte ich ihm noch 1902 [4]) vorhalten. Dies gelang ihm erst in seinen allerletzten Lebensjahren [5]), und nun machte er sich an Stelle jener völlig hinfälligen alten Lehre folgende Auffassung zurecht: eine allgemeine Ausbreitung eines großen Indogermanenvolkes über ganz Europa sei bereits am Ende der Eiszeit, also vor etwa 20000 Jahren, erfolgt; die einzelnen Glieder jenes Urvolks hätten sich also bereits seit jener fernsten Urzeit in ihren geschichtlichen Sitzen befunden und dort allmählich zu Germanen, Kelten, Italikern, Griechen usw. entwickelt. Diese Auffassung zeigt, daß Montelius weder die geschichtlichen Nachrichten über die Einwanderung der Indogermanen nach Südeuropa und Vorderasien, noch die Ergebnisse der Sprachwissenschaft, noch die anthropologischen und, was am auffallendsten ist, nicht einmal die archäologischen Tatsachen, die hier geradezu in erdrückend massiger Weise für eine ganz andere Auffassung der Indogermanenfrage sprechen, zu bewerten imstande war.

---

[1]) Ymer 1882, S. 245.

[2]) Germanernes hem (Nordisk Tidskrift f. vet., konst och ind. 1917, S. 401ff.); vgl. auch Montelius, Die Vorfahren der Germanen (Mannus X, S. 64ff., 1918), sowie Kossinna, Mannus 11/12, S. 398, Anm.

[3]) Om våra förfäders invandring till Norden (Nordisk Tidskrift 1884, S. 21ff.), übersetzt: über die Einwanderung unserer Vorfahren in den Norden (Arch. f. Anthr. XVII, 1888, S. 151ff.).

[4]) Kossinna, Die indogermanische Frage (Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 161).

[5]) Vgl. Anm. 2.

Digitized by Google

Entgegentreten mußte ich weiter der von ihm und seinen Schülern ausgesprochenen Ansicht von einer gewaltsamen Verdrängung der Germanen aus Ostdeutschland durch erobernd eindringende Slawen, und daß dieses Einrücken der Slawen bereits im 4. Jahrhundert nach Chr. erfolgt und archäologisch nachweisbar sei [1]).

Zurückgewiesen muß auch werden, was Montelius über den angeblich sehr starken Einschlag slawischen Blutes im heutigen Norddeutschland geäußert hat. Wenn er seinen Zuhörern in Süddeutschland einerseits, in Dänemark anderseits etwas Angenehmes damit sagen wollte, daß um jener angeblichen Slawisierung der Norddeutschen willen die Süddeutschen, die doch auf altem keltischen Boden wohnen und keinen geringen keltischen Einschlag in ihrer Blutmischung aufweisen, den Skandinaviern sehr viel ähnlicher sähen und auch innerlich weit näher ständen, als die Norddeutschen, so weiß jeder Kenner deutscher Rassen- und Stammesverhältnisse, daß tatsächlich das Gegenteil zutreffend ist.

Vollkommen irrig war, wie er unter Nichtachtung der geschichtlich bezeugten Stammes- und Sprachenverschiebungen der Völkerwanderung die Entstehung der scharfen Sprach- und Volksgrenze zwischen Südgermanen und Nordgermanen in Schleswig sich dachte. Diesen Riß schrieb er dem Umstande zu, daß sich zwischen Süd- und Nordgermanen in ganz Holstein Slawen eingeschoben hätten, die später eingedeutscht worden wären. Die kerndeutschen Holsteiner haben wohl glücklicherweise von dieser Beurteilung ihrer Abstammung nichts erfahren. Tatsächlich liegen hier die Dinge doch so, daß jener Riß erst durch die Auswanderung der Jüten, Angeln und Sachsen nach England entstanden ist, indem das stark entleerte Jütland und Schleswig-Holstein im Norden von den letzten Endes aus Südschweden stammenden Dänen, im Süden aber von den über die Elbe nordwärts vordringenden Niedersachsen (Nordalbingen) besetzt wurde. So saßen nun zwei stammlich und sprachlich sich schon ferner stehende Volksglieder der Germanen als Nachbarn nebeneinander [2]).

Seine Ansicht, daß die schwedische Bevölkerung Finnlands bereits seit der Steinzeit dort ansässig sei [3]), fand mit Recht den Widerspruch finnischer Forscher (Appelgren), insofern gegen Ende der Steinzeit [4]) an der Südwestküste Finnlands zwar bereits eine vorfinnisch-indogermanische Mischbevölkerung

[1]) Korr.-Bl. d. deutsch. Gesellsch. f. Anthr. 1878, 9, S. 138; ferner: Die Einwanderung der Slawen in Norddeutschland (ebenda 1899, 30, S. 127f.; 1900, 34, S. 113f.). — Germaner och Slawer (Ymer 16, 1896, S. 290ff.). — Dagegen: Kossinna, Zur Archäologie der Ostgermanen (Zeitschr. f. Ethn. 1905, 406) und „Das Weichselland ein uralter Heimatboden der Germanen" (Danzig 1919) S. 24f.

[2]) Dies habe ich schon 1896 in meiner Abhandlung: „Die ethnologische Stellung der Ostgermanen" (Indogerm. Forschungen VII, S. 291f.), dann auch Mannus IV, 1912, S. 430 auseinandergesetzt; vgl. auch K. Müllenhoff, Beowulf (Berlin 1889) S. 109.

[3]) När kommo Svenskarna till Finland (Finsk Tidskrift 44, 1898, S. 1ff.).

[4]) Kossinna, Die Indogermanen I, S. 54ff.

Digitized by Google

sich festsetzte, die bald zu einer germanischen verschmolz, indes am Schluß der Bronzezeit wieder verschwand. Erst während der Wikingerzeit und besonders seit dem 12. Jahrhundert nach Chr. mit dem Kreuzzug Erichs des Heiligen faßte jene schwedische Bevölkerung an den Küsten Finnlands Fuß, deren Nachkommen noch heute dort wohnen.

Auch die Auffassung von Montelius, als wären in der römischen Kaiserzeit nicht nur Polen, was richtig ist, sondern auch das Baltenland rein germanische Reiche gewesen [1]), entbehrt aller Wahrscheinlichkeit; vielmehr handelt es sich im Baltenland nur um eine ganz dünne germanische Oberschicht, sei es von Kriegern oder kriegerischen Handelsleuten, die sehr rasch in der erdrückenden Mehrheit der stammfremden einheimischen Bevölkerung aufging.

Doch genug der Beleuchtung dieser Unzulänglichkeiten und dunkleren Punkte, die keinen so großen Raum einnehmen, um nicht in dem glänzenden Gesamtbilde des großen Forschers mehr oder weniger zu verschwinden.

* * *

Kennzeichnend für seine wissenschaftliche Persönlichkeit wie für sein Charakterbild war sein hervorragender Ordnungssinn. Kein Reichtum abgrundtiefer Weisheit floß aus seinem Munde, sondern er trachtete danach, nüchterne Klarheit, gesunden Menschenverstand zur Geltung zu bringen. Das zeigte sich auch in seinem Stil: klare kurze Sätze, die auch dem Laien stets ohne weiteres verständlich sind, folgen sich in leichtem, angenehmem Fluß. Manchmal drängt sich dem Leser ein heimliches Lächeln auf, wenn Montelius mit einem Anflug von Humor scheinbare Binsenwahrheiten mit besonderer Betonung ausspricht. So, wenn er in der Vorrede seines letzten Buches von 1919 über die Notwendigkeit der absoluten Chronologie auch für die Geschichte der ältesten Kultur trocken bemerkt: „Ohne Chronologie kann nämlich keine Geschichte geschrieben werden". Viele solche Selbstverständlichkeiten können nicht oft genug wiederholt werden, da in der Wissenschaft das Vorurteil und das schiefe Denken leider nur zu oft das einfache, grade, natürliche Denken des gesunden Menschenverstandes überwuchern.

Montelius schrieb aber nicht nur angenehm, auch die Unterhaltung mit diesem Vorbilde eines liebenswürdigen Gelehrten war leicht und anziehend. Stets hatte er außerdem einen ganzen Sack voll Schnurren und Witze in Bereitschaft, die man immer gern vernahm, auch wenn man sie nicht zum ersten Male von ihm hörte. Mit wissenschaftlichen Gesprächen durfte man ihn in der Geselligkeit jedoch nicht behelligen.

Dieselbe Liebenswürdigkeit, untermischt oft mit Humor, kennzeichnete seine Reisevorträge und machte ihn überall in Europa, wo er auch solche

[1]) Sur le premier âge du fer dans les provinces baltiques de la Russie et en Pologne (Congrès intern. d'anthr. et d'arch. préhist., VIII, Budapest 1876, Bd. 1, S. 488ff.).

Digitized by Google

hielt, beliebt und angesehen. Und er war einen großen Teil seines Lebens auf Reisen im Auslande, hauptsächlich freilich um Studien zu treiben oder um bei Prähistorikerkongressen streng wissenschaftliche Vorträge zu halten, in seinem höheren Alter aber mehr noch, um der Einladung zu gemeinverständlichen Vorträgen zu entsprechen. Solchen Aufforderungen nachzukommen, trieb ihn nicht nur der Ehrgeiz, über die Grenzen des Vaterlandes hinaus in der Welt Beifall und Ruhm zu ernten und damit den schwedischen Namen überhaupt zur Geltung zu bringen, sondern er wollte vor allem auch unserer Wissenschaft neue Anhänger verschaffen.

Seine wissenschaftliche Arbeit hat im wissenschaftlichen Leben aller Kulturvölker unverwischbare Spuren hinterlassen und so wurde er allmählich

Silberplakette Oskar Montelius zum 31. März 1913 zugeeignet von seinen Freunden. Modelliert von Erik Lindberg. (Mannus V, S. 193.)

eine Persönlichkeit von so allgemein europäischer Berühmtheit, wie kein noch so genialer, scharfsinniger und fleißiger anderer Vertreter der Vorgeschichtsforschung, so lange diese Wissenschaft überhaupt besteht.

Als er vor acht Jahren, am 31. März 1913, nach gerade 50jähriger Tätigkeit im Dienste des Stockholmer Historischen Museums von seinem Amte als Reichsantiquar zurücktrat, um seinen Lebensabend ganz der Forschung und wissenschaftlichen Schriftstellerei zu widmen, wurde ihm auf Anregung der Stockholmer Zeitung „Svenska Dagbladet" ein ebesonders gelungene, großartige Huldigung veranstaltet, indem die hervorragendsten Vorgeschichtsforscher Europas, nämlich Deutschlands, Österreichs, Dänemarks, Norwegens, Finnlands, Rußlands, Italiens, Frankreichs, Schottlands, 14 an der Zahl, in

Digitized by Google

ausführlichen Zuschriften an das Blatt die reiche und große Wirksamkeit des Gefeierten und ihren Wert für ganz Europa darstellten.

Ich selbst führte darin aus, wie in Montelius sich alle die Eigenschaften in wunderbarer Vollkommenheit vereinigten, die ihn als vorbestimmt dafür erscheinen ließen, eine europäische Berühmtheit zu werden [1]). „Die Vorbedingungen hierfür sind ja z. T. mehr äußerlicher Art. Schwer ins Gewicht fällt hier gesellschaftliche Gewandtheit, persönliche Liebenswürdigkeit, ja auch äußerlich eindrucksvolle Erscheinung, dann besonders Rednertalent, nicht nur in der Muttersprache, sondern vor allem auch Gewandtheit in der Beherrschung der europäischen Kultursprachen und dies nicht nur für Literaturwerke sondern namentlich für Reden und Vorträge, wie sie bei steten Reisen ins Ausland, bei Besuchen ausländischer, insbesondere internationaler Kongresse zu so tiefgehender Wirkung gelangen, schließlich nicht zuletzt eine günstige Vermögenslage." Alles das traf für Montelius zu und wurde außerdem getragen von einer geistig bedeutsamen Persönlichkeit mit wissenschaftlichen Leistungen, die von hoher Genialität zeugen und wie alles Geniale in besonders gerichteter starker Veranlagung einerseits, in rastlosem, planvollen Fleiß anderseits ihre Grundlage haben.

Daher ging von ihm eine Befruchtung der Geister aller Länder aus und dementsprechend häuften sich auf ihn die Ehrungen aus seinem Vaterlande und aus aller Welt in immer rascherer Folge und in immer steigendem Maße. Er wurde nicht nur Ehrenmitglied fast aller größeren vorgeschichtlichen und anthropologischen Gesellschaften Europas und Amerikas, sondern auch Mitglied der hervorragendsten Akademien der Wissenschaften, neben der Schwedischen (1895) namentlich der Berliner, der Londoner Royal Society, des Pariser Institut de France usw. 1917 nahm ihn auch die vornehmste Gelehrtenvereinigung Schwedens, die „Schwedische Akademie", die sog. „Akademie der Achtzehn", in ihren Schoß auf und 1919 wurde er Präsident seiner „geliebten" Altertumsakademie. Seit langen Jahren war er einer der Ritter der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite, den er bei Festen mit besonderem Stolze trug. Den philosophischen Ehrendoktor verlieh ihm 1906 Greifswald, ebenso Kristiania, den juristischen Glasgow. Zwei als selbständige Werke veröffentlichte Festschriften tragen seinen Namen. Die erste, zum 60. Geburtstage 1903 erschienen, war ausschließlich von seinen Schülern und Freunden aus Schweden verfaßt worden [2]). An der zweiten, die dem 70. Geburtstage 1913 galt und unter meiner ersten Anregung geschaffen wurde, haben seine Freunde aus ganz Europa mitgewirkt und so entstand ein auch äußerlich umfangreicher Quartband von gediegenstem Inhalt [3]).

[1]) Mannus V, S. 105f.

[2]) Studier tillägnade Oscar Montelius af lärjungar. Stockholm 1903.

[3]) Opuscula archaeologica Oscari Montelio septuagenario dicata D. IX. M. Sept. A. MCMXIII. Holmiae, in aedibus I. Haeggstroemii. MCMXIII.

Digitized by Google

Eine eigenartige Ehrung soll Montelius, wie ich höre, noch in seinen letzten Wochen bei einem zu Berlin gehaltenen Vortrage widerfahren sein. Es ist bei der Gelegenheit — und zwar als ein erster Versuch in diesem Verfahren — ein sog. „sprechender Film" von ihm aufgenommen worden, so daß also nicht nur seine körperliche Erscheinung und seine Bewegungen während des Vortrags, sondern auch seine Stimme der Nachwelt dauerhaft überliefert worden ist.

In politischer Beziehung huldigte Montelius liberalen Gedankengängen; das demokratische Prinzip erschien ihm als das „einzig richtige". Dennoch war er überaus deutschfreundlich gesinnt und zeigte dies nicht bloß während des Krieges, sondern namentlich auch nach dem Umsturz von 1918: „Die deutsche Kultur steht zu hoch, als daß sie sich von den Schädigungen durch den Weltkrieg nicht bald erholen sollte", so dachte er und so sprach er. Als einer der in vielen Herren Ländern in mancherlei Sprachen zu reden hatte, wußte er als Gast jedem Volke etwas Angenehmes zu sagen, zumal dort, wo so etwas inbrünstig verlangt wurde. Aber in voller Aufrichtigkeit hat er außer den nordischen Stammverwandten doch stets nur uns Deutschen in unserem, wie in seinem Lande versichert: bei uns fühle er sich wie in seiner Heimat.

Er war ein geborener Optimist und erkannte in den ständigen Veränderungen der menschlichen Lebensverhältnisse und Gesellschaftseinrichtungen im großen ganzen wirkliche Verbesserungen. Nicht so, daß er an ein ununterbrochenes Steigen der menschlichen Kultur glaubte, auch nicht an ein Auf und Ab nach Art der Wellenbewegung. Vielmehr stellte er sich dieses langsame Steigen unter dem Bilde einer zylindrischen Drahtspirale, etwa einer Sprungfeder, vor, die nicht auf ihrer ebenen Fläche steht, sondern in einer Neigung von 45° gehalten wird. Folgt man dann ihren Windungen von unten beginnend, so kommt man zwar bald auf, bald ab, doch beständig vorwärts in die Höhe, insofern schließlich der niedrigste Punkt der obersten Windung höher liegt als der höchste Punkt der untersten Windung.

Einem Standpunkte, wie ihn Oswald Spengler in seinem Buche „Der Untergang des Abendlandes" einnimmt, hielt Montelius noch wenige Wochen vor seinem Tode, während der „Nordischen Woche" in Lübeck, bei einer Unterhaltung folgenden Einwand entgegen: „Wer bei der Untersuchung über den Lebensorganismus der Kultur zwölftausend Jahre Vorgeschichte vergaß, der kann sich wohl auch in dem Ende um ein paar tausend Jahre verrechnen."

Übrigens schätzte sich Montelius bei aller Begeisterung für die Vorzeit, ihre Leistungen und ihre Erforschung glücklich, nicht in ihr gelebt zu haben, gerade weil er sie kannte. Nach seiner Meinung müßte der Vorgeschichtsforscher am liebsten erst in der Zukunft geboren zu sein wünschen.

Digitized by Google

Montelius ist allen, die ihn und seine Schriften kannten, zu früh dahingegangen, nicht etwa bloß, weil er an seine beiden nachgelassenen Werke, über Griechenland und über die Euphrat- und Tigrisländer, nicht mehr die letzte Hand hat legen können. Auch wer persönlich ihm nicht näher gestanden hat, muß das Auslöschen einer so ausgeprägten und wertvollen Persönlichkeit als schweren Verlust für die Menschheit empfinden, denn solche besonderen Persönlichkeiten kehren in ihrer Art nicht wieder, sind unersetzlich. Zur Bitterkeit aber wird das schmerzliche Gefühl dieses Verlustes für den, der, wie ich,

Oskar Montelius am Schluß seiner letzter Vortragsreise Ende September 1921 zu Kopenhagen. Zeichnung von Carl Jensen.

mehr als ein Vierteljahrhundert in Freundschaft dem Meister verbunden in seine Werke sich tief eingelebt, ihm wenn auch nicht durch Übernahme der Gesamtheit seiner Anschauungen, so doch in vielfacher Befolgung seiner Arbeitsweise nachgeeifert hat und wie kein anderer in Deutschland für die Geltung seiner typologisch-chronologischen Methode in Wort und Schrift beständig eingetreten ist. Da empfindet man den Tod eines so lange hochverehrten Vorbildes wie ein Versinken eines großen Teils des eigenen Lebens.

Und dennoch müssen wir ihn und uns selbst glücklich preisen, daß er ein so langes, arbeitsvolles Leben durchleben und der Welt so viel neues Wissen

Digitized by Google

zuführen durfte, — wie er selbst in der Vorrede zu seinem letzten Buche von 1919 sich glücklich gepriesen hat, die Herausgabe einer dritten völlig neubearbeiteten Auflage von „Schwedens Vorzeit [1])" noch vollendet haben zu können. Der Wunsch, den ich 1913 am Schlusse jener Würdigung im „Svenska Dagbladet" aussprach, sein Lebensabend möge noch manche reife Frucht unserer Wissenschaft für die Welt zeitigen, ist in Erfüllung gegangen. Denn neben zahlreichen bedeutenden Abhandlungen durfte er uns noch bescheren „Die vorklassische Chronologie Italiens" (1913), weiter den Foliopracht band der „Denkmäler unserer Vorzeit" (1917) [2]), eine aufs Sechsfache vermehrte Ausgabe seines Jugendwerkes der „Svenska Fornsaker", endlich die eben erwähnte große 3. Ausgabe seines anderen Jugendwerkes „Die Vorzeit Schwedens" (1919). Man kann sagen, daß Montelius im großen ganzen auch wissenschaftlich sich ausgelebt und sein Lebenswerk vollendet hat.

Was Bismarck sich wünschte, aber vom Geschick nicht gewährt erhielt, „wie ein braves Pferd in den Sielen zu sterben" [3]), — Montelius ist dies Glück zuteil geworden. Und wie einst Jacob Grimm alle Türen zu dem von ihm errichteten Schatzhause germanischer Altertumswissenschaft hatte weit öffnen können und den dort eingeführten Nachfahren nur die Aufgabe schärferer Prüfung der einzelnen Teile dieser größtenteils von ihm selbst gesammelten Schätze übrig ließ, so ward auch Montelius das hohe Glück vergönnt, Mitschöpfer einer sich neu emporringenden Wissenschaft zu werden. Er konnte da als der Ersten Einer in die unermeßliche Fülle des fast noch unberührten Stoffes hineingreifen, um ihn veredelt durch eindringende und sichtende Forschung mit übervollen Händen den lernenden Jüngern wieder darzureichen.

„Mit Montelius ist das heroische Zeitalter schwedischer Altertumsforschung ins Grab gestiegen": schrieb der hervorragendste Schüler des verblichenen Meisters, Oskar Almgren. Und das trifft zu, jedoch nur in dem Sinne, wie ich es eben an dem Beispiele Jacob Grimms erläuterte. Nur sehr bedingt kann ich solchen Stimmen beipflichten, die da klagen, die schwedische Altertumsforschung habe nun ihre Führerstellung eingebüßt. Das ist nur in dem Sinne der Fall, daß die schwedische Forschung als weitsichtige Lehrmeisterin Europas bewirkt hat, daß nicht nur in der Heimat, sondern auch in den Nachbarländern, vor allem im stammverwandten Deutschland, selbständige Forscherschulen von ebenbürtiger Bedeutung sich herausgebildet haben.

So tief wir auch bedauern, daß die eigentlichen Nachfolger von Montelius, Almgren und Salin, durch körperliche Leiden daran behindert werden,

---

[1]) Vår forntid. Stockholm 1919.

[2]) Minnen från vår forntid. I. Stockholm 1917.

[3]) Rede im preußischen Abgeordnetenhause vom 4. Februar 1881.

Digitized by Google

ihrer Wissenschaft jetzt noch so schöne Gaben darzubringen, wie sie es in jüngeren Jahren vermochten, so trösten wir uns wenigstens damit, daß Schweden glücklicherweise über einen nicht geringen Nachwuchs jüngerer Forscher gebietet, die z. T. schon gezeigt haben, daß die europäische Vorgeschichtsforschung, insonderheit ihr deutscher Anteil, von schwedischer Seite auch in Zukunft schönster Förderungen gewärtig sein kann. Ich brauche hier nur den Namen Nils Åberg auszusprechen.

Gerade Åberg war es, der mir schrieb: „Wir haben unseren Häuptling zu Grabe geführt". Dem setze ich — und dies so recht im Geiste des alle Zeit hoffnungsreichen, zukunftsfrohen Montelius — den alten lebenskräftigen Spruch hinzu: Der König ist tot, es lebe der König!

* * *

Nachschrift. Unmittelbar vor dem Druck dieses Bogens kann ich noch eine neue Mitteilung über das Werk La Grèce préclassique machen (oben S. 318), das den Schlußstein von Montelius' chronologischen Arbeiten bilden sollte. Einen Teil der noch nicht gedeckten Druckkosten hat ein Gönner der schwedischen Akademie der Wissenschaften übernommen. Diese Akademie hat bei der schwedischen Regierung den Antrag gestellt, 25000 Kronen als Rest der Druckkosten zu bewilligen. Bei Montelius' Tode war das Werk soweit vorgeschritten, daß von der Stein- und Bronzezeit 23 Druckbogen nebst 132 Tafeln entweder in Reindruck oder in Korrektur fertig vorlagen und auch das Manuskript des Restes, wenn auch noch nicht druckfertig, ausgearbeitet worden war. Die Darstellung der Eisenzeit dagegen scheint nur in Bruchstücken vorzuliegen.

Bei Gelegenheit dieses Nachtrags benutze ich den freien Raum dieser Seite, um ganz kurz die Ansicht mitzuteilen, zu der Montelius am Ende seines Lebens über die schwierige Frage der Stammeszuteilung der bronzezeitlichen Bevölkerung Griechenlands gekommen war (Nordisk Tidskrift 1920, S. 424 ff.). Er glaubte Gründe zu haben, die Hauptmasse dieser Bevölkerung zu mykenischer Zeit als Hellenen („Achäer" Homers) anzusprechen, die aber über eine verhältnismäßig nur niedrige Kultur verfügt hätten. Daneben hätte es noch eine fremde Bevölkerung gegeben („Pelasger" oder „Tyrrhener"), welche die mykenische Kultur nach Griechenland gebracht und hier weitergeführt hätte. Bald nach 1200 v. Chr. drangen die ursprünglich thessalischen Dorer, die von den Einwirkungen der mykenischen Kultur und der leiblichen Vermischung mit Pelasgern gänzlich unberührt geblieben waren, aus der mittelgriechischen Landschaft Doris über den korinthischen Meerbusen nach dem Peloponnes vor, wodurch der national hellenische Bestandteil in Griechenland stärkstes Übergewicht erhielt. Die Pelasger gingen nun unter oder mußten aus dem Lande weichen, ebenso die pelasgisch-hellenische Mischbevölkerung. Nur in Attika, das die Dorer nicht berührt hatten, blieb der größte Teil der Mischbevölkerung wohnen. So ging die mykenische Kultur in ganz Griechenland unter, nur in Attika übte auch nach dem Verfall dieser Kultur jene Mischbevölkerung in künstlerischer Hinsicht großen Einfluß auf die dortige hellenische Hauptbevölkerung aus. Und so konnte sich auf diesem Boden nach vielen Jahrhunderten die griechische Kunst als eine Art Renaissance entwickeln, so wie die italienische Renaissance eine Schöpfung jener Germanen (Langobarden) war, die viele Jahrhunderte früher (nach Montelius' Ansicht) einen Kulturabbruch in Italien herbeigeführt hatten, wie einst die Dorer einen solchen in Griechenland.

Digitized by Google

III. Bücherbesprechungen.

Professor Dr. **Hermann Klaatsch,** Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. med. Adolf Heilborn. XL und 392 S. Lexikon-Format mit 376 Abbildungen, Bunttafeln und Karten. Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. Berlin W 57.

Das Lebenswerk Klaatschs liegt in einem schön illustrierten Buche vor uns. Es faßt die wissenschaftlichen Ergebnisse dieses genialen Mannes in klarer, auch für den Laien leicht faßlicher Sprache zusammen. Die jüngsten Funde hat Dr. med. Adolf Heilborn, der Herausgeber des Buches, nachgetragen. Von ihm stammt auch der einleitende Teil „Zur Einführung", welcher vor allem der Persönlichkeit Klaatschs gewidmet ist.

In drei Kapiteln (Die Stammesgeschichte der Vormenschheit und die natürlichen Vorbedingungen der Kultur, Die Ausprägung der Menschenmerkmale und die Uranfänge der Kultur, Die vorgeschichtliche Menschheit und ihre Kultur) entwickelt Klaatsch seine in vielen Punkten von der Lehre Darwins, Häckels usw. abweichenden Ansichten über die Abstammung des Menschen. Sie gipfeln in dem Satze, daß der Mensch nicht auf dem Wege über das Menschenaffenstadium geworden ist, sondern daß bereits eine sehr frühe Trennung erfolgt ist, wobei sich der eine Teil durch Erhaltung der ursprünglichen Merkmale den Weg zum „Gehirntier" bahnte, während der andere durch einseitige Ausbildung gewisser Organe sich diesen Weg für immer verrammelte.

Die Untersuchungen Klaatschs haben ferner enge verwandtschaftliche Zusammenhänge zweier Hauptgruppen der Menschheit mit zwei Menschenaffen ergeben, und zwar der Neandertalrasse mit dem Gorilla und der Aurignacrasse mit dem Orang, auf welche wichtige Tatsache der Zoologe H. Melchers schon 1906 hingewiesen hatte.

Von dem reichen Inhalte des Kapitels über „die Ausprägung der Menschenmerkmale und die Uranfänge der Kultur" sei im besonderen auf die Verwertung der eingehenden Studien Klaatschs in Australien verwiesen. Die Fülle der hier angeschnittenen Probleme verbietet ein näheres Eingehen. Es ist ein Kapitel, das den Ethnologen ebenso interessiert, wie den Anthropologen und Prähistoriker.

Der letzte Abschnitt behandelt die vorgeschichtliche Menschheit und ihre Kultur, wobei besonders die wichtigsten fossilen Menschenfunde eingehend besprochen und kritisch beleuchtet werden.

Schade ist, daß, wohl durch Heilborn, dem Werke die Hausersche Diluvialchronologie zugrunde gelegt ist, deren Haltlosigkeit allein schon aus dem Bilde Tafel I hervorgeht, wo nach dem faustkeilarmen Moustérien das durch hervorragend schöne Säustlinge ausgezeichnete „Micoqien" erscheint. Ganz unrichtig ist es weiters, wenn hier der Homo Heidelbergensis dem Acheuléen I zeitlich gleichgesetzt wird, der nach der Fauna dem Prächelléen angehört, weiters wenn die Ehringsdorfer Skelettreste um etwa 90000 Jahre jünger hin-

Digitized by Google

gestellt werden als der Homo Mousteriensis Hauseri, wo doch zweifellos die Ehringsdorfer älter sind als jener.

Diese unmögliche Aufstellung verleitet Heilborn auch zu unrichtigen Folgerungen.

Doch das berührt Klaatsch nicht. Sein Werk hat bleibenden Wert, auch wenn sich viele seiner geistreichen Ideen nur als solche herausstellen sollten.

Was das Buch mit Recht in weiten Kreisen beliebt machen wird, ist die vielseitige Beleuchtung, die das so anziehende Thema erfährt. Eine ausführliche Inhaltsangabe und ein Namen- und Sachverzeichnis erleichtern seine Benützung.

Wien. **J. Bayer.**

Moritz Hoernes, Das Gräberfeld von Hallstatt, seine Zusammensetzung und Entwicklung. Leipzig (Curt Kabitzsch) 1921. 45 S. mit 80 Abb. auf 4 Bildertafeln. Preis brosch. 36 Mk.

Adolf Mahr, Die prähistorischen Sammlungen des Museums zu Hallstatt. Leipzig (Curt Kabitzsch) 1921. 63 S., 8 Taf. 24 Mk.

Die Hallstattzeit war ein bevorzugtes Arbeitsgebiet von M. Hoernes. Mit ihr beschäftigt sich auch eine in seinem Nachlaß vorgefundene Abhandlung, die in den Mitteilungen des Österreichischen Staatsdenkmalamtes zum Abdruck gelangte, nun aber auch als selbständige Schrift in deutschem Verlag erschienen und somit breiteren Kreisen zugänglich gemacht ist. In der Überzeugung, daß die Hallstattforschung nur dann Aussicht habe, neue Fortschritte zu machen, wenn die erste und reichste Quelle, aus der unsere Kenntnis der ersten Eisenzeit stammt, möglichst rein und vollständig erschlossen wird, ist Hoernes an die Aufgabe herangetreten, das Gräberfeld von Hallstatt kritisch durchzuarbeiten und damit eine von der Wissenschaft wiederholt erhobene Forderung zu erfüllen. Daß v. Sackens erstmalige Veröffentlichung schon ihrer Unvollständigkeit wegen die heutigen Ansprüche nicht mehr befriedigen kann, ist längst bekannt.

Hoernes hatte schon vor längerer Zeit die Funde selbst und dazu die von ihm wohl etwas überschätzten Fundberichte des Bergmeisters Ramsauer durchgearbeitet und sodann methodisch die Entstehung und Zusammensetzung der Fundmasse zu ermitteln gesucht. Es gelang ihm für 340 Gräber genauere Feststellungen zu machen. Gering mag diese Zahl erscheinen, wenn man bedenkt, daß 1036 Gräber ausgehoben wurden, aber man muß sich vergegenwärtigen, daß die Mehrzahl mit nichtssagenden Stücken ausgestattet oder ganz beigabenlos war. Die 340 näher bestimmten Gräber machen den Inhalt des vorliegenden Buches aus. Geplant war allerdings eine vollständige und zusammenfassende Veröffentlichung aller Gräber; bedauerlicherweise hat die Ungunst der Zeit sie vereitelt. Hoernes' Arbeit bildet also nicht den Ersatz des v. Sackenschen Buches, wohl aber eine Ergänzung dazu. Aus den Typen der Gräberfunde hat Hoernes zwei Stufen abgeleitet: eine ältere, deren Hauptleitform die eisernen Hallstattschwerter bilden, und eine jüngere, die die Späthallstattzeit und den Beginn der Latènezeit umschließt. Befremdlich erscheint, daß sich Hoernes hierbei zum Vergleich nur der großen italischen Fundplätze Bologna, Este usw. bedient und die süddeutschen Fundstätten samt ihren wichtigen meist aus der Keramik gewonnenen Ergebnissen mit Stillschweigen übergeht. Bei ihrer Hereinziehung hätten sich großenteils die Auseinandersetzungen mit P. Reinecke im Jahr 1900 erschienenen Darlegungen erübrigt.

Eine Ergänzung zu den Veröffentlichungen über Hallstatt bietet A. Mahrs katalogartige Beschreibung des Museums zu Hallstatt. Der Text ist unter voller Auswertung der Fundberichte abgefaßt und durch die eingestreuten Bemerkungen allgemeiner Art belebt. Den Hauptreichtum der Sammlung bilden 28 Gräber vom großen Gräberfeld sowie sonstige Stücke vom gleichen Fundort, die meistens aus Raubgräbereien Privater stammen und daher wohl zur Veranschaulichung der Fundmasse, nicht aber zu wissenschaftlicher Auswertung dienen können.

Digitized by Google

Gegenüber der Hallstattzeit treten die übrigen vorgeschichtlichen Abschnitte stark zurück. Die Fundreihe setzt mit einigen jüngersteinzeitlichen Stücken ein, die eine gelegentliche Anwesenheit des Menschen bekunden. Erst von der Bronzezeit an kann mit einer dauernden, durch die Salzgewinnung veranlaßten Besiedlung des Hallstattwinkels gerechnet werden.

Dem Verfasser kam es in erster Linie darauf an, der Wissenschaft neues Material vorzulegen. Diese Aufgabe hat er zweckmäßig zu erfüllen verstanden. Möge das Heft, das ursprünglich als erstes einer größeren „Materialien zur Urgeschichte Österreichs" betitelten Reihe gedacht war, infolge des Krieges aber wenig Beachtung fand, künftig die verdiente Verbreitung finden.

München. **Friedrich Wagner.**

Robert Knorr, Töpfer und Fabriken verzierter Terra-Sigillata des ersten Jahrhunderts. Stuttgart (W. Kohlhammer) 1919. 140 S. mit 100 Tafeln, 52 Textbildern und chronologischer Tabelle.

Knorrs bisherige Schriften über verzierte Terra-Sigillata, die hauptsächlich Funde schwäbischer Herkunft behandeln, sind längst zu unentbehrlichen Hilfsmitteln der römisch-germanischen Forschung geworden. Mit dem vorliegenden Buch macht Knorr nun den Versuch, die Ergebnisse seiner Studien zusammenfassend für das erste Jahrhundert zu verwerten, so wie er es mit großem Erfolg früher schon für das zweite Jahrhundert unternommen hat. Auch dieser neuen Arbeit war gleiches Gelingen beschieden. Das Ziel, die gesamte einschlägige Sigillata Deutschlands, Österreichs, Hollands und der Schweiz zeitlich zu ordnen, ist ohne Zweifel erreicht worden. Indem Knorr außer dem allgemeinen Stil der Dekoration und den Gefäßformen namentlich die scheinbar unbedeutenden Einzelheiten der Verzierung, die Eierstäbe, Blüten, Rosetten, Sternchen usw. einer vergleichenden Betrachtung unterzog, hat er Art und Stil der einzelnen Töpfer genauestens ermittelt. Der Erfolg dieser Methode wird durch eine Tabelle unmittelbar anschaulich gemacht: 153 Töpfer sind hier ihrer Zeit nach so genau als möglich bestimmt. Der Wert solcher Feststellungen für die Lösung geschichtlicher Fragen ist bekannt. Auf den Tafeln ist der Formenschatz der einzelnen Töpfer in gewohnter Zuverlässigkeit übersichtlich zur Anschauung gebracht. Den vollen Wert des Buches wird besonders der ausschöpfen, der Gelegenheit hat, damit im Museum oder bei Ausgrabungen zu arbeiten.

München. **Friedrich Wagner.**

Martin Jahn, Der Reitersporn, seine Entstehung und früheste Entwicklung. Mit 90 Abbildungen im Text und einer Tafel. Mannus-Bibliothek Nr. 21. Leipzig 1921.

Die vorliegende Arbeit bildet gewissermaßen einen Anhang zu dem größeren Werke des Verfassers über die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit. Sie zeigt dieselben soliden Eigenschaften: die sorgfältige Zusammenstellung des Fundstoffes, die sichere typologische Anordnung der Formen sowie die verständige Deutung des Entwicklungsverlaufes und des kulturellen Zusammenhanges. So bezeichnet die Arbeit einen sehr großen Fortschritt gegenüber den älteren Behandlungen des Themas durch Tischler, Olshausen und Forrer, und sie wird gewiß stets die eigentliche Grundlage für unsere Kenntnis der älteren germanischen Sporen bleiben.

Gegen die entwicklungsgeschichtliche Auffassung des Verfassers, die er auch in der Tafel sehr übersichtlich veranschaulicht hat, haben wir keine Einwände zu erheben. Der erste Ursprung der Sporen bleibt freilich noch in Dunkel gehüllt. Die ältesten bildlichen und literarischen Zeugnisse, die wir haben, sind griechisch und stammen aus dem 5. Jahrhundert; aber so alte Fundstücke sind noch nicht angetroffen worden. Die ältesten uns erhaltenen

Digitized by Google

Sporen dürften die beiden in Latène selbst aufgefundenen sein, die wahrscheinlich in die Mittellatèneperiode zurückgehen. Erst in der Spätlatèneperiode werden Sporen allgemein, sowohl auf keltischem wie auf germanischem Gebiete; die Germanen haben sie offenbar von den Kelten entlehnt. Es waren einfache Bügelsporen, gewöhnlich aus Eisen, mit großen Endknöpfen für die Befestigung der Riemen.

In der Kaiserzeit spaltet sich die Entwicklung in drei Hauptreihen, die geographisch ziemlich scharf geschieden sind. Bei den Ostgermanen erhält sich die Form der Knopfsporen, obwohl die Knöpfe jetzt ganz klein werden. Zuletzt wurden diese sogar durch Knebel oder durch Haken ersetzt. Bei den Westgermanen dagegen, besonders im Elbgebiete, entwickelt sich die sonderbare Form, welche Jahn nach herkömmlichem Gebrauch als Stuhlsporen bezeichnet. Bei dieser Form sitzt der Stachel in der Mitte einer flachen Platte, die durch Nieten auf einer Unterlage, wahrscheinlich einer größeren um den Fuß gebundenen Kappe befestigt war. Auf provinzialrömischem Gebiete wiederum erscheinen Bügelsporen, die nicht durch Knöpfe, sondern durch Ösen und später durch Nieten an dem Riemenwerke angebracht wurden. Die provinzialrömischen Nietsporen werden im 3. Jahrhundert auch von den Germanen nachgebildet. Gleichzeitig hat man in Ostpreußen auch bei den ostgermanischen Bügelsporen die Knöpfe durch Nieten ersetzt.

Bei einer so erschöpfenden und für lange Zeit grundlegenden Darstellung wie der vorliegenden muß natürlich die Terminologie mit großer Umsicht gewählt werden; denn systematische Arbeiten von dieser Art pflegen ja die wissenschaftlichen Bezeichnungen auf längere Zeit zu bestimmen. Es wäre darum sehr erwünscht gewesen, hätte der Verfasser sich dazu entschließen können, die zwar seit lange ziemlich fest eingebürgerte, aber doch schwerverständliche und tatsächlich auch mißverstandene Bezeichnung Stuhlsporen aufzugeben. Jahn versteht unter „Stuhl" offenbar die ganze mit Nieten versehene Platte, die den Stachel trägt (vgl. seine Beschreibung gewisser schwedischer Sporen auf S. 33), und dies dürfte wohl auch die allgemeine Auffassung unter den Fachgenossen sein. Nun ist es aber ganz unverständlich, wie man eine solche, gewöhnlich mehr oder weniger X-förmige Platte als „Stuhl" bezeichnen kann; denn die ganz kurzen Nieten, deren Zahl zumal bei den älteren Stücken nur zwei, erst bei den jüngeren vier beträgt, kann man doch nur schwerlich mit Stuhlbeinen vergleichen. Verfasser gibt uns keine Aufklärung über die Entstehung der vorliegenden Bezeichnung; er berichtet nur kurz, daß sie im Jahr 1841 durch Lisch geprägt worden ist. Wenn man nun Lischs Worte an der betreffenden Stelle nachliest [1]), so findet man erstens, daß Lisch hier noch nicht das Wort „Stuhlsporen" anwendet, wohl aber einen gewissen Teil der bezüglichen Sporen als „Stuhl" bezeichnet, und zweitens, daß dieser Teil keineswegs die ganze Platte ist, sondern nur die in der Mitte derselben zuweilen befindliche zylindrische Erhöhung, auf welcher der eiserne Stachel befestigt ist. Lisch bemerkt ausdrücklich, daß es auch vorkommt, daß der Stachel ohne Stuhl direkt auf der Platte steht. Unter diesen Umständen dürfte es gewiß irreführend und ungeeignet sein die ganze Sporengattung die durch eine mit Nieten versehene Platte gekennzeichnet ist als „Stuhlsporen" zu bezeichnen. Die geeignetste Benennung für diese Gattung wäre unseres Erachtens „Plattensporen". Die von Jahn mit diesen Namen bezeichnete sehr seltene Abart braucht ja nur durch den Zusatz „ohne Nieten" ausgesondert zu werden. Nicht ganz glücklich erscheint es uns auch, wenn der Verfasser den Ausdruck „Nietsporen" nur von Bügelsporen mit Nieten braucht, obwohl Nieten eben für die größte Zahl seiner „Stuhlsporen" bezeichnend sind. Bügelsporen mit „Nieten" oder „Nietbügelsporen" wäre darum eine sachlich richtigere Bezeichnung gewesen.

Zum Schluß erlauben wir uns, aus dem schwedischen Fundmaterial das der Verfasser bisher nur durch die Literatur kennen gelernt hat, ein paar Nachträge von gewissem

[1]) 6. Jahresbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde 1841, S. 145f.

Digitized by Google

Interesse mitzuteilen. Aus einem nicht systematisch untersuchten Waffengrabe von Bjärs, Kirchspiel Hejnum, Gotland, stammt ein stattliches, eisernes Sporenpaar, von dem der eine von Montelius in seiner Kulturgeschichte Schwedens Abb. 328 abgebildet wurde. Diese Sporen gehören der von Jahn, S. 85 beschriebenen Formenreihe an, die durch die Sporen von Reichersdorf, Dimose und Dobrichov-Trebicka vertreten ist; das gotländische Paar steht dem böhmischen am nächsten, ist aber noch kräftiger entwickelt. In einem 1920 von Herrn E. Sörling im Kirchspiel Hogrän, Gotland, untersuchten Grabe fand sich nebst Waffen von Spätlatèneformen (u. a. wie Almgren, Ältere Eisenzeit Gotlands I, Abb. 90, 92, 96, 99) der erste Latènesporn Schwedens. Dieser ist aus Eisen, hat vierkantigen Stachel und auf fallenderweise hakenförmig umgebogene Bügelenden, eine Befestigungsart, die Jahn erst aus dem 3. Jahrh. nach Chr. kennt.

Uppsala. **Oscar Almgren** und **Birger Nerman.**

Nils Åberg, Ostpreußen in der Völkerwanderungszeit. Uppsala-Leipzig 1919. 175 Seiten, 203 Abbildungen, 8 Karten.

Der schwedische Forscher, der sich durch seine zahlreichen Arbeiten über die Steinzeit einen Namen gemacht hat, hat sich seit 1918 einem ganz anderen Arbeitsgebiet, der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit, zugewendet. Wie Åberg früher von der Behandlung einer Einzelgruppe, der Steinhämmer, ausgehend allmählich seine Studien über das Gesamtgebiet der mittel- und nordeuropäischen Steinzeit ausdehnte, so vertiefte er sich auch hier erst in einen Einzelstoff, in das germanische Sternmuster [1]), nahm dann zu der so wichtigen und umstrittenen Frage der Chronologie der Merowingerzeit Stellung [2]) und brachte nun die umfangreiche Abhandlung über Ostpreußen heraus. Sie zeigt die Vorzüge Åbergscher Arbeiten, die bei der Behandlung der Einzelformen stets den Blick auf die Gesamtentwicklung zu lenken wissen, von der Beherrschung des ganzen, das Thema berührenden Fragenkomplexes, der in übersichtlicher und klarer Weise vor dem Leser ausgebreitet wird, gutes Zeugnis ablegen und von strenger Sachlichkeit und scharfer Beobachtungsgabe geleitet sind. Wie der Verfasser im Vorwort angibt, konnte er nicht den ganzen, in seiner Menge fast unübersehbaren Fundstoff bearbeiten. Er griff deshalb mit gutem Blick die wichtigen Formen, die Leitfossilien der Entwicklung, heraus, stellte sie möglichst vollzählig zusammen und zog aus ihnen seine Schlüsse. Müssen bei dieser Art der Behandlung auch manche Fragen offen bleiben oder kann ihre Lösung nur angebahnt werden, so hat doch der Verfasser sein Ziel, „die Hauptzüge in der Entwicklung der ostpreußischen Kulturgruppen zu beleuchten," vollauf erreicht. Die üppige Ausstattung mit zahlreichen Abbildungen, acht Verbreitungskarten von Fundarten und vier Fundtabellen ermöglicht es dem Leser, die Folgerungen des Verfassers in bequemster Weise nachzuprüfen. Die Karten benutzen als Unterlage ein ostpreußisches Kreiskartenschema. Åberg weist jedem Vorkommen einer Fundart ein Zeichen zu, auch wenn an einem Fundort mehrere Stücke vorkommen. Er kann deshalb die Zeichen nicht alle an die richtige Stelle setzen — auf Karte V z. B. finden sich im Kreise Allenstein 84 Zeichen, die in Wirklichkeit Fundstücke von nur zwei Fundplätzen bezeichnen — erreicht aber durch diese geographische Ungenauigkeit des Nebeneinandereintragens von Stücken gleichen Fundorts ein überaus anschauliches, gleichsam in die Augen springendes Bild der Verbreitung eines

[1]) N. Åberg, Den germanska stjärnornamentiken under 3. och 4. talet e. Kr. Antikvarisk tidskrift XXI (1918).

[2]) N. Åberg, Ett bidrag till merovingertidens kronologi. Zeitschr. Rig, Bd. II—III (1919—1920), S. 97ff. (Almgrenfestschrift). [Jetzt deutsch: Mannusbibliothek 22 (Kossinna-Festschrift), S. 108ff.]

Digitized by Google

Gegenstandes. Dieses von Åberg auch früher angewendete Verfahren ist für Arbeiten von dem Gepräge der vorliegenden sehr geeignet, kann aber naturgemäß nicht in allen Fällen nachgeahmt werden.

In einer Einleitung schildert Åberg den Stand der Forschung und gibt gleichzeitig einen Überblick über die ostpreußische Entwicklung in den Jahrhunderten vor der Völkerwanderungsepoche. Der Hauptteil gliedert sich entsprechend den Kulturgebieten in drei Abschnitte, die der samländischen, der masurischen und der litauischen Kultur (innerhalb Ostpreußens) gewidmet sind.

Die samländische Kultur entwickelt sich aus der kaiserzeitlichen Kultur dieses Gebietes, die germanisch und zwar gotisch ist. Gegen Ende des 2. Jahrh. nach Chr. waren von hier die Goten zu ihrer Wanderung nach Südrußland aufgebrochen; aber Teile von ihnen, die „Hreidgoten" der nordischen Sagen, blieben daheim und führten die entsprechend der geringeren Volkszahl schwächere Kultur, der nun auch die den Goten sonst eigentümliche Körperbestattung fehlt, in ausgesprochen germanischem Gepräge fort. Vom 4. Jahrhundert an geraten die samländischen Goten in eine vereinsamte Stellung, da die übrigen Germanen in Ostdeutschland gleichfalls auswandern. Die Verbindungen zwischen dem germanischen Hauptgebiet und diesem östlichen Außenposten brechen ab, die samländische Kultur entwickelt sich selbständig in lokaler Färbung weiter oder erstarrt in zähem Festhalten an altgewohnten Formen, wie Åberg an den Fibeln mit Ringgarnitur so schön nachweisen kann. Die Hauptformen dieser Kulturgruppe sind Fibeln mit umgeschlagenem Fuß und Ringgarnitur, einige Reihen von Armbrustfibeln, Sternfußfibeln und bandförmige, dünne Bronzeblechriemenzungen. Auf den beiden letzten Fundarten treten außerdem kennzeichnende eingestempelte Muster auf, die Åberg unter dem Namen „ostpreußische Sternornamentik" zusammenfaßt. Sie ist der skandinavischen Sternornamentik zwar sehr nahe verwandt, doch läßt der Verfasser ihre Herleitung in wohl zu großer Vorsicht noch unentschieden. Während alle diese Formen außerhalb Ostpreußens infolge der Isoliertheit der Samlandgoten recht selten sind, finden wir sie in der Provinz selbst auch außerhalb Samlands in dem dem gotischen Gebiet anzugliedernden Natangen, in einem Streifen ostwärts bis Angerburg-Goldap und im Ostteil von Masuren. Außerdem gelangen samländische Formen auch in den litauischen Kulturkreis (s. dort). Es waren also weite Gebiete Ostpreußens auch außerhalb des samländischen Mittelpunktes von Goten besiedelt oder von ihnen kulturell beeinflußt. Den Höhepunkt erreicht die Kultur im 5. Jahrhundert. In der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts hört die Entwicklung der samländischen Lokalformen auf. Samland verliert seine kulturelle Selbständigkeit und gerät in ein Abhängigkeitsverhältnis von der neu entstandenen Germanenkultur in Masuren.

In Masuren bestand zur Kaiserzeit gleichfalls eine germanische Besiedlung, deren Kultur als ein Ableger der samländischen betrachtet werden kann. Über das Schicksal dieser Kultur macht Åberg keine Angaben. Sie scheint mit der Zeit abzusterben, wohl auch infolge Abwanderung der Bevölkerung. Erst in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts dringt ein neues Volk hier ein, dessen rein germanische Kultur Åberg als die masurische Kultur bezeichnet. Sie bringt nach Ostpreußen neue eigene Charakterformen wie die vielen Gruppen von Fibeln mit Kopfplatte. Das Ursprungsgebiet dieser Formen muß auch die früheren Wohnsitze der Masurgermanen einschließen. Deshalb geht Åberg den Vorformen der Kopfplattenfibeln nach. Ein Teil von ihnen mit dem kennzeichnenden südrussischen Tierkopf am Fußende weist ins südrussische Gotengebiet. Auf den ersten Blick scheint es naheliegend, in den neuen Einwanderern Goten zu sehen, die aus Südrußland in ihre alte Heimat zurückkehrten. Nun finden sich aber vermischt mit diesen Typen andere Fibeln, die in Südrußland nicht vorkommen, sondern ihre Gegenstücke nur im mitteleuropäischen Germanengebiet haben. Sie tragen am Fußende einen anderen Tierkopftypus vom mitteleuropäischen Stil. Die Verbindungen mit beiden Kulturzentren sind gleichstark, gleichen

Digitized by Google

Alters und können nach den Fundverhältnissen nicht etwa zwei verschiedenen Völkerbestandteilen angehören, die vereint in Ostpreußen einzogen. Aus Südrußland einwandernde Goten können wiederum keinen so starken mitteleuropäischen Einschlag in ihrer Kultur mitgebracht haben. Åberg nimmt daher an, daß die Masurgermanen schon längere Zeit auf Wanderschaft waren und dabei in Berührung mit verschiedenen Kulturen gekommen sind. Möglicherweise saßen sie vorher in den Donauländern, wo sich südrussisch-gotische und mitteleuropäische Kulturströmungen trafen. Åberg schlägt mit allem Vorbehalt die Lösung vor, daß die Masurgermanen Heruler waren, die nach Prokopius in das Land der Gauten zurückkehrten. Dagegen ist der Fund von Hammersdorf (vgl. Peiser, Mannus X, S. 92ff.), den Åberg auffallend früh (in die Zeit um 400) datiert, in seinem gotischen Charakter sicher rückwandernden Goten zuzuschreiben. Er liegt aber außerhalb der drei ostpreußischen Kulturgebiete und nimmt in jeder Beziehung eine Sonderstellung ein. Die Masurgermanen treten bald in enge Beziehungen zu den Goten Samlands, während ihr Verkehr mit dem litauischen Kulturgebiet gering ist. Ihr Einfluß auf die Samlandgermanen wird sogar so beherrschend, daß deren Eigenformen absterben und masurgermanischen Typen Platz machen. Åberg hat den Eindruck, daß die Samländer in eine Art Vasallenverhältnis hinabsinken. Trotzdem empfängt auch die masurische Kultur von der samländischen viele Anregungen. So werden in Masuren samländische Typen wie die Fibeln mit Ringgarnitur, die mit Schlußkreuz und die mit schmalem Tierkopffuß, endlich Schnallen mit Kreuzdorn fortgebildet. Beide germanische Kulturen gehen allmählich ganz ineinander auf, entarten aber auch und verlieren im Laufe des 7. Jahrhunderts immer mehr ihren germanischen Charakter. Die regen Beziehungen, die seit Einwanderung der Masurgermanen mit dem übrigen Germanien unterhalten wurden, schlafen ein, die ungermanischen, aistischen Elemente der Bevölkerung, die sich bisher der Kultur der germanischen Herrenschicht angegliedert hatten, gewinnen immer mehr die Oberhand. Die Charakterform dieser Entgermanisierungsepoche ist die Armbrustsprossenfibel, die nur in Ostpreußen und in der westpreußischen Kolonie der masurischen Kultur auf dem Silberberg Kr. Elbing vorkommen. Allem Anscheine nach ist diese, sechs Jahrhunderte lang unter germanischer Herrschaft gewesene Bevölkerung dieselbe, die in geschichtlicher Zeit als Preußen wieder in den Kreis weltgeschichtlicher Begebenheiten tritt. Hierin schließt sich Åberg der Ansicht Kossinnas (1905) an.

Im äußersten Nordosten Ostpreußens liegt ein dritter Kulturkreis, der von ostpreußischen Forschern den Litauern zugeschrieben wird, während Åberg seine völkische Bestimmung noch offen läßt und sie nur mit Vorbehalt als litauische Kultur bezeichnet. Sie ist vom 3. Jahrh. nach Chr. an bis zur Wikingerzeit nachzuweisen. Hier herrscht reine Körperbestattung. Während des 3.—5. Jahrhunderts steht diese Kultur unter starkem samländisch-gotischem Einfluß. Es scheint zu dieser Zeit eine zahlenmäßig schwache germanische Oberschicht aus dem Samland eingewandert zu sein und die einheimische Bevölkerung kulturell und politisch beherrscht zu haben. Die meisten samländischen Leitformen wie Fibeln mit Ringgarnitur, Sternfußfibeln und Armbrustfibeln finden sich hier, die Kultur hat fast germanischen Anstrich. Mit dem Einbeziehen Samlands in das masurgermanische Einflußgebiet zu Beginn des 6. Jahrhunderts brechen die Verbindungen zwischen Samland und Nordostpreußen ab. Die litauische Kultur entwickelt sich jetzt selbständig weiter, ihre germanischen Bestandteile verkümmern allmählich, ähnlich wie im übrigen Ostpreußen. Zu den rein litauischen Formen gehören Armringe mit verdickten Enden, die spätesten Entwicklungen der Armbrustfibeln, der Armbrustsprossenfibeln und der Fibeln mit schmalem Tierkopffuß. Diese Formen bezeugen, daß im Laufe des 7. Jahrhunderts die litauische Kultur ihrer Verbindungen nach dem Westen ganz verlustig gegangen ist und sich jetzt völlig nach Osten orientiert.

Dies ist in den Hauptzügen das Bild, das Åberg über Ostpreußens Kulturverhältnisse vom 4.—7. Jahrhundert entwirft. Es war ein Wagnis für einen auswärtigen Forscher,

Digitized by Google

dem das ostpreußische Material nur in verhältnismäßig begrenzter Studienzeit zur Verfügung stand, eine Gesamtdarstellung der verwickelten ostpreußischen Kulturen in der Völkerwanderungszeit zu unternehmen. Wenn auch manche Züge seines Bildes noch der Aufhellung bedürfen, wenn auch seine chronologischen Ansetzungen vielleicht von mehreren Seiten werden angefochten werden, das Werk als Ganzes ist prächtig gelungen und bringt die ostpreußische Forschung ein gutes Stück vorwärts. Besonders angenehm fällt die vorsichtige Art Ábergs auf, das, was noch nicht gesichert ist, auch als fraglich hervorzuheben und auch auf die Punkte hinzuweisen, die gegen eine wohl begründete Annahme sprechen könnten. Selbst den der ostpreußischen Forschung Fernerstehenden weiß er so völlig in die schwierigen Fragen hineinzuführen. Ein schönes Beispiel für die gewissenhafte, alle dafür- und dawiderſprechenden Gründe sachlich abwägende Forschungsweise ist sein Nachweis des germanischen Charakters der Samlandkultur. Wir beglückwünschen den Verfasser zu dem schönen Erfolg auf seinem neuen Arbeitsgebiet und sehen mit großer Anteilnahme der angekündigten Bearbeitung Litauens und des weiteren Ostens entgegen.

Breslau, Februar 1921. **M. Jahn.**

Hans Joachim Moser, Geschichte der deutschen Musik von den Anfängen bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges. Stuttgart und Berlin, Cotta Nachf., 1920. XVI und 517 Seiten.

„Bei jedem, der der Entwicklung einer Kunst nachgehen will, wird sich wohl zuerst die Frage nach ihren Anfängen einstellen", so beginnt der Verf. seine Ausführungen. Er hat recht; er versucht auch, einiges über den Ursprung der Musik im allgemeinen, und bei den Indogermanen wie Germanen im besonderen beizubringen, kommt aber über allgemeine Hypothesen und geistreiche Redensarten nicht hinaus. Grund dessen ist seine (wie fast aller) Ansicht, daß wir über Musik so entfernter Zeiten, wie der vorgeschichtlichen, nichts Positives wissen könnten. Aber trotzdem weiß er mit positiver Sicherheit zu berichten, daß (S. 10) „unsere Rasse die seelische Fähigkeit, in einer Art von souveränem Raumgefühl die Tondimensionen sprungweise zu durchmessen, sowie nach der Höhe und Tiefe zu erweitern" besitze, spricht aber doch (S. 16) vom „kindlichen Musizieren der deutschen Heidenzeit" und ähnlichem. Aus solchen Anschauungen heraus hat er denn auch sein erstes Kapitel, das von den Anfängen bis 800 vor Chr., von den Zeugnissen des vorgeschichtlichen Werdeganges und der heidnischgermanischen Musikübung und ihren Trägern handelt, mit der echt feuilletonistischen Überschrift „Tonkunst der Wälder" versehen, gleichsam als ob die alten Germanen ein bloßes Naturvolk von Jägern und Holzbauern gewesen seien, die sangen und musizierten, etwa wie die Vögel ihr Lied in den Wald hineinschmettern. Holzbauern und Naturburschen gibts auch heute noch im deutschen Volk genug, aber neben ihnen haben zu allen Zeiten noch andere Leute gestanden, die beizeiten auch die Musik aus dem Naturzustande herausgeführt haben. Im Mittelalter waren das die Mönche, in heidnischer Zeit die Priester und die Heldensänger, von denen wir ja auch nicht ganz wenig wissen, weit mehr als das vorliegende Werk ahnen läßt. Und daß die alte Germanenmusik bereits zum Gebrauch von Musikzeichen vorgedrungen war, die der Musikgott Wotan erfunden hatte, ist uns auch bekannt. Da ist also mit allgemeinen Erörterungen über die Urphänomene der Harmonie und Melodie, und seien sie — wie hier — auch noch so sehr mit gelehrten Zutaten verbrämt, gar nichts getan. Vielmehr kann man heutzutage schon verlangen, daß uns Jemand, der uns über musikalisches Germanentum unterrichten will, nicht feingedrechselte Spekulationen über Systolen und Diastolen, Phonika, Regnante und Unterregnante, Anapäste und Daktylen vorlegt und allerlei Dinge, die gewesen sein könnten, sondern Tatsachen, die gewesen sind, nachweisbar oder der Grenze äußerster Wahrscheinlichkeit nahe gebracht. Das aber ist die schwache Seite dieses starken Bandes. Statt die vor-

Digitized by Google

handenen schriftstellerischen Zeugnisse des Altertumes und die archäologischen einschlägigen Befunde säuberlich zusammenzutragen, durchzuarbeiten, kritisch zu beleuchten, zu erweitern, mit einem Worte selbst in Mühe und Schweiß zu forschen, jahrzehntelang, ein Leben lang, hat der Verf. nicht einmal die wenigen bisher geleisteten Forschungen über altgermanische Musik kennen zu lernen sich bemüht. So z. B. ersehe ich aus einigen Zitaten meines Namens, daß er meine ziemlich umfänglichen und vielfach nachgedruckten, also leicht zugänglichen Aufsätze über altgermanische Musik in dem „Reallexikon der germanischen Altertumskunde", in Pauls „Grundriß der germanischen Philologie", in der „Allgemeinen Musikzeitung" usw., sowie meine drei Bände Neumenstudien gar nicht im Original gelesen, sondern sich auf Auszüge von anderen verlassen hat. Auch sonst ist von ernsthafter, tiefschürfender eigener Forschung wenig zu spüren. Es wird eine Unmenge von Analekten fleißig zusammengetragen und mit unverkennbarem schriftstellerischen Geschick zu einem teils recht gut lesbaren, teils sehr gelehrt aussehenden, weil mit musikalischen Fachausdrücken gespickten Ganzen verarbeitet. Ein Ungeheuer ist die Seite 17f. mit einigen Dutzenden Fremdwörtern. Wollte ich alle Schiefheiten und Unrichtigkeiten hier richtigstellen, so müßte ich fast ein Buch schreiben. Das tut deshalb nicht not, weil binnen Jahresfrist meine Urgeschichte der deutschen Tonkunst zu erwarten ist. Nur einige Punkte also zur Probe. Erheiternd wirkt z. B. die Schlußfolgerung S. 35: „weil in den Zeiten des römischen Kaisertums die germanischen Hornisten nicht mehr die alten Signale blasen konnten, darum — schmilzt die übertriebene Wichtigkeit, die man [1]) neuerdings den Luren beigelegt hat, einigermaßen zusammen". S. 52: „Bei Tische in der Methhalle wanderte die Harfe von Hand zu Hand, so schildert es die Germania des Tacitus, und jeder Recke singt, was er weiß." Diese Stelle hat höchst bedauerlicherweise die Teubnersche Ausgabe der Germania ausgelassen. S. 74: Das Tedeum ist schon seit einem halben Jahrhundert dem Ambrosius allseitig abgesprochen worden. S. 82 hat sich der bekannte Erzbischof der Karolingerzeit Remigius eine Umtaufe in Remedius gefallen lassen müssen. S. 87: Dagegen, daß wir gerade dem Kaiser Karl „die Erhaltung der wichtigsten antiken Schriftsteller durch planmäßige Abschriften verdanken", würden wohl die Benediktiner mit Recht Verwahrung einlegen. S. 93: Die Urheberschaft des Veni creator durch Karl d. Gr. ist eine interessante Neuheit, die es wohl verdiente, ein wenig bewiesen zu werden. S. 96: Daß die Romanusnotation „die Töne nach Höhe und Dauer möglichst genau zu fixieren" unternimmt, ist ein recht phantasievolles „Hausmärlein". S. 127 ist der bekannte älteste Musiktraktat in deutscher Sprache wiedergegeben mit einer solchen Unmenge von Fehlern (allein 40 Akzentfehler, ständig buch statt buoh, nicht statt nieht, inade statt unde, sieten statt seiten usw.) daß diese Wiedergabe, als ein Beweis für völlige Unkenntnis des Althochdeutschen, besser weggeblieben wäre. Denn dadurch wird man gegen des Verf. Beruf, gerade über germanische Musik zu schreiben, recht begriffsstutzig. Dem entspricht die beigefügte Übersetzung. Genug der Einzelproben! Noch schwerer wiegt des Verf. Verfahren, über die Nichtkenntnis wichtiger Dinge durch weitschichtige Untersuchungen am untergeschobenen Objekt hinwegzutäuschen. So z. B. gesteht er selbst ein, — und das ist keine Schande — daß er die mittelalterliche Hauptschrift für Musik, die sog. Neumen, nicht zu lesen vermag. In solcher Schrift sind uns z. B. die Notkerschen Sequenzen erhalten. Kein Mensch sonst hat sie bisher entziffert, ihr musikalisches Gefüge ist also annoch unzugänglich. Um aber nun doch etwas und möglichst viel über solche Gesänge zu schreiben, nimmt der Verf. eine Niederschrift Notkerscher Sequenzen aus dem 16. Jahrhundert, die kaum eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Originale hat, analysiert und kritisiert sie, als ob er Originale vor sich hätte, und will nun damit den Anschein erwecken, als habe er uns das Wesen der Notkerschen Sequenz gründlichst dargelegt. Diese Methode ist leider in der Musikwissenschaft weit verbreitet, aber deshalb um nichts weniger gefährlich, weil sie diese Wissenschaft in Verruf bringt. Wenn einer von den Neumen nichts weiß, so soll er das als

[1]) Damit bin ich gemeint. O. S.

Digitized by Google

ehrlicher Mann eingestehen oder wenigstens nicht so tun, als seien die Neumen eigentlich für den Musikgeschichtsschreiber überflüssige Dinge. Das Schlimme dabei ist freilich für diejenigen, die Bücher über die mittelalterliche Musik schreiben wollen, daß alle lebendige Musik des Mittelalters eben in diesen Neumen festgebannt ist. Da heißt es warten. Warten, bis die Entzifferung der Neumen gelungen oder — wie ich verraten will — veröffentlicht ist. Das aber ist es ja eben, was junge Leute nicht können. Das spricht der Verf. auch selber in seiner Vorrede aus: „Man sollte sich an eine derartige Aufgabe erst als Sechziger machen, nicht als Dreißigjähriger, der ich heute bin. Aber die Jugend hat vielleicht doch wenigstens den einen Vorzug, daß sie überhaupt den Wagemut zu solchem Unternehmen aufbringt." Ich meine freilich, daß in der Wissenschaft der zufahrende Wagemut oft weit mehr geschadet hat, als genützt, und daß man lieber das nonum prematur in annum bis aufs zwanzigste oder meinetwegen aufs sechzigste Jahr ausdehnen soll, als durch nicht ausgereifte Veröffentlichungen ein so wichtiges Gebiet, wie das der Geschichte der deutschen Musik in Mißkredit zu bringen. Man nützt dadurch weder der Wissenschaft noch dem deutschen Volke. Diese harten Worte will ich aber herzlich gern durch die Anerkennung mildern, daß dort, wo der Verf. mit eignen Augen zu sehen imstande ist, also besonders bei den späteren Zeiten des Mittelalters, manches Gute und Brauchbare zutage tritt und beweist, daß er eine bemerkenswerte Kraft für die Musikforschung werden kann, wenn er sich von Vielschreiberei fernhält.

Berlin. **Oskar Fleischer.**

IV. Nachrichten.

Geh. Regierungsrat Univ.-Prof. Dr. Gustaf Kossinna wurde im Dezember 1921 von der „Finnisch-ugrischen Gesellschaft" in Helsingfors zum korrespondierenden Mitgliede ernannt.

Im Jahre 1921 ist unser Mitglied Sanitätsrat Dr. Dormagen in Köln a. Rh. gestorben.

Bücher-Angebot.

Der Schlesische Altertumsverein ist bereit, folgende Tafelwerke an die Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zu bedeutend ermäßigtem Preise abzugeben:

M. Zimmer, Die bemalten Tongefäße Schlesiens aus vorgeschichtlicher Zeit. Breslau 1889. Folioband mit 32 Seiten, 7 Buntdrucktafeln und einer Fundkarte. Vorzugspreis 14 Mk.

Grempler, Der Fund von Sackrau. Breslau 1888. Folioband mit 16 Seiten und 6 Tafeln, davon eine in Buntdruck.

Grempler, Der zweite und dritte Fund von Sackrau. Breslau 1888. Folioband mit 16 Seiten und 7 Tafeln. Beide Teile zusammen Vorzugspreis 14 Mk.

Zu den Preisen kommen die jeweiligen Auslagen an Porto und Verpackung. Bestellungen sind zu richten an den Schlesischen Altertumsverein in Breslau, Graupenstr. 14.

Digitized by Google

7. Tagung für deutsche Vorgeschichte.

Ordentliche Hauptversammlung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zu Berlin vom 17. bis zum 20. April 1922.

Vorläufiger Tagungsplan.

Montag, den 17. April:

Abends 8 Uhr: Begrüßung der Teilnehmer im „Spatenbräu", Friedrichstraße 172 (eigenes Zimmer).

Dienstag, den 18. April:

Vormittags 9½—10 Uhr: Vorstands- und Ausschußsitzung.
10—2 Uhr: Wissenschaftliche Vorträge.

Nachmittags 6—7½ Uhr: Festvortrag des Herrn Dr. Martin Jahn (Breslau): Die Kunst in der Vorzeit Schlesiens (mit Lichtbildern).

Abends 8 Uhr: Gemütliches Beisammensein.

Mittwoch, den 19. April:

Vormittags 9½—10 Uhr: Geschäftssitzung. (Zutritt nur für Mitglieder der Gesellschaft.)
10—12 Uhr: Wissenschaftliche Vorträge.

Nachmittags 12½—2 Uhr: Nach Wahl: Besichtigung der vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums oder der tocharischen Funde (Turfansammlung) des Museums für Völkerkunde.

Nachmittags 5—7 Uhr: Wissenschaftliche Vorträge.

Donnerstag, den 20. April:

Wissenschaftlicher Ausflug (Geologie und Vorgeschichte).

Sitzungen und Vorträge erfolgen im Universitätsgebäude, Kaiser-Franz-Joseph-Platz (Unter den Linden), wo sich auch die Geschäftsstelle für Anmeldungen und Kartenausgabe befindet.

Bisher sind folgende **Vorträge** angemeldet worden:

1. Dr. Ludw. Ferd. Clauß (Dresden): Die Grenzen deutscher Artung.
2. Dr. Constantin Diculescu (Berlin): Wandalen und Goten in Ungarn und Rumänien.
3. Museumsassistent Dr. Erich Frischbier (Halle): Zur Typologie der germanischen Fibeln.
4. Prof. Dr. Hans Hahne (Halle): Vorzeitmuseum und Gegenwart.
5. Prof. Dr. Hans Hahne (Halle): Paläolithisches, besonders über Trugformen. Aus Anlaß neuester angeblicher und tatsächlicher Funde.
6. Bergrat Dr. Heß v. Wichdorff (Berlin): Entstehung, Aufbau und Alter des Kalktuffs der paläolithischen Fundstätten von Ehringsdorf und Taubach bei Weimar.
7. Direktorialassistent Dr. Martin Jahn (Breslau): Zur Chronologie der sog. Lausitzer Kultur auf Grund neuerer Grabungen in Schlesien.
8. Dr. Jörg Lechler (Charlottenburg): Zum Begräbnis im Haus.
9. Museumsassistent Mag. Niklasson (Halle): Siedelungen der jüngeren Steinzeit in Mitteldeutschland.
10. Pfarrer Martin Schultze (Fahrenwalde): Das Hügelgrab zu Neuenfeld (Kreis Prenzlau).
11. Direktorialassistent Dr. Walther Schulz (Halle): Die Bestattungsbräuche der beginnenden Eisenzeit.
12. Direktorialassistent Dr. Walther Schulz (Halle): Die Hermunduren.
13. Geh. Studienrat Prof. Dr. Walter (Stettin): Die Ausgrabungen in Arkona (Rügen).
14. Obergeneralarzt a. D. Dr. Georg Wilke (Rochlitz): Über das Fortleben vorgeschichtlicher Mythenmotive in der kirchlichen und Volkskunst.

Höchstdauer jedes Vortrages eine Stunde.

Teilnehmerkarten 12 Mark, Nebenkarten für Familienangehörige 8 Mark, Studentenkarten 6 Mark. — Eintritt zum Festvortrag für Teilnehmer frei, sonst 5 Mark.

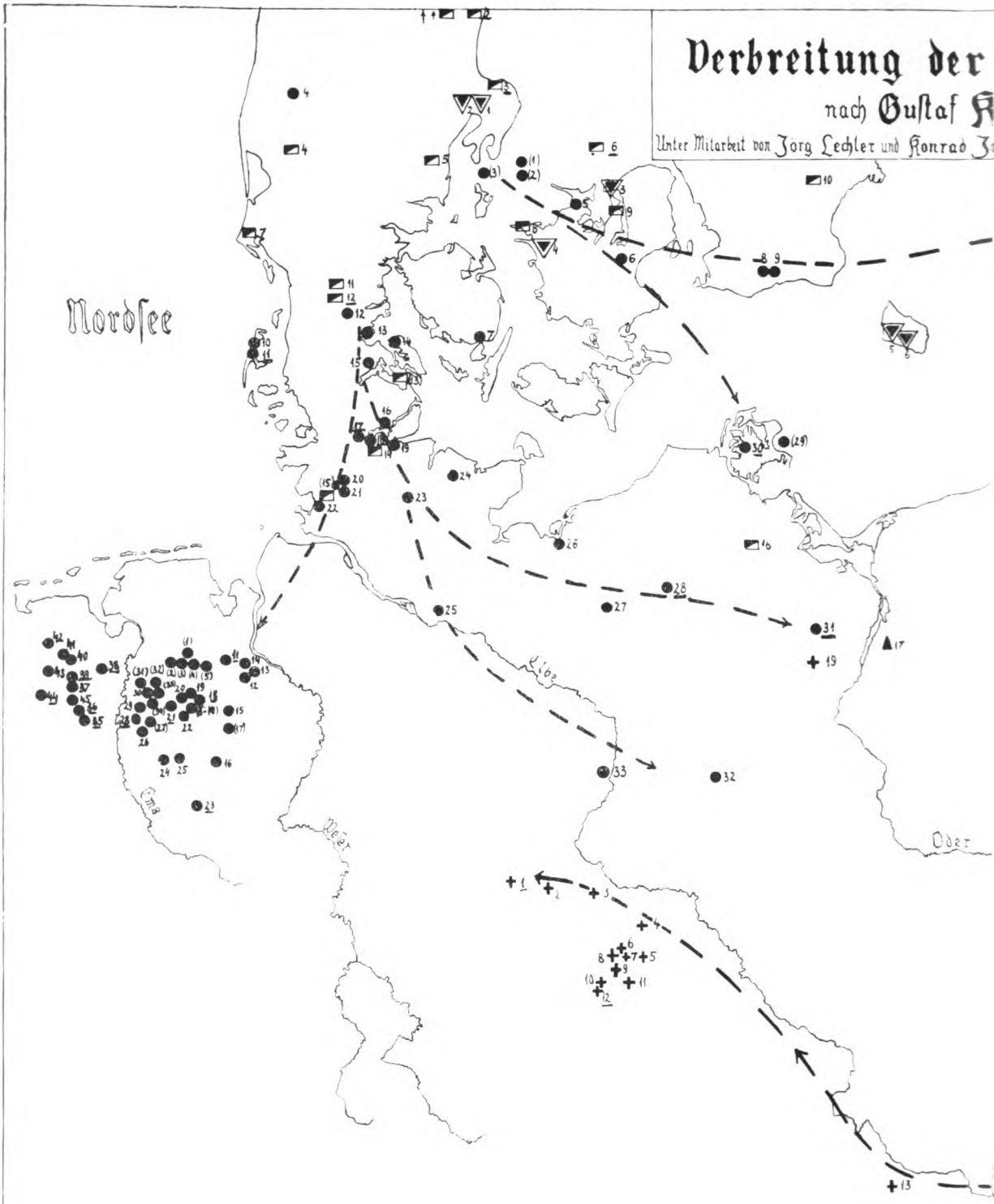
Anfragen wegen Wohnung für Teilnehmer zu richten an Herrn Lyzeallehrer O. Gütte, Berlin NW 21, Bochumer Straße 9.

Der Ortsausschuß:
Prof. Dr. Paape, Bergrat Dr. Heß v. Wichdorff,
Sekretär E. Snethlage, Lyceallehrer O. Gütte.

Der Vorstand:
Kossinna.

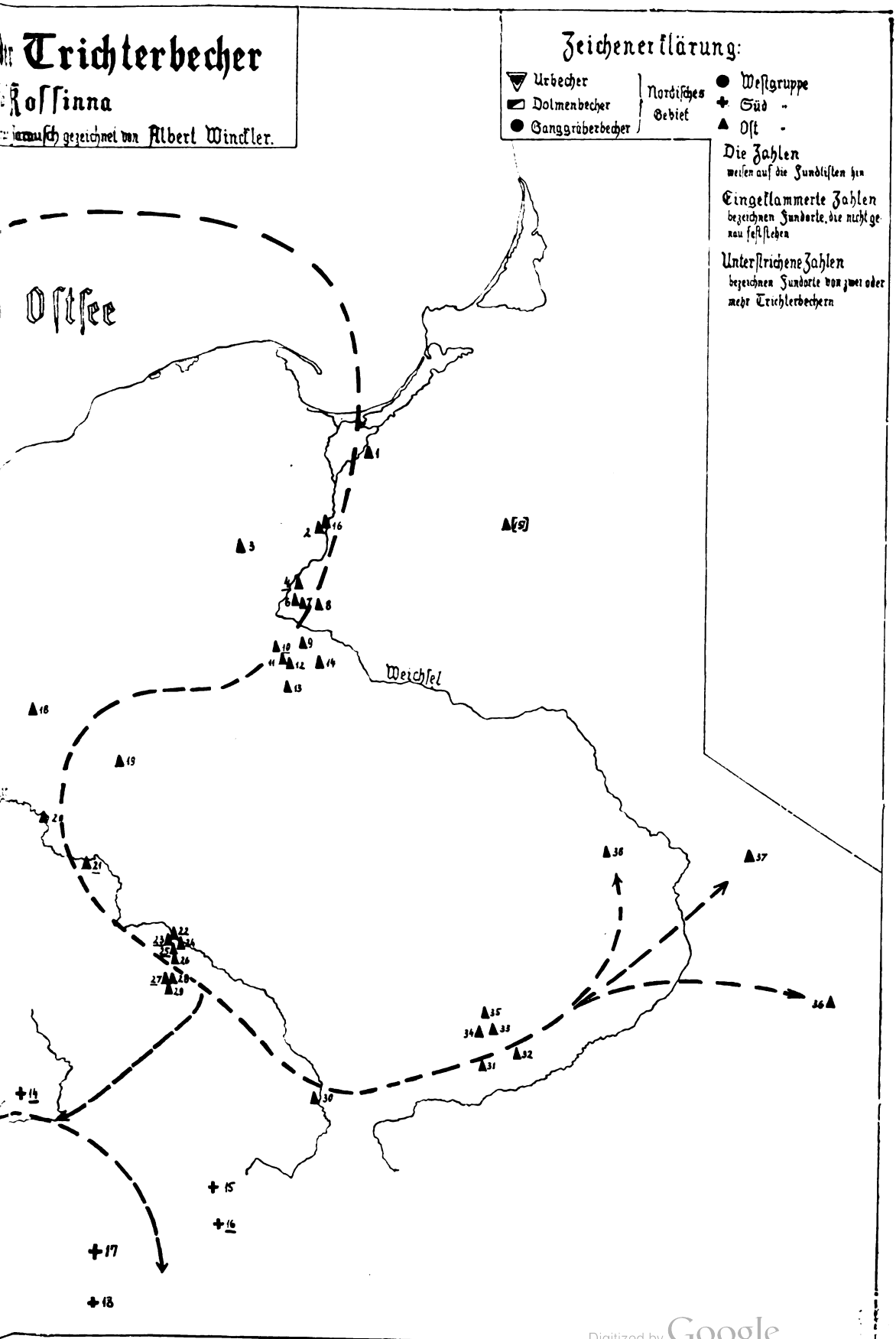
Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

ung. Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher usw.



Digitized by Google

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Abb. 1. Schädel vom Pfahlbau bei Alvastra. In situ. Phot. von O. Frödin.

Abb. 2. Der Schädel Abb. 1. 1/3. Phot. von C. M. Fürst.

Abb. 3. Der Schädel Abb. 1. Auf dem oberen Teil des Stirnbeins sieht man quergehende Einschnitte. 1/3. Phot. von C. M. Fürst.

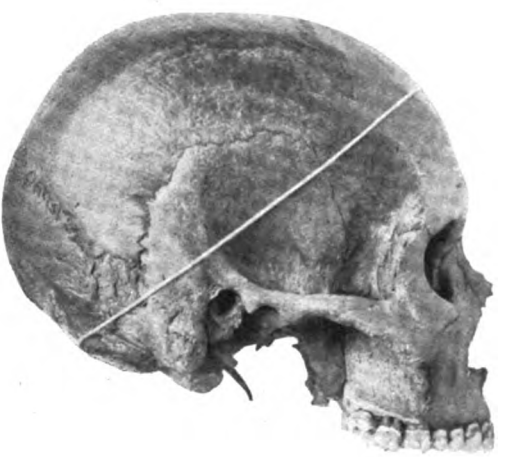


Abb. 4. Der Schädel Abb. 1 mit einer in der Richtung der Einschnitte rings um den Schädel gebundenen weißen Schnur. 1/3. Phot. von C. M. Fürst.

Digitized by Google

Digitized by Google

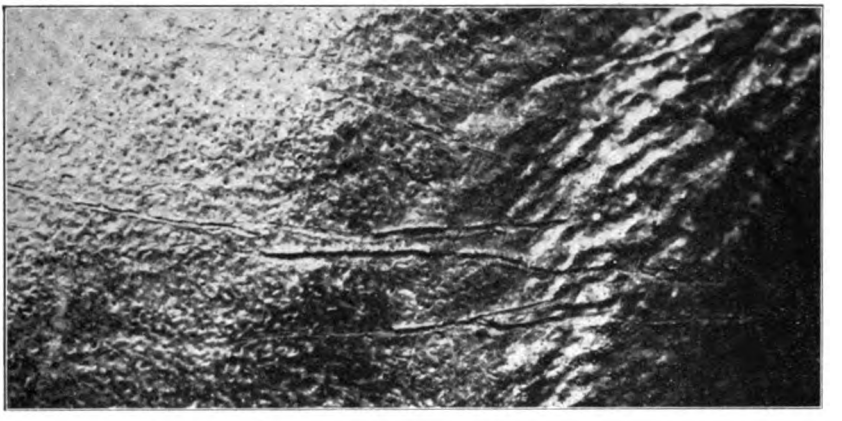


Abb. 5. Am weitesten links an der Linea temporalis sinistra.

Abb. 6. Mittelteil.

Abb. 7. Am weitesten rechts.

Abb. 5—7. Mikrophotographierte Abbildungen der Einschnitte auf dem Stirnbein. $^3/_1$. Phot. von C. M. Fürst.

Digitized by Google

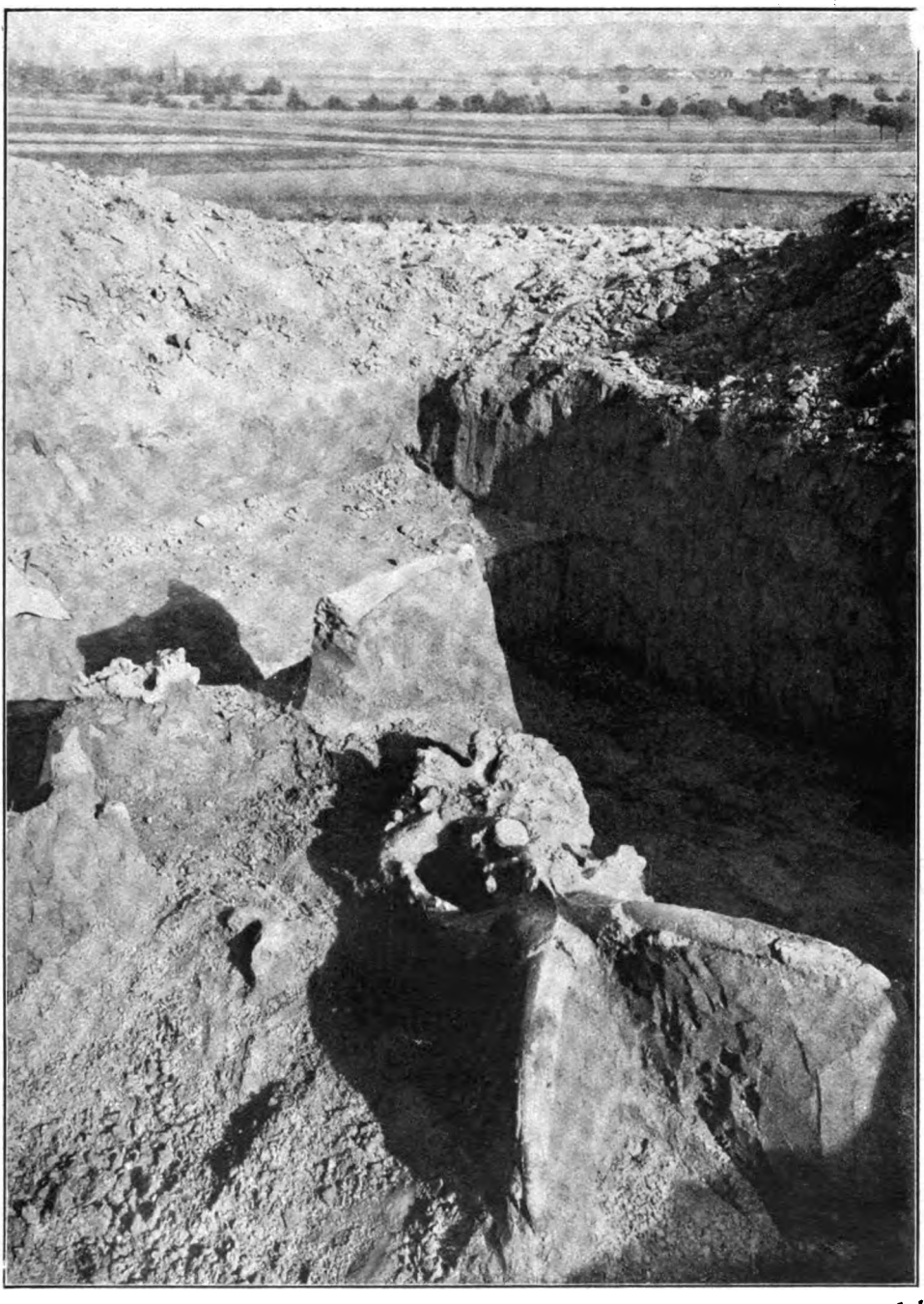
Digitized by Google

Der nördliche Teil der großen Abkochstelle auf Lagerplatz B.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google



Knochengruppe mit dem stark beschädigten Mammutschädel, Wolfsschädel usw. (Lagerplatz B).

Digitized by Google

Digitized by Google

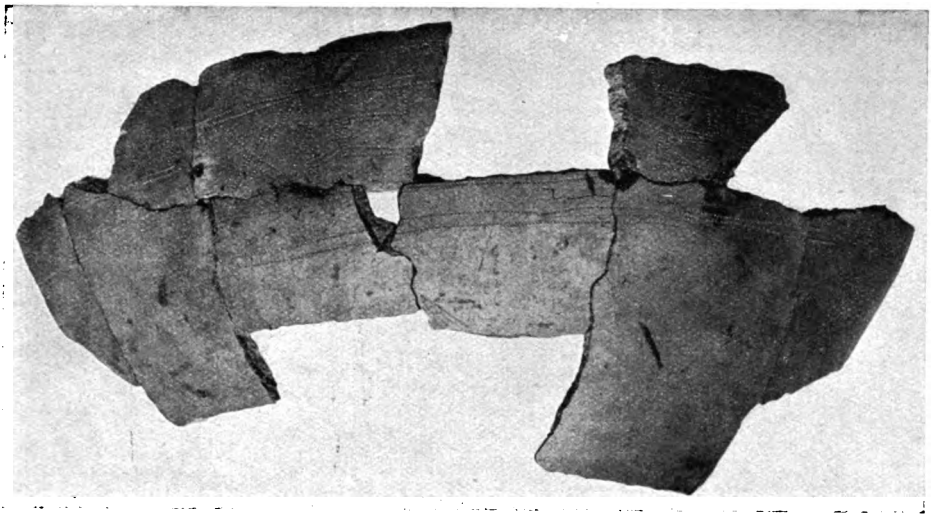


Abb. 1. Siemianice, Kr. Kempen.

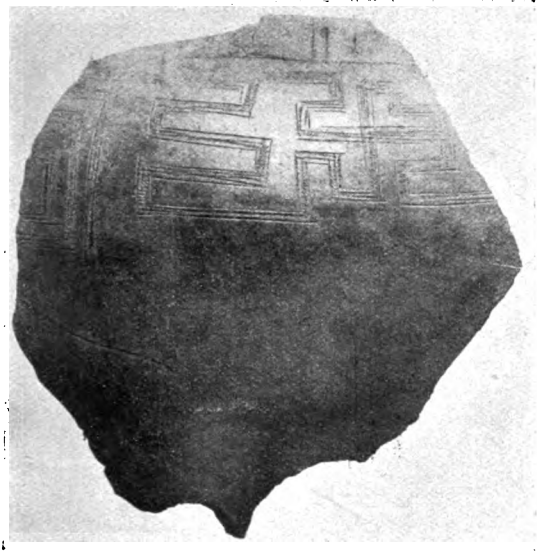


Abb. 2. Prusinów, Kr. Jarotschin. 2/5.

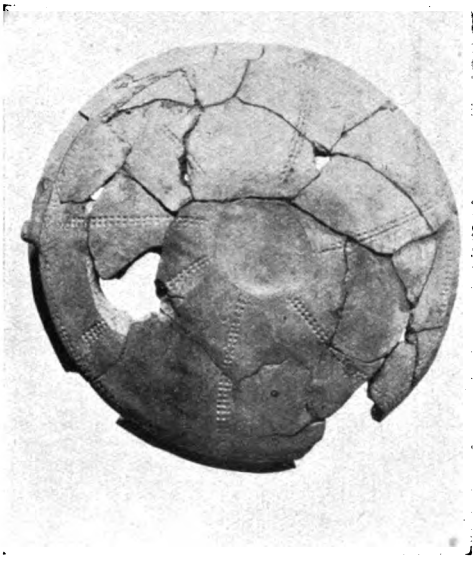


Abb. 3. Grünchen, Kr. Lissa. 2/5.

Abb. 8.

Abb. 9.

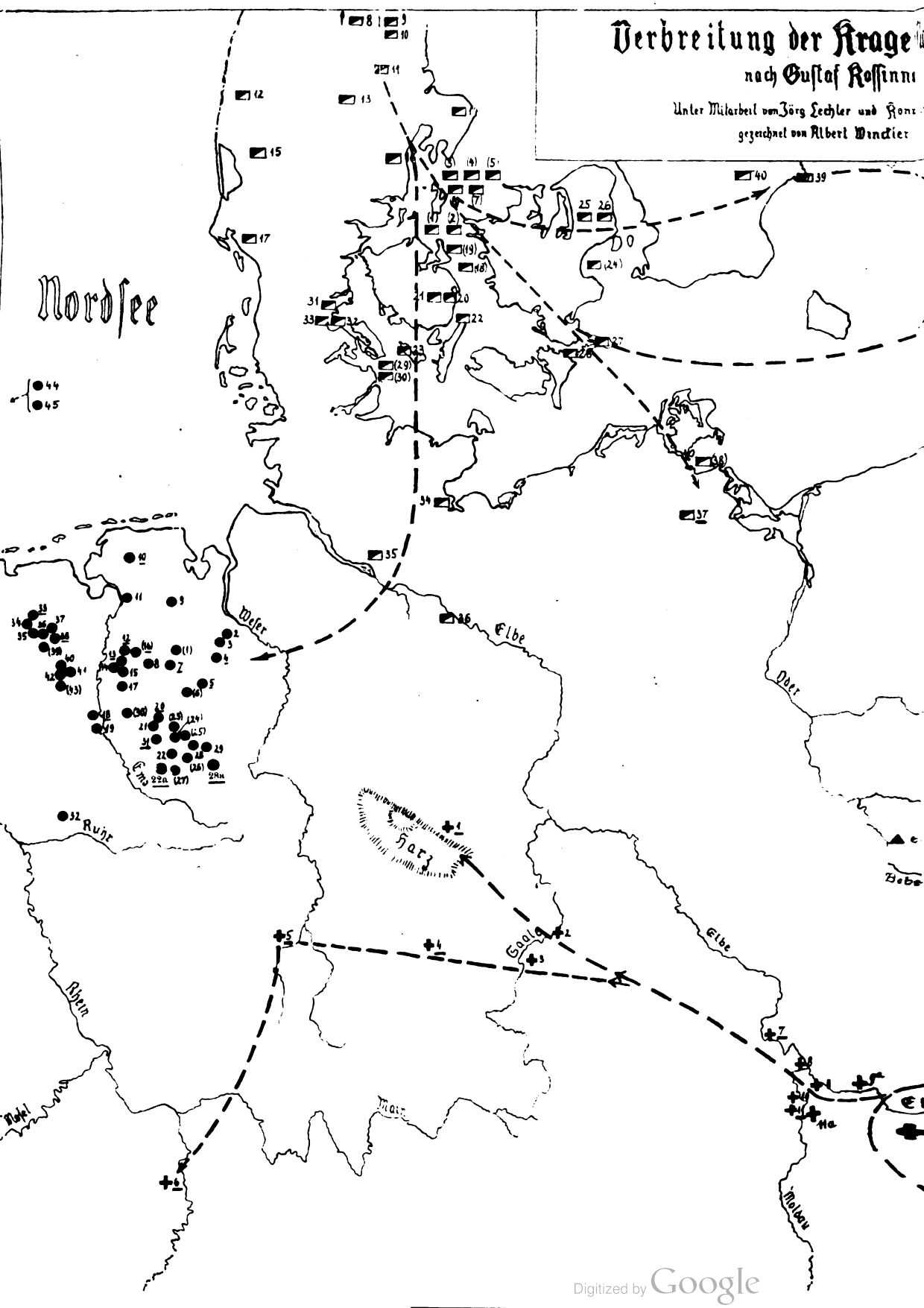
Abb. 10.

Abb. 8 u. 10. Prov. Posen (So. u.) Abb. 9. Nadziejewo, Kr. Schroda. Alles 2/5.

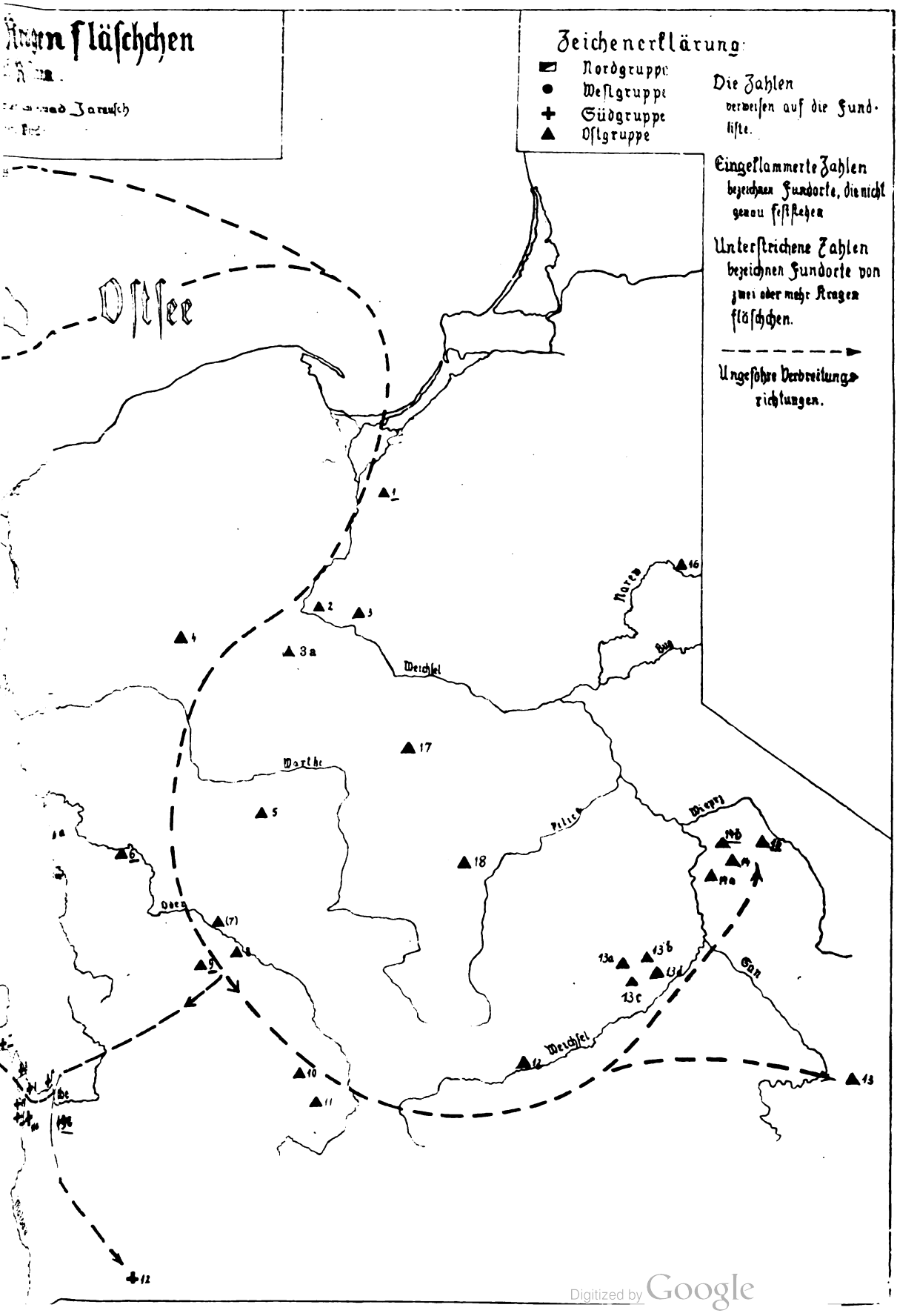
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



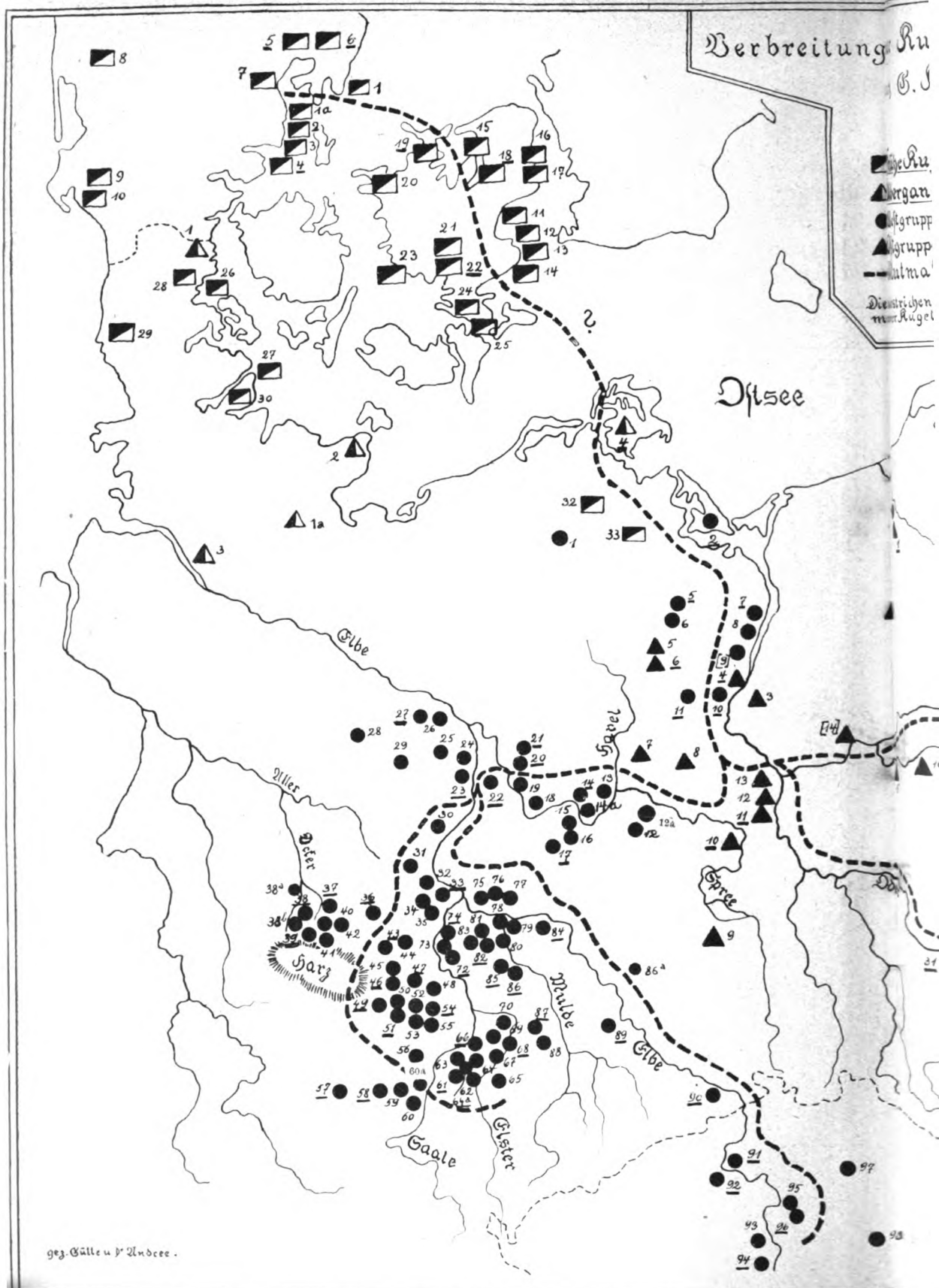
Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07029 0856

Digitized by Google

Digitized by Google